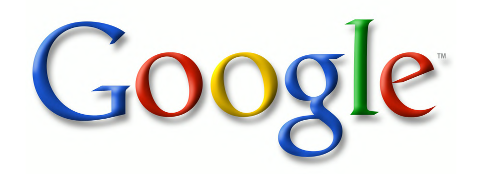
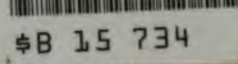







# Zeiten und Menschen

Erlebnisse und Meinungen

von

Rudolph Genée.

Berlin
E. S. Mittler & Sohn


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



10 3

$ 2.6



Rudolph Genée.

*Nach einer Photographie v. J. 1868.*

Mit einem Bildnisse des Verfassers
aus dem Jahre 1868.

**Berlin 1897.**

Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71.



# Zeiten und Menschen.



Erlebnisse und Meinungen

von

**Rudolph Genée.**

Mit einem Bildnisse des Verfassers
aus dem Jahre 1868.

**Berlin 1897.**
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71.



„Keinen Epilog, ich bitt' euch, denn euer Stück bedarf keiner Entschuldigung."

Ich will diese Worte aus Shakespeares „Sommernachtstraum" nicht auf den Epilog, sondern auf den fehlenden Prolog beziehen, wenn auch in anderem Sinne. Ein schlechtes Buch verdient keine Entschuldigung, und ein gutes bedarf ihrer nicht. Was mich zum Schreiben desselben veranlaßt hat, ist in wenigen Worten auf den letzten Seiten des Buches selbst gesagt. Der Titel desselben kann sich nur auf die in den drei Hauptabschnitten dargebotenen Schilderungen von Zeiten und Menschen beziehen. Das Schlußkapitel hingegen, das die lange Zeit von 1871 bis zur Gegenwart umfaßt, hat einzig den durchgehenden Faden der autobiographischen Mittheilungen fortzuspinnen und mit einem Knoten zu schließen. Vielleicht wird der Leser ganz zufrieden sein, daß ich in diesen nur mich selbst betreffenden Mittheilungen, im Vergleich zu dem Inhalt der drei Hauptabschnitte, mich kurz gefaßt habe. Sollte man dies aber als einen Mangel betrachten, so bliebe mir nur zu wünschen, daß man nichts weiter an dem Buche auszusetzen hätte.

Berlin, Ende Oktober 1897.

**Rudolph Genée.**





# Inhalt.

## Erstes Buch. 1840—1848.

## Zweites Buch. 1849—1866.

---

## Drittes Buch. 1866—1870.

## Schlußkapitel.



# Erstes Buch.

## 1841—1848.

Ich denk' an alte Zeiten
Und werde jung dabei.
Fr. Rückert.

### 1. Jugendliches aus dem alten Berlin.

Wenn man von einem etwas erhöhten und richtig gewählten Standpunkt aus ein bestimmtes landschaftliches Gebiet überblickt, so wird durch das perspektivische Zusammenschieben der Einzeltheile uns Vieles anders erscheinen, als wir es in unmittelbarer Nähe, beim Durchwandern der Wege und Stege, von Baum zu Baum oder von Haus zu Haus, wahrnehmen konnten. Wir sehen eben das Ganze in seinem Zusammenhange, wir erkennen die großen Linien, die das Mannigfaltige vereinen oder es doch als ein Einheitliches erscheinen lassen.

So ist es auch mit den Erlebnissen und Begebenheiten, auf die wir von einem ruhigen Standpunkte aus zurückblicken und durch die unser Leben und Streben mehr oder weniger beeinflußt war. Das vergangene und durch die Zeitfolge bestimmte Neben- und Nacheinander der Dinge erscheint von dem entfernteren Standpunkte aus als etwas Gleichzeitiges oder doch als etwas, das wir gleichzeitig überblicken, und das uns deshalb in seinem Zusammenhange klarer wird.

Um wieviel deutlicher erscheint mir jetzt in der Erinnerung jene Epoche meiner Jugendjahre, aus der ich in diesem ersten Buch berichten will, die Epoche der vierziger Jahre, da die gleichzeitig zusammentreffenden Strömungen des modernen Liberalismus die Gemüther des aufstrebenden jüngeren Geschlechtes in stete Gärung versetzten. Was Alles drängte sich in dem Zeitraum zusammen, und wie wenig konnte man in diesem Gebrodel das Wahre vom Falschen, das Berechtigte vom Unberechtigten, das Kleinliche vom Großen unterscheiden! Richtige Impulse und dunkle Wege, Dichterworte und prahlerische Phrasen, ernste Bestrebungen und lächerliche Verirrungen, Herzenssehnen nach Befreiung und machtlose Verkehrtheiten, Vaterlandsliebe und vaterlandsloser Hohn, Geist und Tollheit! — das Alles neben einander und durcheinander bewegte diese Zeit des ohnmächtigen Drängens, der Werdelust und der kindischen Unbeholfenheit.

---

Beim Beginn des so inhaltvollen und wichtigen Jahrzehntes konnte ich für die aus Ostpreußen kommende Strömung des modernen Liberalismus noch nicht das mindeste Verständniß haben. Wohl aber erinnere ich mich, daß über die „Vier Fragen eines Ostpreußen" von Joh. Jacoby viel gesprochen wurde, auch im Hause meines Vaters, der geborener Königsberger war. Aber um was es sich dabei handelte, davon hatte ich keine Ahnung. Deutlicher aber sprachen zu mir schon die lustigen Spottgedichte, die Hoffmann von Fallersleben in seinen „Unpolitischen Liedern" in Umlauf brachte. Die satirischen Hiebe gegen Orden, Titel ꝛc. erscheinen ja jetzt recht harmlos, aber damals reizten sie gewaltig, und ich hatte mir eine Auswahl davon aus dem Büchlein abgeschrieben.

Solange mein Vater in Berlin lebte (bis Ende 1841), waren übrigens meine Neigungen ganz wo anders hin gerichtet. Neben meiner Begabung für Musik und Gesang — im Gymna-

sium zum grauen Kloster gehörte ich zu den Auserwählten der Extra-Singklasse unter Leitung des Mathematikers Fischer, eines klassisch gebildeten Musikers — hatte ich eine besonders große Lust zum Zeichnen und Tuschen, und die Beschäftigung mit der Musik und dem Zeichnen hat mich auch bis heute noch in dem ernster gewordenen Leben freundlich begleitet.

Mit dem Theater und dem verführerischen Zauber der Bühnenwelt bin ich schon sehr frühzeitig in nahe und dauernde Berührung gekommen, da mein Vater beim alten Königstädtischen Theater am Alexanderplatz eine sehr angesehene und leitende Stellung einnahm. In Königsberg i. Pr. 1795 geboren, als der Sohn eines Kalkulaturdirigenten bei der Gumbinner Regierung, hatte mein Vater an der Albertina der Kant-Stadt Theologie studirt. Der Ruf zu den Waffen unterbrach schon 1813 seine Studien, indem er mit 18 Jahren in das Ostpreußische Kavallerie-Regiment als Freiwilliger eintrat. Nachdem er als Husar die Feldzüge von 1813 bis zur Einnahme von Paris mitgemacht, dann 1815 eine Stelle in der militärischen Verwaltung bekleidet hatte, war er nach dem Kriege zur Universität zurückgekehrt, um sich dem Rechtsstudium zu widmen. Da ihm nach dem früh erfolgten Tode seines Vaters die Mittel zur Fortsetzung der Studien fehlten, folgte er seiner Neigung zur Kunst; mit einer sehr schönen und kräftigen Baßstimme begabt, widmete er sich der Oper und trat zuerst in Danzig auf. Nach mehrfachem Wechsel seines Aufenthalts, und nachdem er sich in Danzig verheirathet hatte, nahm er 1824 das Engagement an dem neu errichteten Königstädtischen Theater an, und in diesem Jahre, am 12. Dezember, bin ich in Berlin, in der Nähe des Alexanderplatzes geboren.

In den Jahren 1828 bis 1830 war dann mein Vater bei der Oper in Aachen, die damals einen sehr hohen künstlerischen Rang einnahm, und machte mit derselben einen Gastspielausflug nach Paris mit, wo er unter Anderen den Kaspar

im Freischütz sang. Danach kam er 1830 zum zweiten Mal nach Berlin an das Königstädtische Theater und übernahm jetzt, während er als Darsteller in der Oper wie im Schauspiel thätig blieb, zugleich als Regisseur die künstlerische Leitung dieses in seiner Glanzzeit sehr hochstehenden Instituts.*)

Jenes Königstädtische Theater hat außer der Geschichte seiner künstlerischen Thätigkeit auch noch seine geheime Geschichte, über die zwar immer mancherlei gemunkelt wurde, ohne daß aber etwas Bestimmtes darüber ans Licht gekommen ist. Schon unter der Hoftheater-Intendanz des Grafen Brühl war der Plan erwogen gewesen, neben dem Königlichen Schauspiel ein sogenanntes Vorstadttheater ins Leben zu rufen, das aber gleichfalls unter Königlicher Verwaltung stehen sollte. Der Ausführung dieses Plans stellten sich aber Bedenken und Schwierigkeiten entgegen, bis endlich einem Manne, der thatsächlich nicht lesen und schreiben konnte, dem ehemaligen Pferdehändler (ich glaube auch Kriegskommissionär) Friedrich Cerf (Hirsch) die Konzession zur Errichtung eines zweiten Theaters ertheilt wurde, mit der Erlaubniß, die erforderlichen Fonds durch Aktienzeichnung aufzubringen. Warum man gerade diesen Mann, für den dabei der schöne Titel „Kommissionsrath“ erfunden zu sein scheint, für würdig hielt, eine Theaterkonzession zu erhalten, ist noch nicht aufgeklärt. Kurz, die Aktienzeichnung ging von Statten, und nach schneller Herstellung des sehr zweckmäßig eingerichteten Hauses wurde am Alexanderplatz das neue Theater 1824 eröffnet. Ich bin freilich nicht dabei gewesen, denn ich wurde erst bald danach geboren, aber ich muß hier schon, um aus meinen persönlichen Erfahrungen zu berichten, auf die Vergangenheit zurückgreifen. Die Direktion begnügte sich thörichterweise nicht damit, ein gutes Volkstheater

*) Das Haus am Alexanderplatz steht auch heute noch, ist aber als Theater nicht mehr kenntlich, da es für Geschäftsläden, Waarenlager 2c. eingerichtet ist.

zu schaffen, in dem anfänglich besonders für das heitere Genre Künstler wie Schmelka, Angely, Rösicke und Spitzeder nebeneinander standen, sondern sie wollte auch gleichzeitig mit der Königlichen Oper rivalisiren und brachte es wirklich so weit, daß ein Genie wie Henriette Sontag hier in einer ihr ebenbürtigen Umgebung Triumphe feierte. Die Ueberspannung der finanziellen Mittel hatte aber schon nach fünf Jahren den Bankerott des Theaters zur Folge. Im Jahre 1830 erstand es von Neuem, um nunmehr ohne Aktionäre auf eigene Rechnung des Direktors Cerf fortgeführt zu werden. Mit Rücksicht auf den Charakter und Bildungsgrad dieser merkwürdigen Persönlichkeit fällt es um so mehr ins Gewicht, daß das Königstädtische Theater eine neue Glanzperiode begann. Während das Schauspiel hauptsächlich in Volksstücken der Birch-Pfeiffer und Anderer, im Liederspiel von Holtei und von Angely hervorragend war, konnte bald auch die Oper mit ihren ausgezeichneten Kräften und unter der musikalischen Leitung von Franz Gläser (dem Komponisten von „Des Adlers Horst") auf gewissem Gebiete neben der Königlichen Oper ehrenvoll bestehen. Aber auch in dieser zweiten Periode des Theaters blieb es ein Uebelstand, daß jedes Genre darin vertreten sein sollte, mit Ausnahme des klassischen Dramas, das dem Königlichen Schauspiel vorbehalten war.

Im Königstädtischen Theater glänzte besonders im komischen Fache das unvergleichliche Kleeblatt Schmelka, Beckmann und Plock. Im Volksschauspiel war hier der dankbarste Boden für die auch als Darstellerin mitwirkende Charlotte Birch-Pfeiffer, d. h. für die etwas groben, aber durch die sichere Bühnenkenntniß dieser Frau höchst effektvollen Volksstücke ihrer ersten Periode, wie „Hinko" und „Der Glöckner von Notredame"; hier fanden auch Holteis „Lenore", ein deutsches Volksstück im besten Sinne, „Der alte Feldherr" und „Die Wiener in Berlin" die vollendetste Darstellung; hier schrieb Angely seine

harmlos freundlichen Lustspiele, Vaudevilles und Berliner Possen, von denen nur „Das Fest der Handwerker“ durch naive Heiterkeit und gesunde Volksthümlichkeit sich als klassische Lokalposse erhalten hat. Auf dieser Stätte wurden den Berlinern auch die ebenso theatralisch wirksamen wie poesie- und gemüthvollen Werke des Wieners Ferdinand Raimund in musterhaften Darstellungen aufgeführt: „Der Bauer als Millionär“, „Der Alpenkönig und der Menschenfeind“, „Der Verschwender“ und andere mehr. Der „Verschwender“, das künstlerisch vollendetste der Raimundschen Zauberstücke, konnte nirgends eine bessere Darstellung finden als hier; selbst der Verlust des Wiener Lokalkolorits konnte den tiefen Eindruck dieses trotz der Mitwirkung der Feenwelt so gesund realistischen Stückes nicht schwächen. Auch der weniger poesievolle, aber geistreich-witzige Nestroy bürgerte sich schnell auf diesem Boden ein, besonders mit dem Volksstück „Zu ebner Erde und im ersten Stock“, worin Schmelka und Beckmann excellirten; mit der Posse „Der Talisman“ und vor Allem mit seinem vortrefflichen „Lumpazivagabundus“. Während so die größeren Gesangspossen und Zauberstücke aus Wien kamen, wurde das kleinere heitere Genre von Berlin aus versorgt, namentlich durch Angely und Holtei. Nächst Angelys „Fest der Handwerker“ wurde dessen „Reise auf gemeinschaftliche Kosten“ durch die beiden Komiker Beckmann und Plock zu einem solchen Erfolg gebracht, daß diese Darstellung schließlich von Jedermann in Berlin einmal gesehen sein mußte. Beckmann ist in der natürlichen Frische und Liebenswürdigkeit seiner Komik nie wieder erreicht worden, auch nicht in den Raimundschen Charakteren des Valentin und des Habakuk. Obgleich er der Schöpfer des so volksthümlich gewordenen Eckenstehers Nante war, so lag ihm, dem geborenen Breslauer, doch die erst später zur Herrschaft gekommene spezifisch Berlinische Komik noch fern, denn seine Persönlichkeit und Spielweise hätte etwas Herzerwärmendes.

Uebrigens kamen an diesem Theater von größeren Schauspielen ernster Gattung außer den frühesten Stücken der Birch-Pfeiffer auch viele aus dem Französischen übersetzte Dramen zu wirkungsvoller Aufführung, wie „Kean“, Melesvilles „Wagen des Emigranten“, Souvestres „Der Reiche und der Arme“, Delavignes „Ludwig XI.“ 2c.

Auf dem Gebiete der Oper war die Rivalität mit dem Königlichen Theater schwieriger. Doch wurden besonders Bellinis Opern viel gegeben: „Norma“, „Die Puritaner“ und „Die Familien Capuletti und Montecchi“. Auch von Adam, dem Komponisten des Postillon, kamen seine weniger dauerhaft gebliebenen Werke zur Aufführung: „Zum treuen Schäfer“ und „Der Brauer von Preston“. Eine mit Unrecht heute vergessene ältere Operette von Méhul, „Je toller je besser“, war damals sehr beliebt, doch habe ich von ihr nur dunkle Erinnerungen. Von Auber wurden aufgeführt: „Lestocq“, „Der Schwur“, „Fra Diavolo“ (mit dem ausgezeichneten Erl in der Titelrolle) und „Der Maskenball“. Die letztere Oper durfte damals nicht mit den Namen des Königs Gustav und Ankarströms gegeben werden, sondern diese erschienen unter den Namen: Der Herzog und Graf Reuterholm. (Die geschmacklose Verlegung der Handlung nach Boston war erst später für Verdis Komposition des nämlichen Scribeschen Librettos eingeführt.) Eine gleiche Veränderung, die aber nur den Titel betraf, erfuhr damals das Töpfersche Lustspiel „Des Königs Befehl“, das nur unter dem Titel „Des Herzogs Befehl“ gegeben werden durfte. Friedrich der Große erschien darin als Herzog, erregte aber schon durch sein Erscheinen großen Jubel, denn der „alte Fritz“ erschien in täuschend ähnlicher Maske vor den Zuschauern, und so wurde das Gebot, daß ein Vorfahr des Königlichen Hauses in Berlin nicht auf der Bühne erscheinen dürfe, durch Kostüm und Schminke wie durch die Kunst des Darstellers umgangen.

Was ich hier aus der früheren Zeit des Königstädtischen Theaters in Kürze mitgetheilt habe, betrifft nur die Eindrücke, die mir persönlich in der Erinnerung haften geblieben sind, fester als das, was ich als Knabe in der Schule zu lernen hatte.

Nachdem ich zuerst auf einer der Elementarschulen (in Berlin „Klippschule") frühzeitig die Noth des Lebens kennen gelernt hatte — denn ich war kein sehr heller Kopf und lernte schwer —, kam ich auf ein paar Jahre nach dem Diesterweg-schen Seminar in der Oranienburgerstraße, und ich habe von der Persönlichkeit dieses berühmten Pädagogen noch eine sehr genaue Erinnerung bewahrt. Von dort kam ich dann nach dem Gymnasium „zum grauen Kloster", unter der Direktion von Köpke, dann von Ribbeck. Aber noch vor der Uebersiedelung meiner Eltern nach Danzig, wo mein Vater 1841 die Direktion des Stadttheaters übernahm, war mir mein Lebensberuf bestimmt worden. Da man bei meiner stillen Thätigkeit im elterlichen Hause meine große Neigung zum Zeichnen beobachtet hatte, ließ mich mein Vater bei dem ihm befreundeten Professor F. W. Gubitz die Holzschneidekunst erlernen. Gubitz, der auch seit vielen Jahren der Theaterkritiker für die „Vossische Zeitung" war, hatte als Altmeister der Holzschneidekunst sich um Wiedererneuerung und Vervollkommnung derselben große Verdienste erworben und war Professor an der Königlichen Akademie. Er gab außer seinem sehr verbreiteten „Volkskalender" auch die angesehene belletristische Zeitschrift „Der Gesellschafter" heraus, hatte selbst seine eigene Verlagsbuchhandlung, sowie Buchdruckerei und Schriftgießerei — Alles in seinem Hause Kochstraße Nr. 70.*) Er war bei seiner so vielseitigen Thätigkeit ein ausgeprägt kernig deutscher Charakter. Dieser machte sich bald mit dem zunehmenden

*) Das alte Haus ist erst vor Kurzem abgetragen worden, und an seiner Stelle befindet sich jetzt der stattliche zur Mittlerschen Hofbuchdruckerei gehörende Bau.

Freiheits-„Schwindel“, wie er es nannte, in seiner entschlossen konservativen Gesinnung geltend. Alle Neuerungen wurden ihm mehr und mehr verhaßt, und leider wirkte dies auf seine geschäftliche Thätigkeit sehr ungünstig, indem er dadurch späterhin immer mehr zurückblieb und schließlich nur mit großer Mühe sich durchzukämpfen vermochte. Damals aber stand er noch auf der Höhe und war, bei grundehrlichem und derb geradem Charakter, unermüdlich thätig. Die Vielseitigkeit seines Berufes mußte, solange ich noch bei ihm in der Kochstraße lernte, auch auf mich anregend wirken, wobei auch besonders sein lebhaftes Interesse fürs Theater ins Gewicht fiel. Oft hatte ich, wenn ich im Zimmer allein am Arbeitstische blieb, den Grabstichel ruhen lassen, um aus einem der Bücher seiner Bibliothek zu naschen. Besonders fördernd nach dieser litterarischen Richtung wurde für mich das häufige Beisammensein mit seinem zweiten Sohne, dem liebenswürdigen und leider viel zu früh verstorbenen Anton Gubitz, der in gleicher Weise wie sein Vater neben der Holzschneidekunst sich viel litterarisch, und zwar mit Vorliebe, beschäftigte.

So zwischen meinem künstlerischen Beruf und meinen litterarischen Neigungen mich bewegend, arbeitete ich für den Kalender Holzschnitte, die mir von Gubitz honorirt wurden. Späterhin zu selbständigerer Thätigkeit kommend, hatte ich auch andere Aufträge zu Illustrationen übernommen.

Man kann hiernach ermessen, wie bescheiden nach diesem meinem Bildungsgange meine wissenschaftlichen und litterarischen Kenntnisse waren. Das Wenige, was ich noch lernte, verdankte ich meinem eigenen Eifer und Fleiße, und ich muß mich sonach selbst als das bezeichnen, was man Autodidakt nennt. Zur Erleichterung meines Herzens hatte ich schon manche kleinere Gedichte verfaßt, in denen das Thema der Liebe mit dem der Freiheitsbegeisterung abwechselte. Ehe ich sie sorgfältig in ein kleines hübsches Bändchen eintrug, hatte ich nur die aus dem

Freiheitsdrange hervorgegangenen Poesien meinen Altersgenossen mitgetheilt und natürlich Beifall damit gefunden. Mein Umgang beschränkte sich noch auf meine Jugendfreunde, unter denen auch solche aus meiner Gymnasialzeit sich befanden. Ein besonderer Zufall hatte mich mit mehreren neueren Erscheinungen in der Litteratur vertraut gemacht. In der Amelangschen Buchhandlung, damals noch in der Brüderstraße, hatte ich einen jungen, überaus liebenswürdigen Menschen, Louis Detmann, kennen gelernt. Da er ein Herz voll Begeisterung besaß, machte er, als Gehülfe in jener Buchhandlung, mich auf diese oder jene neuere Litteraturerscheinung aufmerksam. Schillers Werke besaß ich schon als Gymnasiast, denn die Ausgabe in dem sogenannten Schillerformat war als Weihnachtsgeschenk für „reifere“ Knaben sehr beliebt. Eines der ersten Bücher, die ich mir selbst anschaffte, war eine Sonderausgabe von Goethes Faust. Durch meine Bekanntschaft in der genannten Buchhandlung ließ ich mich dann auch reizen, solche Autoren mir anzuschaffen, die in einzelnen Bändchen erschienen, und deren Erwerbung also dadurch erleichtert wurde für Jemand, der doch nur immer wenig Geld in der Börse hatte. Diesem Umstand verdanke ich die Bekanntschaft der Werke eines hochinteressanten Schriftstellers, der damals viel genannt wurde, gegenwärtig aber nur noch wenig bekannt ist, nämlich Charles Sealsfield, unter welchem Pseudonym die geistreichen amerikanischen Romane und Kulturbilder einiges Aufsehen machten. (Der eigentliche Name des Autors — Postel — wurde erst nach seinem Tode bekannt.) Ich subskribirte auf die Werke, die in Stuttgart bei Metzler in einzelnen sehr handlichen Bändchen erschienen. Durch dieselbe Erleichterung, nämlich des allmählichen Anschaffens, lernte ich gleichzeitig auch denjenigen kennen, der in meinem späteren Leben mehr als irgend ein Anderer mich beschäftigen sollte: William Shakespeare. Es war aber nicht die Schlegel-

Tieck'sche Uebersetzung, sondern eine neuere, von Moritz Rapp und Ad. Keller, die ebenfalls bei Metzler in einzelnen Heften, je ein Drama enthaltend, ausgegeben wurde. Ich möchte aber heute keinem Menschen diese Uebersetzung empfehlen, um daraus Shakespeare kennen und lieben zu lernen. Namentlich M. Rapp wollte in seiner Auffassung des Dichters durchaus selbständig sein und hatte den Eigensinn, ihn überall da zu verbessern, wo Shakespeare in Namen wie in der Sprache sich Nachlässigkeiten und Verstöße gegen das Zeitkostüm zu Schulden kommen ließ.

Daß wir jungen Leute zunächst unsere eigenen Dichter liebten, und daß wir Schillers Dramen wie auch einzelne Scenen aus Faust „mit vertheilten Rollen" lasen, versteht sich wohl von selbst. Ich konnte damals noch nicht ahnen, daß ich viel später — da ich meine öffentlichen Shakespeare-Vorträge begann — die sämmtlichen Rollen auf mich selbst „vertheilen" würde.

---

Es kam nun aber auch die Zeit, da wir aus dem friedlichen Verkehr mit den alten Göttern durch neue Erscheinungen in der poetischen Litteratur aufgestört wurden: die Zeit der Freiheitslyriker, die uns mahnten, daß die Poesie auch den Beruf habe, in die neue Gestaltung der politischen Verhältnisse und des sozialen Lebens einzugreifen. Unter allen diesen Dichtern hat seinerzeit wohl keiner auf unsere jugendlichen Gemüther einen so starken, aufregenden Einfluß gehabt wie der junge Schwabe Georg Herwegh mit seinen „Gedichten eines Lebendigen". Dingelstedts „Lieder eines politischen Nachtwächters" sind für mich stets reizlos gewesen, aber Herwegh wußte wie kein Anderer, die Gemüther der Jugend zu entflammen. Ihm stand nicht nur dichterisches Feuer zu Gebote, Formgewandtheit und hinreißende Rhetorik, sondern auch die pomphafte Phrase, die ihre Wirkung nicht verfehlte — selbst

in solchen lächerlichen Prahlereien wie in dem „Reißt die Kreuze aus der Erden — alle sollen Schwerter werden", oder in seinem an den König von Preußen gerichteten Gedicht mit dem von Eitelkeit und Dünkel strotzenden Schluß:

Und wer wie ich mit Gott gegrollt,
Kann auch mit einem König grollen!

Wenn ich heute in diesen Gedichten wieder lese — und ich habe noch dasselbe Exemplar, das ich mir damals, vor mehr als fünfzig Jahren, trotz des Verbotes zu verschaffen wußte —, so erregen sie allerdings nicht mehr die Begeisterung, die mich und alle mir befreundeten jungen Leute erfaßt hatte; die jugendliche Empfänglichkeit fehlt dafür, und auch die Zeitverhältnisse sind glücklicherweise völlig andere geworden. Ich meine aber, was damals so stark wirkte, das wird auch für jene Zeit eine gewisse Berechtigung gehabt haben. Und vielleicht würden Herweghs feurige Poesien auch heute noch viel mehr anerkannt werden, wenn sie nicht durch den politischen Charakter an jene Zeitepoche, aus der sie hervorgingen, gebannt wären. Auch der einige Jahre später erschienene zweite Theil der Gedichte enthält noch manches wahrhaft Schöne, daneben freilich auch recht häßliche Züge, wie in den gegen Freiligrath und Geibel gerichteten Schmähungen. Wenn er in dem großen Schlußgedicht „Auch dies gehört dem König" sich sehr unwillig darüber äußert, daß Friedrich Wilhelm IV. nicht die ihm vom Dichter vorgeschriebenen Wege wandeln wollte, so kann man dies noch auf Rechnung der Zeitstimmung setzen, in der die Selbstüberhebung nur deshalb so stark ins Kraut geschossen war, weil es in den Zuständen nichts Allgemeineres gab, an das man sich hätte anlehnen können. Und für die Verherrlichung des eitlen Ichs hatte ja Heinrich Heine schon den Ton angegeben. Auch Heine wurde natürlich in unseren Kreisen gelesen und besprochen, namentlich sein (etwas später erschienenes) „Deutschland ein Wintermärchen". Aber bei

seiner ihm in so hohem Maße verliehenen, glänzenden Gabe des Witzes war ihm in dieser Zeit des vielfach doch so ernsten Ringens Alles nur Gegenstand des Spottes geworden. Den sittlichen Defekt darin merkten wir kaum, denn die starke Wirkung lag im ätzenden Witz und — in der Bosheit.

Durch meine wachsende Theilnahme für die Gattung der poetischen und prosaischen Litteratur war ich dazu gekommen, daß ich mir Alles anschaffte, was aus der neuen Zeitströmung hervorging, und besonders was — verboten war. Ich hatte dabei die sonderbare Vorliebe, alle solche Schriften, wie Herwegh, Hoffmann, Walesrode, Prutz ꝛc., durch einen ganz besonderen übereinstimmenden Einband zu kennzeichnen, und auch mein braver Buchbinder freute sich immer daran, wenn ich ihm wieder ein Buch brachte, woraus er gelegentlich etwas naschen konnte.

Diejenigen politischen Dichter und Publizisten, die von vornherein sich sagen mußten, daß der Druck ihrer Schriften in Preußen nicht möglich sei, hatten für dieselben meistens die Schweiz als Asyl gewählt. Besonders der fast durchgängig „verbotene" Verlag des „Litterarischen Comptoir" in Zürich und Winterthur machte uns nicht nur mit Herweghs Gedichten bekannt; dort erschienen auch die kleineren Gedichtbändchen von Hoffmann von Fallersleben, die „Gassenlieder" und „Salonlieder", sowie die „politische Wochenstube" von Robert Prutz und noch vieles Andere. In Deutschland aber waren es besonders die Verlagsfirmen von Hoffmann & Campe in Hamburg und von Bassermann in Mannheim, die solche Litteraturerzeugnisse von „destruktiven" Tendenzen unter ihre Flügel nahmen.

Für die seit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. immer lauter gewordenen Forderungen einer das Volk zur Mündigkeit erhebenden Konstitution hatte ich selbst ja kein eigentliches politisches Verständniß. Bei mir, wie bei der

damaligen Jugend überhaupt, herrschte einzig das unbestimmte Gefühl des Freiheitsdranges, und deshalb waren mir eigentlich sympathisch nur die Dichter, die solcher Stimmung Ausdruck gaben, oder sie nährten. Neben den schon genannten war es natürlich auch Freiligrath, nach seinem politischen „Glaubensbekenntniß“, unter den minder hervorragenden aber noch der heute fast vergessene Lyriker Friedrich v. Sallet.

Trotz dieser Regungen und Anregungen war ja das Leben im alten Berlin viel weniger unruhig und aufregend als in gegenwärtiger Zeit. Wer aber aus dem heutigen jüngeren Geschlecht würde sich auch ein Bild von Berlin machen können aus der Zeit, da man mit zwei täglich erscheinenden und „privilegirten“ Morgenzeitungen — der Vossischen und der noch älteren Spenerschen — zufrieden war, deren gesammter Inhalt, einschließlich der Inserate, erst die Prüfung durch die Censurbehörde zu bestehen hatte, aus einer Zeit, da es weder Landesvertretung noch öffentliche Gerichtsbarkeit gab, und da des Abends um 10 Uhr der Nachtwächter mit Pike und Horn (zum „Feuertuten“) durch die Straßen schritt und, während er auf seinem Rundgang mit dem Ton der Pfeife die Stunde anzeigte, sämmtliche Hausthüren schloß.

Neben den noch sehr einfachen Bierstuben, in denen noch keine Familien verkehrten wie gegenwärtig, sondern nur einzeln stehende jüngere Männer oder vereinsamte ältere, gab es wohl Weinhandlungen für die Begüterten und solche feineren Restaurationen, die zugleich als Delikatessengeschäfte in Ruf standen. Besonders aber waren die guten — fast nur Schweizer — Konditoreien noch auf der Höhe, in denen im Sommer Eis oder Limonade genossen wurde, im Winter aber Punsch mit Pfannkuchen oder Eiergrog. Die namhaftesten derselben waren Courtin in der Königstraße, Anthieny im alten Königstädtischen Theater, Josty unter der ehemaligen Stechbahn, wo die Hauptzierde des Lokals in den lebensgroßen, in ganzer Figur aus-

geführten Bildnissen des Königs Friedrich Wilhelm III., des Kronprinzen (späteren Königs Friedrich Wilhelm IV.) und des Prinzen Wilhelm bestand. Ferner sind zu nennen: Stehely am Gendarmenmarkt, das eigentliche litterarische Café, d'Heureuse am Kölnischen Fischmarkt, und Unter den Linden: Kranzler, Spargnapani und Fuchs; das letztere Lokal, mit der originellen Wanddekoration von lauter kleinen Spiegeltafeln, war besonders zur Weihnachtszeit beliebt wegen der hübschen Ausstellungen für kleine und große Kinder. Die selige und fröhliche Weihnachtszeit hatte überhaupt noch ihren ganzen geheimnißvoll zaubrischen Schimmer, der ihr mit dem Wachsen der Stadt und ihrer praktischen Bedürfnisse, zum Theil auch mit unnöthiger Härte, zerstört worden ist.

Zu den genannten vornehmeren Konditoreien kamen dann aber noch die vielen kleineren, auf den Abendbesuch junger Leute berechneten Konditoreistuben, deren verlockendes Licht noch in später Abendstunde die einzigen Leuchtpunkte in den sonst recht dunkeln Straßen waren. Auch die Theater, deren Vorstellungen um 6 Uhr begannen, waren schon geschlossen, denn eine Dauer bis nach 10 Uhr war etwas Außerordentliches; und nachdem der Nachtwächter begonnen hatte, seines Amtes zu walten, hörte man in den still gewordenen Straßen nur noch die vereinzelten Rufe nach dem „Wächter!“ — von solchen, die den Hausschlüssel vergessen hatten. Und der Hausschlüssel war sehr groß und schwer!

---

## 2. Die Berliner Theater.

Wenn auch das alte Berlin keineswegs freudlos war, so waren doch die Lebensverhältnisse auf allen Gebieten viel bescheidener als heute. Der anspruchslosere Mensch richtete sich das Leben nach seinen Mitteln ein, er sorgte für sich in

seinem eigenen Lebensberufe und brauchte sich daneben nicht auch noch um das Wohl des Staates zu kümmern und im politischen Parteikampf sich und Anderen das Leben zu verbittern und zu schädigen. Die Anzeichen waren schon da, daß es anders werden könne, die Schlange hatte schon auf den Apfel der Zwietracht hingewiesen; aber im Allgemeinen lebte man doch noch im glücklichen Stande der Unschuld und hatte im ruhigeren Laufe der Dinge mehr Zeit zum behaglichen Genuß.

Unter solchen Verhältnissen mußte natürlich das Theater eine viel wichtigere Stellung einnehmen als heute. Zwar bestand außer den beiden Königlichen Häusern für Oper und für Schauspiel als Privatunternehmen nur das Königstädtische Theater am Alexanderplatz. Aber diese Zahl der Theater war sowohl der Größe wie den Bedürfnissen der Stadt entsprechend, um so mehr als das Theaterpublikum noch auf engere Kreise begrenzt war, in denen die Zahl der „Kenner" den festen Mittelpunkt und Stamm bildete.

Von den früheren Verhältnissen des Königstädtischen Theaters habe ich schon nach meinen persönlichen Erinnerungen berichtet. Die eigentliche Glanzzeit dieses Theaters war Anfang der vierziger Jahre bereits vorüber. An dem bald darauf folgenden schnelleren Niedergange hatten die Direktion wie auch manche unerwartete Verluste vorzüglicher Mitglieder gleichen Antheil. Vor Allem konnte der zunehmende Eigensinn eines so total ungebildeten Menschen, wie Cerf war, das Ganze auf die Dauer nicht zusammenhalten. Schon um 1840 war die Zahl der Trefflichsten an dieser Bühne auf einen kleinen Rest zusammengeschmolzen, bis zuletzt auch Beckmann die vieljährige Stätte seines Ruhmes verließ und nach Wien ans Burgtheater ging. Als Ersatz für das Verlorene sollte die italienische Oper eintreten, die denn auch mehrere Jahre hindurch mit großer Auszeichnung bestand und besonders durch die Sängerinnen Assandri und Fodor, wie durch die Sänger Paltrinieri,

Gardoni, Labocetta, Pardini und Moriani das Publikum entzückte, wenn auch die Kassenerfolge den Leistungen nicht hinreichend entsprachen. Eine italienische Oper wie diese hat Berlin nie wieder gehabt (auch nicht später im Viktoriatheater). Aber das Dominiren derselben war nur die Bestätigung für den Rückgang des Volkstheaters. Nur in einem kleinen Genre hatte es durch einen begabten Theaterschriftsteller eine Weile Erfolge gehabt, die aber auch andere Theater damit erreichen konnten. Es waren die allerliebsten, ebenso komischen wie musterhaft gearbeiteten kleinen Vaudevillepossen von W. Friedrich, mit eigentlichem Namen Riese (in Hamburg). Wahrhaft populär wurden die kleinen Vaudevilles: „Köck und Guste", „Wer ißt mit" und „Guten Morgen Herr Fischer", in denen er, trotz des französischen Ursprungs, den spezifisch berlinischen Lokalton mit ungewöhnlicher Liebenswürdigkeit und Drolerie zu treffen wußte.

Für die Theaterverhältnisse der früheren Zeit ist es bezeichnend, welchen lebhaften Antheil das Publikum an den Leistungen des Theaters nahm, nicht nur, wie es noch heute der Fall ist, in Bezug auf die zur Aufführung kommenden neuen Stücke, sondern auch in Bezug auf bestimmte Persönlichkeiten unter den Darstellern. Zum Theil lag dies wohl an der künstlerischen Bedeutung der hervorragenden Schauspieler, aber auch die Zeitverhältnisse waren einem intimeren Verhältniß zwischen Publikum und Theater günstiger als heute. Denn außer dem Theater gab es nur wenige öffentliche Angelegenheiten, die das Publikum hätten beschäftigen und in Erregung setzen können. Deshalb waren auch Parteikämpfe für und wider die eine und andere Sängerin oder Schauspielerin etwas Gewöhnliches, denn das Publikum kannte natürlich auch die Intriguen, welche hinter den Coulissen stattfanden. Besonders heftig waren die Parteikämpfe im Königlichen Schauspiel, als Charlotte v. Hagn, eine blendende Erscheinung

und geistreiche Schauspielerin, von München nach Berlin gekommen war, und Frau Crelinger, eine energische und leidenschaftliche Natur, die Stellung ihrer beiden Töchter gegen die Fremde vertheidigte. Einmal, als die Crelinger und die Hagn in einem Stück zusammenwirkten und die Erstere ihrer verhaßten Rivalin auf der Bühne einen Kuß zu geben hatte, stieß die Hagn in dem Augenblick einen Schrei aus, und es wurde danach im Publikum verbreitet, die Crelinger habe die Hagn gebissen.

Durch zufällige Umstände hatte ich schon als Knabe Mancherlei von solchen Vorkommnissen gehört. Als nämlich Charlotte v. Hagn nach Berlin ans Königliche Schauspiel gekommen war, um daselbst für eine Reihe von Jahren als Stern ersten Ranges zu glänzen, wurde ihre jüngere Schwester Auguste zunächst am Königstädtischen Theater angestellt. Da sie hier unter der Leitung meines Vaters stand, hatten die Geschwister Hagn (es waren deren fünf) in meinem elterlichen Hause sehr freundschaftlich verkehrt. Dadurch kam es, daß ich schon als fünfzehnjähriger Knabe auch in das Königliche Theater zuweilen Eintritt erlangte, sowohl fürs Schauspiel wie auch für die Oper.

Bestand doch in den älteren Theatern noch die angenehme Einrichtung des „Parterre“, jenes hinter den Sperrsitzen gelegenen Raumes, in welchem jüngere Leute wie auch die Unbemittelteren das empfänglichste und dankbarste Publikum bildeten. Jetzt ist nach und nach Alles mehr auf die Wohlhabenheit und auf gesteigerte Einnahmen berechnet. Aber die Beseitigung dieses Parterres ist ein schweres Unrecht der Theaterverwaltungen gegen denjenigen Theil des Publikums, der ehedem durch seine lebhafte Theilnahme — allerdings auch häufig durch die rücksichtsloseren Aeußerungen des Mißfallens — das Interesse an den Vorstellungen vielfach belebte.

Aus jener Zeit des Königlichen Schauspiels sind mir außer der Hagn und der Crelinger noch am lebhaftesten in

Erinnerung geblieben: Grua und Weiß, aus etwas späterer Zeit Hendrichs und vor Allem die Komiker Gern und Rüthling. Gern besaß das, was man vis comica zu nennen pflegt, im höchsten Maße; man kannte den Ton seiner Stimme, seine Mimik und seine Bewegungen genau. Gern war nicht hervorragend als Charakteristiker, aber sobald er erschien und zu sprechen anfing, wirkte er unwiderstehlich. Seine hervorragendsten Rollen waren der von ihm als Vorbild geschaffene Barbier Schelle in Raupachs „Schleichhändlern“ und später sein unvergleichlicher Zettel im „Sommernachtstraum“. Nie hat nach ihm ein Darsteller die naive Liebenswürdigkeit dieser Figur zu so reinem Ausdruck gebracht. Shakespeares Märchenkomödie wurde im Oktober 1843 überhaupt in Berlin zuerst auf die Bühne gebracht, und zwar in der Tieckschen Einrichtung, der Theilung in drei Akte und mit der Musik von Mendelssohn-Bartholdy. In diesen ersten Vorstellungen war auch Charlotte v. Hagn der erste Puck auf der deutschen Bühne. Bei ihrer mehr junonischen als koboldartigen Gestalt lag die Verkörperung dieser phantastischen Schöpfung ihrer Individualität sehr fern. Tieck spricht sich in seinen dramaturgischen Blättern äußerst scharf gegen die Darstellung der Hagn aus und sagt dabei, daß man dieser in koketten und witzigen Rollen so beliebten Schauspielerin den Puck gegeben habe, „weil unter den jungen und unerwachsenen Männern sich kein hervorragendes Talent entdecken ließ“. Damit ist nun allerdings die Schwierigkeit überhaupt bezeichnet, die der Verkörperung des ganzen Elfenvölkchens entgegensteht.

Daß die Hagn trotzdem als Puck Aufsehen machte, ist schon dadurch begreiflich, daß Rolle und Stück dem Theaterpublikum neu waren, und da die ganze Inscenirung des „Sommernachtstraum“ durch Musik und Ausstattung mehr in das Gebiet der Oper und des Ballets übergriff, so ist auch hierdurch der eigentliche poetische Gehalt und Sinn der wunder-

baren „Märchenkomödie“ — wenn auch nicht zerstört — so doch für das schaulustige Publikum einigermaßen verhüllt worden.

Was übrigens die Hagn auch spielen mochte, sie war immer durch die geistreiche Lebhaftigkeit und von allem Konventionellen sich lossagende Selbständigkeit ihrer Auffassung interessant.

Bei ihrer Beliebtheit war es ihr auch gestattet, eine große Vielseitigkeit geltend zu machen, denn sie beherrschte sowohl die Tragödie wie das Lustspiel. Ihre klassischen tragischen Rollen waren: Gretchen und Klärchen, Desdemona und Ophelia, wie auch die Jungfrau von Orleans. Ebenso stand sie in erster Reihe in den Schauspielen von Halm, als Griseldis und als Parthenia im „Sohn der Wildniß“, sowie auch in Raupachs „Schule des Lebens“ und „Corona von Saluzzo“. In besonders lebhafter Erinnerung ist mir auch ihre Fenela in der „Stummen von Portici“. Aber ihr eigentliches und unbestrittenes Gebiet war doch das moderne heitere Genre, in den Lustspielen von Bauernfeld, Albini und Töpfer, und in den zahlreichen Stücken, die der fleißige Carl Blum eigens für sie der Berliner Bühne lieferte, deren Stoffe aber aus dem Französischen, Englischen und Italienischen genommen und sehr geschickt bearbeitet waren, wie: „Der Ball zu Ellerbrunn“, „Ich bleibe ledig“, „Erziehungsresultate“, „Die Schule der Verliebten“, „Mirandolina“ und „Capricciosa“. Eine ihrer glänzendsten Rollen der letzten Jahre war noch der Vicomte von Létorières. Im Jahre 1846 hatte die Hagn Berlin und die Bühne überhaupt verlassen, um sich mit einem Gutsbesitzer v. Oven zu verheirathen. Ihre Ehe war aber nur als ihre letzte „Gastrolle“ zu betrachten; sie wurde auf ihren Wunsch schon bald wieder gelöst. Erst zwanzig Jahre später, als ich in München zum ersten Male meine Shakespeare-Vorträge hielt, hatte ich dort — in ihrer Vaterstadt — die alte Bekanntschaft meiner Jugend erneuert — doch davon später.

Aus dem älteren Berliner Schauspiel ist aber noch eines sehr hervorragenden Künstlers zu gedenken, dessen Erscheinen in Berlin auch über die gewöhnlichen Theaterkreise hinaus ein Ereigniß wurde. Es war Karl Seydelmann, der — wenn auch vielleicht nicht der größte — so doch sicher der geistreichste Schauspieler war, den die deutsche Bühne gehabt hat. Es war daher wohl auch zum ersten Male der Fall, daß bei seinem Gastspiel wie bei seinen Antrittsrollen nicht nur das ständige Theaterpublikum, sondern daß auch Berlins Gelehrtenwelt und deren Anhang in den schöngeistigen Salons sich zu den Vorstellungen dieses Künstlers drängten. Ein Urtheil über ihn könnte ich heute so wenig geben, wie ich es damals konnte, denn ich habe von ihm nur gewisse Eindrücke seines äußeren Wesens in der Erinnerung behalten. Wohl aber erinnere ich mich derjenigen Rollen, die ich noch von ihm gesehen habe. Es waren dies: Alba im „Egmont“, Mephistopheles und Karl XII. in einem Lustspiel von Töpfer. Als diejenigen Rollen aber, in denen er durch seine außerordentliche Verstandesschärfe die unbedingteste Bewunderung verdiente, galten sein Antonio in „Tasso“, Carlos in „Clavigo“ und „Nathan der Weise“. Daß er als Mephistopheles mit besonderer Kühnheit den höllischen, knurrenden und flammenden Teufel des Volksglaubens hervorkehrte, hatte, wie ich mich erinnere, zwar manchen Widerspruch erfahren; aber was Seydelmann einmal als das Richtige erfaßt hatte, das gab er mit überzeugender Sicherheit. Und eine mehr abstrakte als wirklich dramatische Gestalt wie Mephistopheles bietet ja genug Anhaltspunkte für verschiedene Auffassungen. Ueberdies war Seydelmann der *erste* Darsteller dieser Rolle, denn erst mit ihm war Goethes „Faust“ 1838 zur Aufführung gekommen, schon damals mit der kombinirten Musik von Radziwill und Lindpaintner. Auch Goethes „Egmont“, dem wegen politischer Bedenken das Hoftheater lange Zeit verschlossen geblieben war,

kam erst 1841 durch die Entscheidung des Königs Friedrich Wilhelm IV. zu seinem Rechte.

Auch auf dem Boden des Theaters begann schon die neue Zeit sich geltend zu machen. Neben den Klassikern und einigen Neueren, wie Grillparzer, Halm und Anderen, hatten bis dahin auch zahlreiche Schriftsteller für solche Stücke gesorgt, die — ohne Anspruch auf dichterischen Werth — vor Allem dem Theaterbedürfniß des großen Publikums entsprachen. Fürs Berliner Hoftheater war es außer Carl Blum und einigen Anderen ganz besonders Ernst Raupach, der die Bühne alljährlich mit mehreren Stücken versorgte, so daß von diesem theaterkundigen Vielschreiber seit Anfang seiner dichterischen Thätigkeit bis zum Jahre 1840 nicht weniger als fünfundsiebzig Stücke auf der Berliner Hofbühne aufgeführt worden sind. Den nachhaltigsten Erfolg hatten außer dem Trauerspiel „Isidor und Olga“ seine Lustspiele: „Vor hundert Jahren“ und „Die Schleichhändler“. Mit seinen letzten dramatischen Werken fühlte man aber, daß er sich überlebt habe. Der Geschmack des Publikums hatte sich geändert und man sehnte sich nach etwas Neuem.

Und das Neue kam denn auch in überraschender Weise, als der bei Weitem hervorragendste des „jungen Deutschland“, Karl Gutzkow, im Jahre 1840 mit seinem ersten Schauspiel „Richard Savage“ auf der Königlichen Bühne Eingang fand und eine starke Bewegung in den Theaterkreisen hervorrief. Gutzkow, der im Beginn seiner frischesten Schaffensperiode stand, hatte durch Neuheit und Kühnheit des erfundenen Stoffes mit manchen alten Traditionen gebrochen und neue Gesichtspunkte für das Drama erschlossen. Auf sein erstes Drama folgten schon im nächsten Jahre zwei neue Stücke: „Patkul“ und das bürgerliche Schauspiel „Werner, oder Herz und Welt“. Und gleichzeitig trat auch Friedrich Hebbel mit ihm in die Schranken, zunächst mit „Judith“, dieser ebenso geistreichen

wie wunderlichen Tragödie, in welcher Personen wie Judith und Holofernes mit affektirter und genialischer Kraftfülle eine moderne Lebensphilosophie entwickeln. Im folgenden Jahre fand denn auch Heinrich Laube, der zweite aus dem jungen Deutschland, mit seinem „Monaldeschi“ Eingang auf der Hofbühne. Das neue Geschlecht hatte also wenigstens schon die sogenannten „Bretter“ erobert, die die Welt bedeuten sollen.

Wie sehr aber der durch die Welt gehende frischere Luftzug auch in dem Zusammenhang zwischen Bühne und Publikum sich bemerkbar machte, das zeigte sich bereits 1841 bei den schon erwähnten ersten Aufführungen von Goethes „Egmont“. Der König, der ja in Sachen der Poesie und der Kunst die liberalsten Grundsätze bethätigte, hatte, wie schon gesagt, den Bann, der das „revolutionäre“ Stück unter seinem Vorgänger betroffen hatte, wieder aufgehoben. Die Liberalität des Königs wurde aber vom Publikum nicht sehr edelmüthig damit erwidert, daß das Parterre alle Stellen, die nur einigermaßen dazu ausgebeutet werden konnten, mit demonstrativem Beifall begleitete. Du lieber Gott! Wir jungen Leute waren so freiheitsdurstig, daß wir im Parterre bei der Aufführung von Mozarts „Don Juan“ im ersten Finale die 16 Takte Viva la libertà mit stürmischem Jubel beantworteten und sie gewöhnlich da capo verlangten! Es kam eben vor allen Dingen auf laute Demonstrationen an.

In schlimmerem Lichte, als bei der erwähnten „Egmont“-Aufführung, über die ich nur vom Hörensagen berichten kann, zeigte sich ein paar Jahre später der wirkliche Undank des Publikums bei der ersten und einzigen Aufführung des Dramas „Moritz von Sachsen“ von Robert Prutz. Der Autor gehörte ja in den Regierungskreisen zu den Mißliebigen. Noch ein halbes Jahr vorher hatte er in Halle die Erlaubniß erhalten, als Privatdozent Vorlesungen zu halten, stand aber unter polizeilicher Aufsicht! Daß man demungeachtet dem Dichter

Prutz die Pforten des Königlichen Hoftheaters öffnete, war immerhin ein Akt der Liberalität und der Gerechtigkeit. Die Hoftheater hatten in jener Zeit noch keine Sommerferien, und die Aufführung des „Moritz von Sachsen" fand 1844 an einem heißen Augusttage statt. So wenig nun auch der geschichtliche Stoff Anlaß zu politischen Demonstrationen geben konnte, so fehlte es doch in dem Drama nicht an den üblichen Tiraden, die auf die Zeitstimmung berechnet waren. Der sehr lärmende Beifall, mit dem das Stück vom Publikum aufgenommen wurde, galt deshalb auch viel weniger dem Werke selbst als der politischen Richtung des Verfassers. Als Prutz auf das stürmische Verlangen des Publikums auf der Bühne erschien (die Hervorrufe der Autoren waren damals noch nicht so üblich wie jetzt), erklärte er in seinen Dankesworten: Er wisse sehr wohl, daß er den Beifall weniger seinem Werke zu verdanken habe, „als vielmehr der Gesinnung —" Hurrah! Gesinnung —! Das war das Schlagwort, das den lärmenden Beifall nun erst recht herausforderte. — Aber die Folge dieses stürmischen Theaterabends war, daß weitere Aufführungen des Stückes nicht stattfanden, und daß eine Verordnung erlassen wurde, nach der kein Autor von der Bühne herab zum Publikum sprechen dürfe.

Die auch in die Friedenstempel des Theaters gedrungene politische Atmosphäre hatte noch in anderer Weise ihre Wirkung geübt, nicht allein in lauten Demonstrationen, sondern auch in Gleichgültigkeit und stiller Ablehnung. Eine solche erfuhren die beiden Versuche, die der romantische König mit den Märchenstücken von Ludwig Tieck anstrebte. Hatte schon dessen auf Allerhöchsten Befehl aufgeführter „Gestiefelter Kater" nur in einem kleinen Kreise Wohlgefallen erregen können, so begegnete man danach dem „Blaubart" des Dichters noch viel unfreundlicher. Tieck selbst (in seinen „Dramaturgischen Blättern") schob den Mißerfolg zwar zunächst auf die verfehlte Darstellung,

dann aber auch auf den „jetzigen politischen Schwindel“, und er vertröstete sich auf eine Wiederauferstehung der Dichtung in einer besseren Zeit.

Uebrigens hatte der vorerwähnte Theaterlärm bei dem Prutzschen Drama für mich noch eine besondere persönliche Bedeutung behalten. Ich selbst hatte mich an jenem Abend unter den Demonstranten im Parterre befunden. Und da nach Verlauf mehrerer Tage keine weitere Aufführung des Stückes angesetzt worden, ermannte ich mich zu der kühnen That, in einem „Eingesandt“ für die „Vossische Zeitung“ an die Theaterintendanz die Anfrage zu richten: Warum das Schauspiel nicht wiederholt würde! — Und dieser mein erster schriftstellerischer Versuch ist mir von der Censur gestrichen worden.

Als ich am zweiten Tage in dem Intelligenzkontor in der Kurstraße, wo auch die Censur ihres fürchterlichen Amtes waltete, mich nach dem Schicksal meines „Eingesandt“ erkundigte, wurde mir das Blatt, wie auch die gezahlte Insertionsgebühr von einem freundlichen Herrn zurückgegeben, mit der Belehrung, daß nichts, was jenes Stück beträfe, zum Druck verstattet sei.

Mit dem still befriedigenden Gefühl eines politischen Märtyrers nahm ich das Blättchen mit dem Vermerk des Censors mit nach Hause und habe es mir bis heute aufbewahrt.

---

## 3. Die liberale Bewegung und unser „Rütli“.

Der von Königsberg i. Pr. ausgehenden Strömung des modernen Liberalismus hatte man in Berlin durch mancherlei kleine Maßregeln zu begegnen gesucht. Es war die Zeit des „gehemmten Fortschritts“ und des „beförderten Rückschritts“, welche Bezeichnungen der Berliner Witz den beiden vor dem Schlosse aufgestellten Klodtschen Gruppen der Pferdebändiger

gegeben hatte. Was für geringfügige Ereignisse aber damals genügten, um für einige Zeit das öffentliche Interesse zu erregen, dafür giebt eine kleine Geschichte ein Beispiel, die im Februar 1844 in Berlin sich ereignete. Den Brüdern Grimm war gelegentlich des Geburtstages von Wilhelm Grimm von den Studenten ein Fackelständchen vor ihrer Wohnung in der Linkstraße gebracht worden. Ganz unverhofft und unerwünscht hatte sich im Hause der Gefeierten auch der seiner Professur entsetzte Hoffmann von Fallersleben eingefunden, und als er am offenen Fenster der Grimmschen Wohnung sich zeigte, vom Feuerschein der Fackeln beleuchtet, wurde ihm aus der untenstehenden Menge ebenfalls ein Hoch ausgebracht. Dies „Hoch“ auf Hoffmann von Fallersleben war nun wochenlang das Thema von Erklärungen, Gegenerklärungen und Berichtigungen in den beiden Berliner Zeitungen gewesen — wer es ausgebracht habe, ob Viele oder nur Wenige eingestimmt hätten ꝛc. Da die Angelegenheit auch in der außerpreußischen Tagespresse in gehässiger Weise ausgebeutet wurde, sahen sich die beiden Brüder Grimm selbst zu einer öffentlichen Erklärung veranlaßt, in der sie es offen aussprachen, daß Hoffmann, den sie als ausgezeichneten Germanisten und Mitarbeiter hochschätzten, „die Reinheit der Feststimmung“ gestört habe. Mit Bezug auf die mancherlei Erörterungen der Angelegenheit sagten sie mit voller Berechtigung: „Albern muß es uns erscheinen, wenn man jetzt, auf solchen Anlaß hin, in öffentlichen Blättern uns gleichsam unsere politische Gesinnung abfordert, die wir zur rechten Zeit nicht verhohlen, sondern bewährt haben. Nichts hassen wir bitterer, als sie jeden Augenblick, ohne Noth, zur Schau zu tragen. . . .“ Die scharfe Abweisung, die Hoffmann von ihnen erfuhr, wurde natürlich vielfach angegriffen, aber auch diese war insofern berechtigt, als Hoffmann aus seiner Amtsentsetzung Anlaß nahm, ein Jahr lang in den deutschen Vaterländern herumzureisen, um sich feiern und fetiren zu

lassen, was besonders in Süddeutschland geschah, wo der Haß gegen Preußen die Demonstrationen zu seinen Gunsten unterstützte.

Wieder ein Jahr später kam der Widerstreit zwischen Nord und Süd zum Ausdruck durch die in Berlin erfolgte Ausweisung der zwei hervorragenden Oppositionsmitglieder der badischen Kammer, der Herren v. Itzstein und Hecker. Monatelang blieb diese Ausweisung das stehende Thema in den Zeitungen, indem den Erklärungen der Ausgewiesenen wie den Gegenerklärungen Berichtigungen ꝛc. privaten wie amtlichen Charakters folgten.*) Die beiden Berliner Zeitungen hatten sich darauf zu beschränken, die verschiedenen Erklärungen abzudrucken. Das Raisonniren besorgten die außerpreußischen und besonders süddeutschen Zeitungen in solchen Fällen um so bereitwilliger.

Mit den Liberalen Ostpreußens war ich selbst durch verwandtschaftliche Verhältnisse in Beziehung gekommen. Mein alter Onkel Jakob van Riesen war in Elbing das Haupt der liberalen Opposition, und Elbing ging darin mit der größeren ostpreußischen Schwesterstadt Hand in Hand. Als ich einst längere Zeit bei meinem Onkel zum Besuche war, hatte er mich mit nach Königsberg genommen, wo ich sowohl Johann Jacoby wie auch den mir sympathischeren Walesrode kennen lernte.

In Danzig war ich, als die deutschkatholische Bewegung begonnen hatte, mit Dowiat in nähere persönliche Beziehungen gekommen. Dowiat war als junger katholischer Priester einer der Ersten (nach Ronge und Czerski) gewesen, die sich zu der neuen Sekte bekannten, und ward in Danzig als Prediger der

*) Ich bemerke hier, daß ich in den Jahren 1844 und 1845 alle solche auf politische Vorkommnisse bezüglichen Zeitungsnachrichten mir aus der „Vossischen Zeitung" ausgeschnitten und, in zwei Quartbänden folgerichtig geordnet, bis heute aufbewahrt habe.

deutschkatholischen Gemeinde angestellt. Er war ein Mann von Geist und gewinnender Persönlichkeit, dabei ausgerüstet mit hinreißender Rednergabe, aber von frivoler Gesinnung, durch die er, wie mancher Andere, der Sache erheblich geschadet hat. Von dem Ende seiner Laufbahn werde ich späterhin aus eigener Erfahrung zu erzählen haben.

Auf dem Boden der evangelischen Kirche war die Reformbewegung dem Rongeschen Auftreten noch vorausgegangen. Sie fand ihren Ausdruck in den Vereinen, die sich Lichtfreunde nannten oder protestantische Freunde. Auch in Berlin hatte sich solche Vereinigung gebildet. Ich erinnere mich des Tages, als wir — denn ich war natürlich Lichtfreund — nach Schöneberg zu einer berathenden Versammlung hinausgewandert waren und wo wir den für die Versammlung bestimmten Gasthofsaal durch die Polizei geschlossen fanden.

Es war natürlich, daß dieser Hang zum Sektenwesen auch Erscheinungen hervorbrachte, die schnell den Spott herausforderten. So erinnere ich mich der Persönlichkeit des Thierarztes Urban, der eine Gemeinde der „Urchristen“ schaffen wollte. Er war ein Mann von hoher kräftiger Gestalt mit langem, bis auf die Schultern fallendem Haupthaar und langem Bart. Eine Predigt habe ich aber nicht von ihm gehört, und da man dies überhaupt nicht für nöthig hielt, so blieb der Urchrist ziemlich vereinsamt, bis er später, in der Märzrevolution, einen anderen Boden seiner Thätigkeit fand.

Weitab von allen Bewegungen auf litterarischem, politischem oder religiösem Gebiete standen in Berlin die Brüder Bruno und Edgar Bauer. Der Aeltere und Bedeutendere war Anfang der vierziger Jahre nach Berlin gekommen, doch wurde ihm die Erlaubniß zu theologischen Vorlesungen verweigert, nachdem er alle Kirchlichgesinnten durch seine kritischen Untersuchungen der Bibel gegen sich aufgebracht hatte. Ich hatte ihn erst einige Jahre später und nur flüchtig kennen

gelernt. Seine Persönlichkeit hatte etwas Unheimliches; aus dem farblosen knochigen Gesicht lugten zwei tiefliegende Augen hervor, die in ihrem unangenehm sinnlichen Ausdruck etwas Faunisches hatten. Die Brüder Bauer, Max Stirner, Ludwig Buhl und einige Andere bildeten ihren ganz besonderen Kreis, den sie „Die Freien“ nannten. Ihre Freiheit war die des Cynismus, in welchem sie sich wohl fühlten und in ihrer brutal materialistischen Lebensphilosophie sich auf der Höhe der Menschheit wähnten.

---

Mir war es glücklicherweise beschieden, in andere persönliche Beziehungen zu kommen, und zwar in solche, die für meine weitere Entwickelung von entschiedenem Einfluß waren. Die neuen Freunde und Bekannten, die ich um diese Zeit, in meinem zwanzigsten Lebensjahre, gewann, waren mir im Alter um wenige oder mehrere Jahre voraus. An erster Stelle nenne ich hier Dr. Titus Ullrich. Sein mir zugewendetes persönliches Wohlwollen bekundete sich auch darin, daß er durch sein reiches Wissen und sein gereiftes Urtheil meine geistigen Bestrebungen in richtige Bahnen zu leiten suchte und so mein eigentlicher litterarischer Mentor wurde. Ullrich, um zehn Jahre älter als ich, war geborener Schlesier. Er hatte in Breslau und Berlin studirt, vorzugsweise Philosophie und Alterthumswissenschaften. Nach seiner erlangten Promotion zum Doktor der Philosophie hatte er sich in Berlin niedergelassen, um zunächst als Hauslehrer sich Existenzmittel zu verschaffen, was ihm bei seinen äußerst bescheidenen Ansprüchen nicht besonders schwer wurde. Gelegentliche litterarische Arbeiten hatte er zuerst für den schon erwähnten, von Gubitz herausgegebenen „Gesellschafter“ geliefert, für den in den folgenden Jahren auch Ernst Dohm Einiges beitrug.

Als ich Titus Ullrich kennen lernte, war er schon seit längerer Zeit mit seinem philosophisch-poetischen Epos

„Das Hohe Lied“ beschäftigt, das ihm dann bald eine angesehene Stellung in der deutschen poetischen Litteratur begründen sollte. An den Demonstrationen des Tages, wie sie die von mir flüchtig charakterisirte Zeit des erwachten „Liberalismus“ mit sich brachte, konnte eine Persönlichkeit, wie die Ullrichs war, sich nicht betheiligen. Er war in seinem Wesen eine zurückhaltende, ja schüchterne Natur, und in seiner äußeren Erscheinung, der kleinen und schmächtigen Figur, prägte sich dies Wesen aus, während seine gedankenvolle Stirn und das Bedeutende seines Kopfes den geistigen Gehalt ahnen ließen. Der Berliner „Gesellschaft“ hat er nie angehört. Sein stilles, ja fast zaghaftes Auftreten, die Anspruchslosigkeit in seiner ganzen Lebensweise und nicht zum mindesten die stille Vornehmheit seines Charakters hatten dem Kreise seines Umganges gewisse Grenzen gezogen. Wer ihm aber überhaupt näher getreten war, der mußte ihn lieb gewinnen. Seine große Dichtung war von so durchaus philosophisch-poetischem Gehalt, daß sich dafür nur sehr schwer ein Verleger finden ließ. Wenn aber auch die revolutionär-philosophische Atmosphäre auf Ullrichs Dichternatur stark einwirkte, so war doch seine poetische Kraft stark genug, um sich von der Philosophie nicht verschlingen zu lassen, sondern diese in sich aufzunehmen.

Ullrich fand, durch die ihn fördernde Thätigkeit einzelner Freunde unterstützt, für sein 22 Druckbogen füllendes Epos wirklich einen muthigen Verleger in Herrn C. G. v. Puttkamer, und das Buch konnte unter dem Schutze der kurz zuvor verliehenen Zwanzigbogen-Freiheit gedruckt werden. Diese Freiheit war ein den liberalen Forderungen gemachtes Danaergeschenk. Ein Buch von mehr als zwanzig Bogen brauchte nicht vor dem Drucke der Censur zu unterliegen, aber — es konnte nach seinem Erscheinen, innerhalb der ersten vierundzwanzig Stunden verboten werden.

Ehe ich davon weiter spreche, habe ich hier noch ein paar Persönlichkeiten zu nennen, die jenem Freundeskreise angehörten, aus denen das „Rütli“ hervorgehen sollte. Ullrichs geschworener Freund und schlesischer Landsmann war der Maler Heinrich Ulke (seit 1849 in Amerika lebend). Mit Ernst Kossak, der auch in Berlin studirt hatte, unterhielt Ullrich einen regelmäßigen geistigen Verkehr und geselligen Umgang. Kossak, der damals noch Klavierunterricht gab, war schon verheirathet; aber in den Nachmittagsstunden bei schönem Wetter betheiligte er sich gern an unseren gemeinschaftlichen Spaziergängen, die uns gewöhnlich in den Thiergarten führten, von wo die verschiedenen Gartenrestaurationen, wie Hofjäger, Albrechts- oder Moritzhof, auf grünen Wegen leicht zu erreichen waren, und wo wir beim Kaffee uns am Dominospiel zu vergnügen pflegten, wobei aber doch die heitere Unterhaltung die Hauptsache war. Wo sind alle diese grünen Gartenplätze geblieben, die der Stadt so nahe lagen? Alles ist zu Stein geworden, denn wo man sonst zwischen grünen Bäumen beim Nachmittagskaffee die Cigarre rauchte oder abends dicke Milch aß, da hat sich immer mehr der Westen Berlins in geschlossenen Straßenreihen ausgebreitet, mit palastähnlichen Wohnhäusern, wie man sie vor fünfzig Jahren überhaupt noch nicht kannte. Und wo ich jetzt diese Erinnerungen schreibe — in der Viktoriastraße —, da saß man damals unter den stattlichen Bäumen des „Kemperhof“. Das lag uns aber doch für unsere Spaziergänge zu nahe, denn die gewöhnlichen Ziele (besonders Anfang der fünfziger Jahre) waren Albrechts- oder Moritzhof.

Kossak und Ullrich nebeneinander wandeln zu sehen, hatte etwas sehr Erheiterndes. Kossak, von hoher breitschultriger Gestalt, den Kopf durch einen dunklen und starken Vollbart verschönt, pflegte bei seiner Neigung zu harmlos boshaften

Scherzen mit dem kleinen Ullrich zu spielen wie ein großer Kater mit der Maus. Zu uns gesellte sich gewöhnlich auch Wilhelm Scholz, der älteste von meinen eigentlichen Jugendfreunden, der aber sein humoristisches Zeichentalent damals nur erst für die näheren Bekannten ausübte. Eine sehr werthvolle Bereicherung erhielt dann der noch kleine Kreis durch Gustav v. Szczepanski, der erst im Jahre 1845 nach Berlin gekommen war. In Wesel als der Sohn eines pensionirten preußischen Offiziers geboren, hatte er in Bonn drei Jahre Philologie studirt. Trotz seines hellen Geistes war er durch Zusammenwirken verschiedener mißlicher Umstände nicht zum Staatsexamen gekommen. Als er nach Breslau ging, hatte er dort sein militärisches Jahr abgedient, danach sein Landwehroffiziers-Examen gemacht, und im Frühjahr 1845 ging er nach Berlin, wo er das Weitere ziemlich sorglos abwartete. Neben seinen sonstigen Fähigkeiten war ihm auch die Gabe eines kräftigen und liebenswürdigen Humors verliehen, und der alte Student fand in dem bezeichneten Kreise schnell Gelegenheit, sich aufs Glänzendste zu entwickeln. Er machte sich auch dadurch verdient, daß er eine andere sehr liebenswürdige Persönlichkeit, den ihm befreundeten Lieutenant Caspary, in unseren Kreis einführte.

Als mehrere von uns eines Abends beisammen waren, wurde die Idee lebendig, eine feste Vereinigung zu bilden und dafür einen bestimmten Tag in der Woche festzusetzen. Es wurde dafür der Sonnabend gewählt und als Vereinslokal eine Bierstube von Lauch, in der Werderschen Rosengasse hinter der Werderschen Kirche, ausersehen. Das auswärtige, das heißt „echte“ bayerische Bier war damals noch kaum bekannt. Wie ich mich erinnere, war Wagner (anfänglich in der Jägerstraße) der Erste, der das schwere Nürnberger Bier einführte, und der deshalb noch sehr lange Zeit die Bezeichnung des „schweren Wagner“ behalten hatte. Von aus-

wärtigem Gebräu war bis dahin das Grünthaler und Stonsdorfer Bier beliebt. Wir in unserem Verein begnügten uns mit dem einheimischen „Bayerischen", was bei Lauch als besonders gut galt.

Als das „Rütli" ins Leben trat, hatten sich zu den schon Genannten noch drei andere Eidgenossen gesellt, die mit dem Einen oder Anderen schon bekannt waren. Der eine war der Musiker und später als Musikschriftsteller und Kritiker in Leipzig bekannt gewordene Bernsdorf, dann der Buchhändler Grüttefien (später Inhaber der Bädekerschen Buchhandlung in Elberfeld) und der Musiker Herrmann Krigar, der in Leipzig bei Robert Schumann Musik studirt hatte, in späteren Jahren einen Chorgesang-Verein dirigirte, aus welchem er die Schwester Adolf Menzels heirathete. Auch Krigar war geborener Schlesier, aber durchaus berlinisirt. (Sein älterer Bruder Wilhelm wurde später der ausgezeichnete Uebersetzer des Petrarca wie des Dante.)

Die Tendenz unserer Vereinigung war trotz der politischen Atmosphäre der Zeit keine eigentlich politische, und der Name „Rütli", den gleich zu Anfang Einer von uns vorgeschlagen hatte*) und der auch bestehen blieb, entsprach dem in dem Verein bald sich geltend machenden Geiste sehr wenig. Einzelne im Anfang nach solcher politischen Richtung hin gemachten Anläufe verfielen sogleich ins Parodistische. Bernsdorf, unser Klavierspieler, wurde gewöhnlich aufgefordert, den von ihm komponirten „Revolutionsmarsch" zu spielen; in besonders lebhaften Sitzungen pflegte zuletzt Grüttefien auf den Tisch zu steigen und in beredter Weise den Kommunismus zu predigen. Aber alle solche Regungen waren nicht ernstliche, sondern dienten nur als Themata für den allgemeinen Frohsinn, was auch von den dichterischen Vorträgen Einzelner galt. Zum politischen

*) Uebrigens nicht zu verwechseln mit einem erst später entstandenen Verein gleichen Namens.

Verschwörer hatte Keiner von uns Anlage, und der drei Jahre später sich in Thaten äußernde revolutionäre Geist hatte sogar dem harmlosen „Rütli" ein Ende gemacht, wiewohl Einzelne aus unserem Kreise sich von dem Sturm gewaltig ergreifen ließen. Im „Rütli" saß auf dem Throne der ausgelassenste Humor, der besonders auch in einer unerhört rücksichtslosen Kritik der Mitglieder untereinander sich äußerte. Diese Kritik des vernichtenden Spottes war aber für Alle ein so anregendes Element, daß sich Niemand durch die kritische Lauge, mit der seine vorgetragenen Produktionen übergossen wurden, entmuthigen ließ.

Diesen Charakter hatte aber unser Verein noch keineswegs ausgebildet, als im Anfange seines Bestehens das Erscheinen von Titus Ullrichs „Hohem Lied" erwartet wurde, jener tief ernsten philosophisch-epischen Dichtung, von deren Inhalt wir noch nicht viel mehr kannten als die melancholischen Worte:

Die Völker sterben, die Götter sterben — und immer
Immer übrig bleibt allein — der Mensch.

An jenem Abend, an dem die verhängnißvollen vierundzwanzig Stunden verstrichen waren, innerhalb welcher das gedruckte Buch von über zwanzig Bogen verboten werden konnte, waren wir Alle in der Stammkneipe bei Lauch versammelt. Ullrich fehlte noch, und wir warteten seiner mit gesteigerter Spannung und Besorgniß. — Da plötzlich kam er, der kleine Ullrich, mit freudestrahlendem Gesicht sein unbeanstandetes Buch hoch emporhaltend und uns damit seine Freiheit verkündend. Man wird sich ungefähr vorstellen können, welch eine stürmische Sitzung dies Ereigniß zur Folge hatte, und ich brauche deshalb hier nicht weiter die verschiedenen Stadien des Freudenfestes zu beschreiben. Daß das Taufkind reichlichst begossen wurde, versteht sich von selbst.

War es nun für das Buch und den Autor ein Glück, daß das „Hohe Lied" unbeanstandet geblieben war? Das ist mit Sicherheit nicht zu beantworten. Für die vorübergehende

Tagesstimmung wäre sein Erfolg vielleicht größer gewesen, wenn die Censur es für gefährlich erklärt hätte. Aber die Censur dachte nicht wie Shakespeares Cäsar über den „hagern Denker“, und nach den schon gemachten Erfahrungen zog man es vor, den philosophischen Dichter und Träumer laufen zu lassen.

Und immer übrig bleibt allein — der Mensch!

Mit diesem durch die ganze Dichtung sich hindurchziehenden philosophischen Grundgedanken derselben bekannte sich Ullrich weder als Hegelianer, noch hatte er der Dichtung, wie fälschlich davon gesagt worden ist, den Feuerbachschen Pantheismus zu Grunde gelegt. In Wirklichkeit ist das „Hohe Lied“ gerade gegen das Hegelsche „Absolute“ gerichtet, und seine philosophische Basis ist nicht Pantheismus, sondern „Pananthropismus“, indem der Mensch in sich und für sich seine Welt ist.

In den engeren Kreisen der litterarisch Gebildeten wurde dem „Hohen Liede“ Ullrichs wohl die ihm gebührende Aufmerksamkeit, auch Anerkennung und Bewunderung zu Theil. Aber in weitere Kreise konnte es seiner Beschaffenheit nach nicht dringen. Abgesehen von dem dichterischen Charakter Ullrichs, dem bei tiefer Empfindung und grüblerischem Ernste das schnell Bestechende und Blendende abging, war es schwer, in dieser Zeit nach den schon gehörten starken Detonationen mit einer so tief innerlich empfundenen Gedankenarbeit sich Gehör zu verschaffen. Für unser junges „Rütli“ war aber das „Hohe Lied“ die erste große Dichtung, die — wenn auch erst in ihrer Vollendung — aus diesem Kreise hervorgegangen war. Die anderen „Geister auf dem Gange“ warteten noch, und ihre Zeit sollte bald kommen.

Schon in kurzer Zeit, bis Mitte des Winters 1845/46, war unser „Rütli“ zu einer kaum vorhergesehenen Bedeutung gekommen, sowohl nach der Zahl der Mitglieder wie nach dem Werthe derselben, und im Laufe des zweiten Winters

hatte der Verein von sich reden gemacht. Zu dem Stamme der schon Genannten kamen manche neue Theilnehmer, die bald Bedeutung erlangten. Vor Allen waren dies: Ernst Dohm (der spätere Redakteur des „Kladderadatsch“), Wilhelm Scholz, der witzige und geistreiche Zeichner, und der geniale Musiker Hieronymus Truhn, der in der großen Beweglichkeit seines Geistes und Temperaments auch ein brillanter Erzähler war. Wilhelm Scholz hatte an diesen Vereinsabenden zuerst seinen glänzenden Witz zu lauter Anerkennung gebracht, sowohl durch die nur ihm eigene Schlagfertigkeit in der Unterhaltung, wie auch mit seinen der Gesellschaft gewidmeten Zeichnungen. Die an den Vereinsabenden vorgetragenen schriftstellerischen Erzeugnisse und denselben zu Theil gewordenen Kritiken hatten zu dem Beschluß geführt, eine Rütli-Zeitung anzulegen, deren Redaktion zwar wechseln sollte, am meisten aber Kossak und Szczepanski zufiel. Ebenso wurde denn auch für die von Scholz gelieferten Zeichnungen, die sich meist mit den Mitgliedern beschäftigten, eine Rütli-Mappe angelegt, für die außer ihm auch ein dilettantischer, aber sehr origineller Karikaturenzeichner, ein Apotheker Theophil Pusch, Beiträge lieferte. Scholz aber, die liebenswürdig-fröhlichste Natur unter den Genossen, hat in der Rütli-Mappe den Grund gelegt zu seiner späteren Bedeutung als erfindungsreicher und witziger Zeichner.

Ernst Kossak hatte bis dahin außer seinen nicht gewürdigten ersten Versuchen im ernsten Drama nur einige Skizzen geschrieben, die unter der Bezeichnung „Genrebilder“ im Druck erschienen waren. Der persönliche heitere Wechselverkehr in dieser Vereinigung mußte natürlich seine geistige Produktionskraft lebhaft anregen und steigern. Die bewegliche und zum Spott geneigte Natur Herrmann Krigars fand ihre dankbarsten Aufgaben in der rücksichtslosen Glossirung derer, die sich als „Dichter“ produzirten.

Zu diesen gehörten auch zwei Dramatiker, die — wie ich glaube — nie das Licht der Bretterwelt erblickt haben. Der Eine war Leopold Arends, ein nach Berlin übergesiedelter Lette oder Livländer. Er hatte die böhmische „Libussa“ zur Heldin eines Dramas ersehen, aus dem er in seinem harten lettischen Dialekt einzelne Partien vorlas. Arends hatte übrigens in späteren Jahren, da ihm die Bühne verschlossen blieb, mit energischer und fruchtbarer Thätigkeit die Systeme der immer mehr aufkommenden Stenographie ausgebildet und außerdem manche werthvolle vergleichende Sprachstudien der Völker veröffentlicht. Auch bis heute noch hat sich sein System der Stenographie in Vereinen erhalten. Der andere Dramatiker hieß Carl Gaillard und war der Verfasser eines Räuberdramas „Norbert Schreck“. Die dramatischen Dichter hatten von der schonungslosen Kritik der Genossen nicht weniger zu leiden als die Lyriker, und besonders Kossak zeichnete sich darin vor Allen durch den graziösen Witz seiner spitzen Feder aus. Ich erinnere mich einer ganz reizenden humoristischen Skizze von ihm, in der er die beiden Dramatiker zu Opfern gewählt hatte. In ernster Form schilderte er darin, wie sich eines Tages in der friedlichen Berliner Bevölkerung eine ängstliche Spannung und Aufregung verbreitet hatte. Denn in den Straßen der Stadt hatte sich die Nachricht verbreitet, Leopold Arends stehe vor dem Brandenburger Thor, um mit seiner „Libussa“ sich der Stadt zu bemächtigen. Der Schrecken, den diese Nachricht verursachte, war groß. Alles lief in ängstlicher Hast und in stummer Verzweiflung hin und her. Hier und dort bildeten sich Gruppen, die in düsterer Stimmung das Weitere erwarteten oder beriethen, auf welchen Wegen man dem drohenden Unheil entfliehen könnte. Da — in dieser angstvollen Situation — verbreitete sich plötzlich eine andere Nachricht. Es hieß: Carl Gaillard rücke vom Landsberger Thor her mit seinem „Norbert Schreck“ heran, um sich mit

Arends zu vereinigen. Der Augenblick war furchtbar — die Massen stockten — man wußte nicht wohin — bis aus der verzweifelten Rathlosigkeit ein wüster Tumult sich erhob — rc.

Ich kann den komischen Reiz, der in dieser boshaften Darstellung lag, hier natürlich in der kurzen Umschreibung nicht wiedergeben, sondern will damit nur die Art der Kritik andeuten, der die produzirenden Mitglieder widerstandslos zum Opfer fielen, was übrigens Keinen abhielt, sich aufs Neue diesem Gericht zu stellen.

Nach den nur mündlich aufgestellten Gesetzen — denn schriftliche Statuten waren verpönt — wurde es erfordert, daß ein jedes Mitglied, vor diesem Spießruthenlaufen durch die Kritik, durch irgend eine Leistung, sei sie litterarisch, musikalisch oder sonstwie künstlerisch, sich als gesellschaftsfähig ausweisen mußte. Dieser Grundsatz wurde aber nicht streng befolgt. Bei dem schnellen Wachsen der Mitgliederzahl waren durch Einführung auch mehrere solche hineingelangt, die nur das Vergnügen des Zuhörens genießen wollten. Man hatte für sie die Bezeichnung „Waisenknaben" erfunden, und für ihre stille Theilnahme entschädigten sich die Boshaftesten damit, sie als Zielobjekte der grausamsten Witze zu nehmen. In diesem Punkte war Herrmann Krigar, der stets Schlagfertige und „Unverfrorene", besonders groß. Aber solche Scherze waren doch nur Lückenbüßer in der eigentlichen Unterhaltung, deren Hauptwerth in den vorgetragenen Leistungen und ihrer witzigen Glossirung wie in den daran sich knüpfenden Scherzen lag.

Als in dieser Beziehung die Gesellschaftsabende ihren Höhepunkt erreicht hatten, konnte man auf sie die Verse anwenden, die einst der englische Lustspieldichter Beaumont auf die zur Zeit Shakespeares und Ben Jonsons in der Londoner Taverne zur „Mermaid" herrschende Stimmung geschrieben hat:

Wir hörten Worte dort, so schnell und glänzend,
Als hätte jener, der sie sprach, im Sinne,
Sein Alles, was an Geiste er besaß,
In Einen Scherz zu pfropfen und hiernach
Des Lebens stumpfen Rest als Thor zu leben!
Genug des Witzes ward da aufgebracht,
Die Stadt damit drei Tage zu vertheid'gen.
Und gingen wir, so ließen wir zurück
So witzerfüllte Luft, daß sie genügen konnte,
Nach uns noch viele Andre zu versorgen.

In der That hatten Einzelne noch in späterer Zeit von jener Luft des Rütli gezehrt, nicht nur Kossak, sondern auch Solche, die nur vorübergehend als Gäste erschienen waren, so der kleine David Kalisch, der erst kurz vor der achtundvierziger Revolution mit seiner ersten Posse „Einmalhunderttausend Thaler“ die lange Reihe seiner Bühnenerfolge begründete.

Schon im Winter 1846 zu 1847 hatte die Gesellschaft nicht allein in Berlin einen Ruf erworben, sondern auch von außerhalb waren zuweilen namhafte Persönlichkeiten, wenn sie nach Berlin kamen, bestrebt, sich als Gäste einführen zu lassen. Dazu gehörte der noch jugendliche Rudolph Gottschall, der in Königsberg mit seiner ersten Gedichtsammlung sich der freiheitlichen Königsberger Bewegung angeschlossen und eine zweite Sammlung unter dem Titel „Censurflüchtlinge“ auch bereits in der Schweiz herausgegeben hatte. Aber auch eine Dame hatte den Muth gehabt, sich in unsere Arena zu wagen, allerdings, wenn ich mich recht erinnere, unter dem Schutze Gottschalls. Es war die freigeistige Dichterin Luise Aston. Gottschall hatte ihr seine Gedichte „Madonna und Magdalena“ gewidmet, und sie bestätigte dafür in ihren eigenen Gedichten „Wilde Rosen“ seine Anschauungen, daß die „freie Liebe die Welt befreien“ werde. Ueber die Gastrolle, die Luise Aston im Rütli gab, kann ich aus eigener Erfahrung nicht berichten, da ich nicht anwesend war. Wie ich aber von den Anderen

hörte, hatte die Anwesenheit der emanzipirten Dichterin nicht günstig auf die Stimmung gewirkt.

Zu den denkwürdigsten Sitzungen des Rütli gehörte der Abend, an welchem sich der humor- und geistvolle Bogumil Goltz aus Thorn, von dem kurz zuvor sein „Buch der Kindheit" erschienen war, durch Kossak hatte einführen lassen. Bogumil Goltz, mit seinem sehr scharf geschnittenen Kopfe und den ernst und durchdringend beobachtenden Augen, hatte anfänglich auf die zufällig nicht sehr zahlreichen Anwesenden nicht erwärmend wirken können. Krigar, der solche Gäste gern auf die Feuerprobe stellte, unternahm es, durch einen Angriff das Gespräch zu beleben. Und indem er an Goltz das Wort richtete: „Wie denken Sie darüber, Herr Doktor", brachte er in einer Reihe philosophischer Floskeln und Wörter einen so furchtbaren Unsinn hervor, wie es eben nur Krigars Beredsamkeit vermochte. Goltz sah mit seinem ernsten und scharfen Adlerblicke ihn während seiner Rede unverwandt an, und da Krigar endlich zum Ende gelangt war, nahm Goltz den Scherz auf und antwortete, mit einem „Allerdings" beginnend, dem Sprecher ernst und sicher mit einem so grandiosen und aus viel reicherem Schatze des Wissens genommenen philosophischen Gallimathias, daß Krigars Waffe zerbrochen am Boden lag und Goltz erst jetzt, nachdem er geendet hatte, den stürmischen Jubel der Anwesenden in Empfang nehmen konnte. Er wurde seitdem als besonders gefeiertes Ehrenmitglied der Gesellschaft betrachtet.

Zu den im Laufe der Zeit hinzugekommenen Mitgliedern gehörten noch zwei, die in sehr verschiedener Weise an den Sitzungen sich betheiligten. Es waren der gemüthvolle Poet Rudolph Löwenstein und der redegewandte, später als Kunstästhetiker bekannt gewordene Dr. Max Schaßler.

Unser Musiker Hieronymus Truhn war nicht nur ein sehr geistvoller Liederkomponist (er wurde als solcher im

Allgemeinen nicht ganz nach Verdienst gewürdigt), sondern er war auch zugleich einer der reizendsten Gesellschafter, die man sich denken kann. Für das Rütli hatte er auch ein paar Bänkelsänger-Lieder (im Stil der „Moritthaten“ auf den alten Jahrmärkten) verfaßt, die er nach den dazu gemalten Bildern mit hinreißendem Humor vortrug. Ich selbst steuerte zu den Rütli-Abenden weniger durch litterarische Produktionen bei, denn dazu fühlte ich mich noch keineswegs gewachsen, als durch Gesangsvorträge, besonders auch Truhnscher Lieder. In letzterer Zeit hatte ich auch ein paar Karikaturen auf Zeitverhältnisse für die Rütli-Mappe geliefert.

Aber mit den dichterischen Leistungen sowie mit Musik und Malerei waren die Rütli-Abende nicht allein versorgt. Es gab auch verschiedene plastisch-humoristische Darstellungen, von denen das durch lebende Personen dargestellte Marionettentheater besonders beliebt war. Die dramatische Aktion dabei beschränkte sich auf die ganz regelmäßigen Bewegungen, die jede der Figuren, entsprechend ihrem durch das Kostüm angedeuteten Charakter, nach dem Takte der dazu gespielten Dudelmusik zu machen hatte.

Beim Niederschreiben dieser Erinnerungen kommt es mir zuweilen vor, als ob es doch eine Art Seelenwanderung gäbe. Denn ich selbst war ein anderes Wesen, und auch die Welt war eine andere. Ich fühle deshalb auch, daß es schwer hält, von jenen Erscheinungen und Ergüssen eines übermüthigen, aber an sich doch sehr harmlosen Humors eine genügende Vorstellung zu geben. Um so schwerer wird man es heute verstehen, wie solche Allotria in einer Zeit, der das Revolutionsjahr schon so nahe stand, nicht nur möglich waren, sondern auch eine gewisse Bedeutung erlangen konnten. „Wir stehen am Vorabend großer Ereignisse“ — das war ehemals eine mannigfach angewendete und auch im parodistischen Sinne vielbeliebte Redensart. Bei uns kam die Bedeutung dieses

Vorabends in so ungeheurer Heiterkeit, so übermüthigem Unfug von oft kolossalischen Formen zum Ausdruck, daß wir das „Tanzen auf einem Vulkan“ der ersten französischen Revolution auch auf unsere Vereinigung in modifizirter Weise anwenden konnten. Der Kern dieses Uebermuthes war — die Spottsucht, die unter der Schellenkappe sich verbergende kritische Opposition gegen das Bestehende. Von den ernsten Politikern und revolutionären Drängern unterschieden wir uns durch das „höllische Gelächter“, das aus diesem Zusammenwirken so vieler geistigen Potenzen erscholl. Was man heute dem Ausgang des Jahrhunderts als symptomatisch zuschreiben würde, das waren damals die gewaltsamen Eruptionen der nach Ungebundenheit drängenden Seele. Die Blume des Humors sprießt nur aus dem Gefühl der Unvollkommenheit alles Menschlichen. In dem denkbar idealsten Zustande der Menschheit würde deshalb für den Humor kein Boden sein.

Zwischen Ernst Kossak und Wilhelm Scholz hatten sich im Austausche der Meinungen bald nähere Beziehungen gebildet, die auch außerhalb des geselligen Kreises zu einer gemeinsamen Arbeit führten. Es war dies ein in Lieferungen erscheinendes Werk: „Die Berliner Kunstausstellung im Jahre 1846.“ Der Buchhändler Albert Hofmann hatte den Verlag dieser kritisch-satirischen Schrift übernommen, in der die Zeichenfeder von Scholz mit der noch spitzeren Schreibfeder Kossaks sich vereinigt hatte, um über die verschiedenen Künstler und ihre ausgestellten Werke ein grausames Gericht zu halten. Die Zeichnungen von Scholz waren seine erste Arbeit, mit der er in die Oeffentlichkeit trat und durch seine scharfe und humorvolle Beobachtungsgabe Beifall fand. Während Kossak nur die negirende Kritik und grausame Verspottung kannte, hatten die Scholzschen Bilder trotz der parodirenden Schärfe doch auch sehr viele Züge seines liebenswürdigen Humors.

Daß übrigens in dem Rütli-Bund der Frohsinn, auch in seinen angedeuteten Ausschweifungen, keineswegs die Grundstimmung im Leben der Einzelnen war, braucht wohl kaum erst gesagt zu werden. Nur in der Gemeinsamkeit und im Wechselverkehr bildete der ausgelassene Humor den Grundton und das belebende Element. Nach diesen Sonnabendsitzungen des fröhlichen Austobens ging nicht nur ein jeder der Rütli-Genossen „seines Weges still zu seiner Freundschaft und Genoßsame", sondern die Meisten strebten für sich allein auch ernsteren Dingen und Zielen nach. Titus Ullrich, der im Rütli nur stiller Beobachter war, hatte im Frühling 1847 sein zweites großes Epos vollendet, das er nach dem Helden desselben „Victor" nannte. Der Dichter war aber viel zu vorsichtig, als daß ihm der Gedanke hätte kommen können, die Dichtung der Kritik der Rütli-Genossen preiszugeben. Ullrich war in dieser Dichtung von dem philosophischen Gebiete mehr auf das praktisch revolutionäre übergegangen, das heißt „praktisch" nur insofern, als es sich um seinen erdichteten Helden Victor handelte; denn Ullrich selbst war seiner ganzen Natur nach keineswegs für die kühne That geschaffen. Bei diesem kleinen schmächtigen Mann, der vor jeder rauhen Berührung mit der Wirklichkeit sich scheu in sein Schneckenhaus zurückzog, war nur die Phantasie revolutionär und auch nur die dichtende Phantasie, die mit der Wirklichkeit nichts zu schaffen hat.

Aber Eines hatte Ullrich mit seinem „Victor" doch erreicht: Das Buch wurde gleich nach seinem Erscheinen verboten und konfiszirt, und erst im Sommer 1848 wurde es wieder freigegeben. Da aber hinkte es den brutalen Thatsachen nach; die Dichtung wurde von den stürmischen Wogen der Ereignisse überstürzt und — blieb unbeachtet.

Ein gleiches Schicksal wurde Ernst Kossak zu Theil, der auch keineswegs eine revolutionäre Natur war, auch nicht mit

der Feder. Seine feine Beobachtungsgabe äußerte sich subtiler und war auf ein engeres Gebiet beschränkt. Während er für die allgemeinen politischen Angelegenheiten kein eigentliches Interesse hatte, übte er seinen Witz in der Verspottung oder feinen Ironisirung der kleinen Schwächen und Gebrechen der Menschen und der Stände. Aber — dem Drängen der immer politischer werdenden Zeitstimmung folgend — hatte er doch den Trieb, in einer größeren Arbeit diesem Zeitgeist Rechnung zu tragen, ohne den ihm so günstigen Boden der Kleinwelt aufzugeben. Er arbeitete an einer größeren Zusammenstellung von Skizzen, die in zwei Bänden von je 21 Bogen, also censurfrei, unter dem Gesammttitel „Neuer Plutarch moderner Narren und Schelme" erscheinen sollte. Das Werk war Anfang des Jahres 1848 von der Behrschen Verlagsbuchhandlung angezeigt, als „zu Ostern" erscheinend, und als eine Probe daraus wurde ein nur drei Druckbogen starkes Heftchen unter dem Sondertitel „Chiromantische Phantasie" veröffentlicht. Da es sehr nahe lag, ja fast nothwendig war, diese Charakterisirung der Hände durch Illustrationen zu unterstützen, hatte er dafür zwei Rütli-Genossen zu Hülfe genommen. Der eine war der schon als Karikaturenzeichner erwähnte Apotheker Theophil Pusch und der andere — war ich. Pusch hatte zunächst die verschiedenen Hände in seiner drastisch karikirenden Weise gezeichnet. Ich selbst sollte sie nicht nur durch den Holzschnitt vervielfältigen, sondern ich hatte sie auch, auf Kossaks Wunsch und mit Bezug auf den textlichen Inhalt, noch durch einige Zeichnungen zu ergänzen. Das Büchlein ist ganz bezeichnend für Kossaks Art der Satire, indem er alle Schäden der Gesellschaft und alle brennenden Zeitfragen mit feinem Stachel berührte, ohne jedoch eigentlich direkt politisch zu werden. Da sehen wir unter den gezeichneten und erklärten Händen die durch Chiragra verkrüppelte Hand eines armen Wasserarbeiters, dem nicht „die milden Quellen von Karlsbad"

fließen, und der durch nichts im Stande ist, sein klägliches Dasein zu verbessern, auch nicht durch die Mildthätigkeit der Menschen, „denn" — sagt Kossak — „in Deutschland ist es nur erlaubt zu verhungern, aber nicht zu betteln". Unter den vielen anderen Händen, der feisten Geldhand, der Hungerpfote, der Polizeihand ꝛc. ist auch die Hand des großen Klavierkünstlers dargestellt, der wenige Jahre vorher die Berliner völlig toll gemacht hatte. Ich selbst erinnere mich des einen Abends, an dem ich in der Singakademie Franz Liszt zusammen mit Döhler hörte, ich erinnere mich auch der Ovationen, die ihm vor seiner Wohnung im Hôtel de Russie von den Studenten dargebracht wurden, denen Liszt vom Fenster seines Hotels aus eine Dankesrede hielt. Es waren sicher die ungeheuren Triumphe dieses Künstlers und die bis zur Lächerlichkeit übertriebenen Huldigungen, die Kossak zu so boshaften Angriffen in der Beschreibung dieser Hand veranlaßten, dieser „langbeinigen abenteuerlichen Klavierspinne, welche die Welt wie eine dicke dumme Fliege zu ihrer Blüthezeit eingefangen hat", und die er, nicht mit Unrecht, „eine der krankhaftesten Erscheinungen der Zeit" nennt. Schärfer wird er in der Beschreibung einer anderen Hand, die einem Herrscher angehört und fest auf ein durchrissenes Papier gestemmt ist, „Diese Hand", sagt Kossak, „fühlt sich mächtig genug, dem menschlichen Geschlechte von den Eigenschaften des Geistes so viel zukommen zu lassen, als ihr zu genügen scheint, und die sich gewaltig in ihrem Schicksalstrotz auf den zerrissenen Meisterbrief der Menschheit stützt." Und gerade auf diese Hand folgt dann die gewaltige und drohend erhobene Proletarierfaust, die für sich selbst spricht.

Ich weiß nicht mehr, ob diese „Chiromantische Phantasie" damals viel gelesen wurde. Wohl aber weiß ich, daß das Jahr achtundvierzig des Verfassers Hoffnungen auf das Erscheinen des ganzen Werkes, des „Neuen Plutarch", zu Schanden gemacht hatte.

Kossak hatte aber in dieser Zeit schon als Journalist und Kritiker sich Ansehen verschafft, und zwar zunächst als musikalischer Referent in der von G. Julius im Jahre 1847 gegründeten neuen Zeitung, die unter dem Titel „Zeitungshalle“ im folgenden Jahre neben den beiden alten Zeitungen, der Spenerschen und Vossischen, als vorgeschritten liberales und dann selbst als revolutionäres Organ sich hervorthat, und von dem späterhin noch viel die Rede sein wird. Es ist begreiflich, daß Kossaks stets zur Ironie und Satire geneigte Feder gerade auf dem Felde der Kritik sich geltend machen konnte. Einmal aber war er zu einer bitteren Fehde gerade durch eine sehr warm anerkennende Kritik gedrängt worden. Es wird heute Vielen interessant sein, zu erfahren, daß diese warme Anerkennung dem ersten Opernwerke Richard Wagners galt, dessen „Rienzi“ im Jahre 1847 zum ersten Male auf der Berliner Opernbühne erschien und von Kossak mit einer bei ihm selten vorkommenden lebhaften Befriedigung besprochen wurde. Nun hatte seit einigen Jahren der später als Dramendichter wie als Verfasser der monströsen „Geschichte des Dramas aller Völker“ bekannt gewordene J. L. Klein sich in Berlin ansässig gemacht und hatte das Amt der Kritik für die offiziöse „Allgemeine Preußische Zeitung“ übernommen. Klein, von jüdischer Herkunft und in Ungarn geboren, besaß neben viel eigenartigem Geist und großen Kenntnissen ein sehr heißes Temperament, das oft in geradezu brutal rücksichtsloser Weise zum Ausdruck kam. Wer ihm widersprach, der war entweder ein Dummkopf oder ein Schurke. Kossak hatte in seiner Besprechung des „Rienzi“ gelegentlich auch des „kritischen Leoparden“ Erwähnung gethan, der in den Zwischenakten zähnefletschend in den Foyers sich zeigte. Das Bild war für Kleins Persönlichkeit so zutreffend, daß er die auf sich gemachte Anspielung lebhaft aufnahm, um so mehr, als Klein die Musik des „Rienzi“ mit wahrer Wuth als etwas lärmend Wüstes

und Ungeheuerliches verdammte. Es entspann sich infolgedessen eine überaus scharfe Zeitungsfehde zwischen den beiden in schneidendem Witz gleich starken Gegnern. Klein hatte die üble Gewohnheit, in seinen Angriffen stets persönlich und in den Persönlichkeiten nicht nur grob und verletzend, sondern geradezu unfläthig zu werden. Kossak war die feinere und vornehmere Natur und brach deshalb die Fehde ab, um so mehr, als Klein, der durchaus unmusikalisch war, auf Kossaks musikalische Fachkenntniß nicht eingehen konnte.

---

## 4. Allerlei Vorboten.

In der politischen Bewegung dieser Jahre war die schleswig-holsteinsche Angelegenheit zeitweise in den Vordergrund getreten; durch den berüchtigten „offenen Brief" König Christians war das deutsche Nationalgefühl herausgefordert worden, und das „Schleswig-Holstein stammverwandt" kam auf die Tagesordnung. Bald danach aber hatte eine andere nationale Frage in Berlin selbst ein überaus lebhaftes Interesse erweckt. Es war der große Polenprozeß, der in dem noch neuen Moabiter Zellengefängniß (nach dem pennsylvanischen Isolirungssystem gewöhnlich das „pennsylvanische Gefängniß" genannt) im August 1847 begonnen hatte. Dieser Polenprozeß, in welchem die Hauptperson Mieroslawski gleich einem gefeierten Theaterhelden während der mehrere Monate dauernden Verhandlungen das Tagesgespräch bildete, hatte ein Interesse erregt, das zu dem deutsch-nationalen Gefühl gegen die Dänen schlecht zu stimmen schien, im Grunde aber dennoch stimmte. Denn man hatte damals auch für das Nationalgefühl der Polen noch Sympathien, und wenn das vielleicht auch nicht politisch oder gar „staatsklug" war, so habe ich es doch immer menschlich und gerecht gefunden, mochte auch freilich die Sensation bei

dem Polenprozeß aus anderen, weniger edlen Trieben herzuleiten sein. Das Aufsehen, das jener Monstreprozeß machte, wurde aber ganz besonders noch durch den unerhörten Umfang des Anklageobjektes gesteigert, denn es waren nicht weniger als 254 Polen als Angeklagte erschienen, für die natürlich die „Bank" der Angeklagten nicht ausreichte. — In der sehr langen Voruntersuchung — denn die Entdeckung der Verschwörung fiel noch in das Jahr 1846 — hatte besonders der Polizeidirektor Duncker, ein Mann von angenehmer Persönlichkeit und feinen Manieren, seine Meisterschaft erlangt, während in den öffentlichen Verhandlungen selbst besonders der Vertheidiger Deyks die den Polen vielfach zugewendeten Sympathien theilte. Nach Beendigung des langen Prozesses wurden mehr als die Hälfte der Angeklagten entlassen, größtentheils wegen mangelnder Beweise, während mehr als hundert zu Gefängnißstrafen und acht sogar zum Tode verurtheilt wurden.

Ich weiß nicht mehr mit Sicherheit zu sagen, ob die zum Tode Verurtheilten, darunter Mieroslawski, vom König sogleich zur Gefängnißstrafe begnadigt wurden oder ob der König die Bestätigung des Todesurtheils nur so lange hinausschob. Sicher aber ist, daß vier Monate später durch das unverhoffte Ereigniß der Revolution Alle in Freiheit gesetzt wurden.

Bei dem Polenprozeß war es wesentlich die Romantik der Sache, durch die das allgemeine Interesse daran so sehr erhöht wurde. Ganz anderer Art war die Theilnahme der Bevölkerung, und zwar insbesondere bei dem jüngeren Geschlecht, gegenüber den in dem nämlichen Jahre begonnenen Verhandlungen des ersten vereinigten Landtags. War es doch in Preußen das erste Mal, daß man durch den Zauber der Rednergabe solche Eindrücke erhielt, und das noch obenein von Männern wie Beckerath, v. Vincke, Alfred v. Auerswald, Hansemann, Schwerin rc., die mit der ganzen Kraft ihres Könnens und Wissens die allgemeinen Angelegenheiten des Staates öffentlich

verhandelten. Von den damaligen Abgeordneten war es besonders die breit gedrungene und kraftvolle Persönlichkeit des westfälischen Freiherrn v. Vincke, die sich mir am stärksten eingeprägt hatte.

---

Während ich einige Jahre lang für den Gubitzschen Volkskalender Holzschnitte lieferte, war ich durch eine zufällige Bekanntschaft dazu gekommen, bei einem in Berlin lebenden Amerikaner in Gemeinschaft mit meinem Freunde Scholz und einem gewissen Brauner, der Prediger der deutschkatholischen Gemeinde in Berlin war, englischen Sprachunterricht zu nehmen, was mir erst in viel späterer Zeit fruchtbringend werden sollte. Aber diese Privatstudien sowie meine Beschäftigung als Xylograph und gelegentlich auch als Zeichner waren doch nicht ausreichend, um meinen innersten Wünschen Befriedigung zu gewähren. Bei meiner Neigung zur Dichtkunst, dabei unter den theatralischen Eindrücken aufgewachsen, war es wohl natürlich, daß auch ich mich in der dramatischen Dichtung versuchen wollte. Wie wohl fast jeder junge Dichter, der die edle Reitkunst auf dem Flügelroß zu erlernen strebte, so hatte auch ich für mein Erstlingswerk mir einen historischen Stoff für eine fünfaktige Tragödie erwählt, und es war zugleich ein solcher, der mir Gelegenheit gab, meinem stürmischen Freiheitsdrange Ausdruck zu geben.

Es war die Gestalt des gewaltigen Hussitenhelden Ziska, die mich begeisterte. Die epische Dichtung von Alfred Meißner kannte ich nicht; ich glaube auch, sie erschien erst etwas später. Meine Anregung zu dem Tragödienstoffe erhielt ich aus einem Buche, das ich gelegentlich bei einem Antiquar gekauft hatte. Es war eine populär gehaltene Geschichte des Hussitenkrieges von Schubert. Aus der Lektüre dieses ziemlich starken Bandes hatte ich meine Begeisterung für den Hussitenhäuptling wie meinen Haß gegen die Tyrannei der römischen Kirche und

gegen die Mönchwirthschaft gesogen. Ich begnügte mich aber keineswegs mit den überlieferten historischen Thatsachen, sondern hatte dieselben auch durch eine erfundene dramatische Intrigue bereichert. Aber die politische Tendenz meines Dramas war eine ausgesprochen republikanische, die ich vor Allem dem Helden der Tragödie zuertheilte. Wenn auch die Verse darin keineswegs so schön waren wie die von Herwegh, so waren doch natürlich mein Dichterheldenthum und meine Tapferkeit nicht geringer.

Auf der Titelseite meiner von mir noch aufbewahrten ersten Niederschrift finde ich am oberen Rande die Bemerkung: „Januar 1847 bis 28. Februar 1848 und vom 1. Oktober 1848 bis 1. Dezember.“ Es war also inmitten der Arbeit eine Pause von sieben Monaten gewesen. Aber die Erklärung dafür ist durch das in der Mitte liegende Datum des 28. Februar gegeben. Denn dies war der Tag, an dem die ersten bestimmten Nachrichten von der Pariser Revolution in den Berliner Blättern erschienen und Alles dermaßen in Erregung versetzten, daß ich inmitten meiner Arbeit, im vierten Akte meines Trauerspiels, stecken blieb und meinen hussitischen Morgenstern, die Feder, bei Seite legte. Vorläufig war an Schreiben nicht weiter zu denken.

Ich hatte schon früher die neue Zeitung erwähnt, die unter dem Titel „Zeitungshalle“ seit 1847 erschien, unter der Redaktion eines gewissen Gustav Julius. Der Titel der Zeitung war zugleich auch der Name der mit ihr verbundenen großen Lesezimmer, die in der ersten Etage des Hauses in der Oberwallstraße, Ecke der Jägerstraße, für das Publikum eingerichtet waren. Auch Julius, der damit ein für Berlin durchaus neues und zweckmäßiges Institut ins Leben rief, war jüdischer Nationalität. Sein Kopf, mit dem blassen Gesicht von tiefschwarzem, vollem Haar umrahmt, machte den Eindruck der Intelligenz, aber auch der verhaltenen Leidenschaftlichkeit.

Er war ein durchaus ehrenwerther Charakter, aber Revolutionär aus innerster Ueberzeugung. Die Zeitungshalle in der Oberwallstraße wurde sehr bald der Sammelpunkt von jüngeren Leuten, Litteraten, Künstlern 2c. Das Ereigniß der Pariser Revolution und die allenthalben in Deutschland wachsende Gährung brachte das Lokal sowohl wie auch die Zeitung schnell zu einer gewissen Bedeutung. Denn Julius war überaus rührig und hatte es verstanden, durch seine rastlose Thätigkeit die Pariser Nachrichten in Berlin zuerst zu bringen. Das Publikum in den Lesezimmern des Hauses, in dessen untersten nach der Jägerstraße zu gelegenen Räumen auch das beliebte Wurst- und Frühstückslokal von Riquet war, vermehrte sich jetzt von Tag zu Tag, indem man dort die neuesten Nachrichten aus Paris erwartete. Sobald die über Köln eingetroffenen Telegramme gedruckt waren, wurden sie von einem der Anwesenden, der einen Tisch bestieg, laut verlesen. Da die Aeußerungen in der Zuhörerschaft dabei oft sehr lebhaft wurden, mußte der Besitzer der Zeitungshalle wohl schon Anzeichen erhalten haben, daß über ihn gewacht werde. Er ließ daher ein Plakat anschlagen, durch das die Besucher des Lokals gebeten wurden, beim Verlesen der Nachrichten sich aller lauten Beifalls- und Mißfallensäußerungen zu enthalten.

Die ersten Nachrichten über das von der französischen Regierung untersagte Bankett und der dadurch hervorgerufene energische Widerspruch von Seiten Lamartines und seiner Genossen hatten ja schon auf stürmische Ereignisse vorbereitet; aber die am 24. Februar erfolgte Abdankung des Königs Louis Philipp und die Einsetzung einer provisorischen Regierung wurde erst am vierten Tage danach bekannt. Es hatte diese Verzögerung wohl ihren Grund in der Censur, der ja auch die telegraphischen Büreaus unterworfen waren.

---

## 5. Die Märztage in Berlin.

Noch Anfang März, kurz nach dem Ausbruch der französischen Revolution, hatten unsere Rütli-Freunde Szczepansky und Wilhelm Scholz ein gemeinsames humoristisches Unternehmen geplant. In einzelnen, auf Stein mit der Feder hübsch gezeichneten Bildern sollten die neuesten Ereignisse der Zeit witzig und anschaulich illustrirt werden. Ich erinnere mich nur des ersten Blattes, das die Flucht Louis Philipps ergötzlich parodirte. Aber auch dies Unternehmen verlief still in dem wachsenden Toben der politischen Leidenschaften und der bald folgenden Ereignisse.

In der Arbeit an meiner großen revolutionären Tragödie war ich zwar durch die Ereignisse energisch unterbrochen worden, aber ich fühlte dennoch einen starken Drang, etwas zu schreiben, was der augenblicklichen Lage der Dinge entsprach. In Sachsen, Baden und anderen deutschen Staaten war von den Regierungen bereits die Abschaffung der Censur verkündet worden. Hei! dachte ich, das muß herrlich sein! Mein Inserat aus dem Jahre 1846 konnte ich natürlich nicht mehr verwerthen; aber — ich war ein begeisterter Verehrer Lamartines geworden, von dem ich mehrere Dichtungen, besonders die „Méditations poétiques“ und das Gedicht „Jocelyn“, kannte und liebte. Dieser mir sympathische Dichter zugleich als Held der neuesten Revolution —: in dieser Vereinigung lag für mich ein begeisternder Stoff. Nun hatte seit Kurzem ein mir persönlich bekannter älterer Litterat die Redaktion der in Dresden erscheinenden „Abendzeitung“, eines belletristischen Wochenblattes, übernommen, und er schrieb mir jetzt voll Siegesfreude, daß er bereits den Segen der Preßfreiheit genieße. Ich schickte ihm daraufhin einen schnell geschriebenen Aufsatz „Alphonse de Lamartine“, worin ich meiner Begeisterung für den edlen Dichter Ausdruck gab.

Dieser Aufsatz wurde sogleich angenommen und er erschien in der Nummer des genannten Blattes vom 16. März — als in den Straßen Berlins bereits Blut geflossen war.

Aus den geschlossenen Räumen der „Zeitungshalle“ hatte die dort von Tag zu Tag sich steigernde Erregung schon Ende der ersten Märzwoche den Weg ins Freie gefunden, und zwar nach den im Thiergarten gelegenen Restaurations-Etablissements „Unter den Zelten“. Das eine der dort nebeneinander liegenden Lokale (die seitdem im Laufe der Zeiten bedeutend vergrößert und verändert worden sind) hatte zu ebener Erde einen ziemlich geräumigen aber gänzlich schmucklosen Saal, wie damals solche Lokale noch waren. Dorthin war von Einzelnen aus den Politikern der „Zeitungshalle“ eine Versammlung berufen worden, um sich über die an den König und die Regierung zu richtenden Forderungen auszusprechen und Beschlüsse zu fassen. Die „Zelten“ — so war die gewöhnliche Benennung — wurden dadurch der Vorbereitungsboden für die Revolution.

Die erste Versammlung in den Zelten, die an einem Montag (den 6. März) stattfand, konnte bei der nur sehr geringen Zahl der erschienenen Personen noch keine Bedeutung haben. Aber es wurde doch ein Anfang dadurch gemacht, daß drei der anwesenden Personen „beauftragt“ wurden, eine *Adresse* zu entwerfen, mit den überall in Deutschland schon üblich gewordenen Forderungen. Die nächste Versammlung war schon auf den folgenden Tag angesetzt, und nun waren bereits — da erst jetzt die Sache in den weiteren Kreisen bekannt geworden war — mehrere Hundert Personen zusammengekommen, denen von einigen Wortführern (in erster Reihe ein gewisser Löwenberg) die Sachlage auseinandergesetzt und der jetzt ausgearbeitete Entwurf der Adresse verlesen wurde. Da das *jugendliche* Alter hier, wie auch in der Zeitungshalle, vorzugsweise vertreten war, sollte ursprünglich das

Schriftstück als eine Adresse „der Jugend" bezeichnet werden, wovon man aber, um damit nicht das Gewicht der Absender abzuschwächen, sogleich Abstand nahm. Ich selbst war erst bei dieser zweiten Versammlung anwesend, machte mich aber in meiner Freiheitsbegeisterung — denn ich gehörte in dieser Versammlung zu den „Radikalen" — schon dadurch geltend, daß ich bei der Berathung der einzelnen Punkte der Adresse (es waren: Preßfreiheit, Geschworenengerichte, Volksbewaffnung, allgemeine deutsche Volksvertretung rc.) mit dem Vorschlag einer noch einzuschaltenden Forderung auftrat. Nachdem der erste Punkt des Entwurfs „unbedingte Preßfreiheit" natürlich einstimmig zur Annahme gekommen war, fand ich nämlich, daß zur Preßfreiheit auch „Redefreiheit" gehöre, und ich gab diesem meinem Bedürfniß durch einen dahin gehenden Antrag Ausdruck. Das war ja ziemlich naiv, aber die lebhafte allgemeine Zustimmung, die ich fand, war noch naiver. Mein Antrag wurde zum Beschluß erhoben, und so hatte ich das erhebende Gefühl, daß die lithographisch vervielfältigte Adresse auch einen von mir beigesteuerten Satz als „Forderung" enthielt.

Ich habe mir mein lithographirtes Exemplar des Schriftstücks, das dann zum Sammeln von Unterschriften vertheilt wurde, aufgehoben, und ich würde mich jetzt beim Lesen meiner „Redefreiheit" etwas schämen, wenn ich mich nicht damit tröstete, daß Schillers Marquis Posa sogar „Gedankenfreiheit" verlangt hatte. Uebrigens habe ich, nachdem meine Forderung der Redefreiheit in die Adresse aufgenommen war, zunächst für die Oeffentlichkeit weiter keinen Gebrauch davon gemacht.

Der nächste Tag war dazu bestimmt, daß eine Deputation, zu der außer dem erwähnten Löwenberg auch ein Dr. Löwinson und — Dr. Max Schaßler gehörten, sich mit dem Polizeipräsidenten Minutoli verständigen sollte, um den König zur Entgegennahme der Adresse zu veranlassen. Am 9. März fand dann in den Zelten eine dritte Versammlung statt, in

der die Deputation die Mittheilung machte, daß nach der Erklärung des Herrn v. Minutoli der König es ablehne, eine Adresse von der Deputation entgegenzunehmen. Die Versammlung war jetzt schon auf einige Tausende angewachsen, von denen die Hälfte im Saale selbst keinen Platz mehr fand und deshalb bei geöffneten Fenstern und Thüren außerhalb des Saales den weiteren Verhandlungen beiwohnte. Bei den Berathungen entstanden nun sehr aufgeregte Debatten darüber, auf welche Weise die Adresse dem König zuzustellen sei: ob durch Uebergabe an die Stadtverordneten, die ebenfalls eine eigene Adresse vorbereitet hatten, oder ob durch die Stadtpost, was Herr v. Minutoli vorgeschlagen hatte. Die Gemäßigten waren für die eine oder andere Form der Uebersendung, während die Radikalen verlangten, man solle trotz der Weigerung des Königs mit der Adresse zum Schlosse ziehen. Dagegen aber erhoben sich mehrere Stimmen aufs Lebhafteste. Die Gemäßigteren hatten schließlich die Mehrheit für sich, und es wurde beschlossen, die Adresse den Stadtverordneten zu übergeben, damit diese sie gleichzeitig mit ihrer eigenen Adresse dem König zustellen. Wenn sich hierin schon offenbarte, daß trotz der allgemeinen Erregung der Gemüther doch der Ordnungssinn in diesen Kreisen des Volkes noch vorwaltete, so war dies auch nach Schluß der Versammlung ganz überzeugend dadurch erwiesen, daß die Tausende von Menschen inmitten der Nacht still und in vollkommenster Ordnung durch den Thiergarten sich nach der Stadt bewegten. Dieser Moment gehört in meinen Erinnerungen zu den tiefsten Eindrücken, die ich aus jener Zeit bewahrt habe. Das Militär war — ich weiß heute nicht mehr wo? — in der Nähe des Brandenburger Thores in Bereitschaft. Aber auch beim Vorüberziehen an den Schilderhäusern der Wachtposten und an der Hauptwache innerhalb des Thors war aus der hinziehenden Menschenmasse kaum ein Laut zu vernehmen, kein lauter Ruf, keine Drohung

oder Neckerei. Die Theilnehmer bewegten sich in Masse durch das Thor und zogen dann in verschiedenen Richtungen still ihres Weges. Es waren eben, trotz der überwiegend jugendlichen Elemente, lauter ordentliche Menschen, weder händelsüchtiger Pöbel, noch Straßenjungen oder krawalllustige Lehrbuben. Erst die folgende Woche sollte leider diesen schlechten Elementen der Großstadt zur Beute werden.

Schon am Montag der verhängnißvollen Märzwoche war die Bevölkerung Berlins mehr als sonst auf den Beinen. Das schöner werdende Frühlingswetter sowohl wie die Neugier wirkten dabei mit. Große Menschenmassen strömten nachmittags zum Thiergarten hinaus und ganz besonders nach den „Zelten“, wo man erwartete, daß hier wieder irgend etwas geschehen werde. Bei der wachsenden Ansammlung von Menschen, zu der auch die vielen Tausende von Arbeitslosen ihr Theil beisteuerten, improvisirte man eine Volksversammlung, indem die auf der Mitte des Platzes vor den Wirthshäusern befindliche Orchestertribüne von improvisirenden Rednern benutzt wurde. Unterdessen wurden aber in den Straßen der Stadt immer mehr militärische Kräfte entfaltet, um die scheinbar bedrohte Ordnung zu schützen und nöthigenfalls einzuschreiten. Man hegte in den Regierungskreisen bereits die Ueberzeugung, daß man einer planmäßig vorbereiteten Revolution gegenüberstehe. In den Kasernen war das Militär, Infanterie und Kavallerie, zum Ausrücken völlig vorbereitet; die Infanterie war mit scharfen Patronen versehen. Der unselige Irrthum, daß Berlin von fremden Emissären, Polen und Franzosen, voll sei, und daß man der geplanten Erhebung gleich bei den ersten Zeichen mit äußerster Energie entgegentreten müsse, hat zweifellos die ersten blutigen Konflikte in den Berliner Straßen verschuldet, denn die täglich zunehmende Entfaltung großer Streitkräfte erregte Erbitterung in den großen Kreisen, auch des gebildeten Mittelstandes.

Die Stimmung war aber beim ruhigen Bürger trotzdem keine solche, daß sie zu thätlichen Ausschreitungen hätte führen können, wenn nicht die Konflikte von zwei Seiten verschuldet worden wären. Es ist ganz unbestreitbar, daß bei den am 13. März beginnenden Zusammenstößen zwischen Militär und Volk jene nichtswürdige Sorte von skandalsüchtigen Buben, die das Militär, wo es sich zeigte, mit Johlen und Pfeifen empfingen, den Anfang machte. Auf dem Schloßplatz und in den anliegenden Straßen, namentlich den Werderschen Mühlen und der Brüderstraße sowie am Petriplatz und an noch anderen Orten, war die Kavallerie, Kürassiere und Dragoner, ernstlich daran gegangen, die Straßen von der immer unruhiger werdenden Menge zu säubern. Als aus den Massen des Volkes, zunächst nur von dessen Avantgarde, den Straßenjungen und Lehrbuben, nach den gegen das Militär gerichteten Verhöhnungen auch thatsächliche Angriffe erfolgten, indem man die Soldaten, die doch nur ihre Dienstpflicht erfüllten, mit Steinen warf, wurde die Sache gefährlicher, und es floß das erste Blut in den Straßen. Daß bei solchen Zusammenstößen oft auch Unschuldige getroffen werden, ist ja eine bekannte Sache. Das Militär konnte aber doch unmöglich sich die einzelnen Schuldigen herausholen, sondern es konnte, von Massen angegriffen und insultirt, eben auch nur gegen die Massen vorgehen.*)

---

*) Bezüglich dieses Punktes will ich gleich hier mich gegen die ganz unsinnigen Beschuldigungen wenden, die gegen das Militär in einem, übrigens sonst sehr verdienstvollen Werke angehäuft sind. Ich meine die kurzweg als „Berliner Revolutions-Chronik" bezeichnete: „Darstellung der Berliner Bewegung im Jahre 1848" von Adolf Wolff (Berlin 1851 bei G. Hempel). Das in drei Bänden erschienene Werk ist ganz ausgezeichnet durch das ungemein reiche Quellenmaterial wie auch durch die vorzügliche Ordnung und Gruppirung des so vielfältigen Stoffes. Höchst bedauerlich aber ist dabei der gänzliche Mangel an Objektivität in allen Urtheilen des Verfassers, bedingt durch seinen einseitigen, d. h. durchaus revolutionären Standpunkt. Adolf Wolff war ein sehr befähigter Mann von viel Verstand, im gemüthlichen

Am 14. März hatte sich nun die städtische Deputation, unter Führung des Bürgermeisters Krausnick, im Schlosse eingefunden, um dem Könige die Adresse zu übergeben. Nach den damaligen Berichten hatte der König die Vertreter der Stadt sehr freundlich und wohlwollend empfangen. Er war in der angenehmen Lage, ihnen sagen zu können, daß eine der Hauptforderungen, die Einberufung des Vereinigten Landtags, am nämlichen Tage bereits Erfüllung gefunden habe; die weiteren anderen Wünsche aber würden eben jenem Landtag zur Berathung vorgelegt werden. In der That erschien noch an demselben Abend in der „Allgemeinen Preußischen Zeitung" das Patent, die Einberufung des Landtags betreffend. Außer von den Ministern (Thiele, Eichhorn, Bodelschwingh, Savigny ꝛc.) war das Patent auch vom Prinzen von Preußen mitunterzeichnet worden, der nach der Meinung des Volkes der eigentliche Vertreter des „Militarismus" war.

Am nächsten Tage sah man in den Straßen schon die aus den Bürgerkreisen organisirte Schutzkommission ihre, wie man gehofft hatte, segensreiche Thätigkeit entfalten. Aber es zeigte sich nur zu bald, daß solche Mittel der Beruhigung bei dem nun einmal zum Skandaliren aufgelegten Pöbel wirkungslos blieben. Die Männer, die am linken Arm eine weiße Friedensbinde trugen und in der Hand einen kurzen weißen Stab — der vom Pöbelwitz sogleich als „Ballkelle" bezeichnet wurde —, mußten überall, wohin sie kamen, Spottreden und höhnende Rufe über sich ergehen lassen. Ich war am folgenden Abend Zeuge von dem Tumult am Opernhausplatz vor

---

Umgange voll Wohlwollen und dabei nicht ohne einen gewissen überlegenen Humor. Ich hatte mehrere Jahre mit ihm sehr freundlich verkehrt. Es ist schade, daß seine „Revolutions-Chronik", eine Schöpfung ausdauerndsten Fleißes und bewundernswerther Arbeitskraft, durch den gehässig einseitigen Parteistandpunkt in ihrem Werthe vielfach beeinträchtigt wird.

der Neuen Wache. Eine Abtheilung von der Schutzkommission, mit den weißen Binden und Stäben, war von einem sie verhöhnenden Volkshaufen so bedrängt worden, daß die Männer in der Wache Schutz suchen mußten. Die Wachtmannschaft wurde herauskommandirt, um die Tumultuanten abzuwehren. Nach dreimaligem, kurzem Trommelzeichen krachte eine Salve, die nun allgemeinen Schrecken verbreitete. Natürlich wurden auch hierbei wieder „Unschuldige" getroffen. Es war ja dies immerhin möglich, aber bezeichnend ist es, daß in den schnell sich weiter verbreitenden Schreckensnachrichten bei solchen Scenen gewöhnlich unter den Opfern ein Weib oder wohl gar ein Kind sein sollte. Auch schon am Tage vorher, als vor den Schloßhöfen schon der Ruf „Militär fort!" immer drohender erklang, machten Kavallerie und Infanterie gleichzeitig Angriffe gegen die Massen nach der Brüder-, der Breiten- und Königstraße hin.

Es ist bemerkenswerth für die damaligen Zustände in Deutschland, wie die zum großen Theil demokratischen Blätter im südwestlichen Deutschland die Berliner Vorgänge ausbeuteten, um den Haß gegen das militärische Preußen zu schüren. Das Tollste leistete darin die radikale „Mannheimer Abendzeitung", die die haarsträubendsten Dinge von den Grausamkeiten und „Mordthaten" des Militärs zu erzählen wußte.

Aufs Neue erregt wurden die Gemüther durch die am 16. März in Berlin bekannt gewordenen Nachrichten von der so schnell siegreichen Wiener Revolution. Sie steigerten thatsächlich hier in den revolutionslustigen Volkskreisen das Verlangen nach gleichen Heldenthaten; man konnte ja allerdings die allabendlichen Putsche und Krawalle keineswegs als eine anständige Revolution betrachten, und man hatte jetzt die Empfindung, hinter dem Wiener Volk nicht zurückstehen zu dürfen. Aber in den gebildeten Kreisen des Bürgerstandes mußte gerade durch die häßlichen Straßenscenen der letzten

Woche der Wunsch nach einem friedlichen Ausgleich stärker werden. Und man empfand es deshalb als eine erfreuliche Wendung, als am 17. März der ganze Tag wie auch der Abend ruhig und ohne jegliche Reibung verlaufen war. In den noch fortdauernden verschiedenen Bürgerversammlungen wurde in ruhigerer Stimmung berathen, was man für ersprießlich hielt. Dabei war allerdings neben den früheren Forderungen der Wunsch nach zeitweiliger Zurückziehung des Militärs in den Vordergrund getreten, ein Wunsch, mit dem auch das immer stärker werdende Mißtrauen gegen den Prinzen von Preußen zusammenfiel.

An diesem ersten ruhigen Tage nach den regelmäßigen Tumulten der letzten Woche hatte der König, der nach zwei entgegengesetzten Seiten hin den Bitten und Vorstellungen Gehör zu geben hatte, bereits das Gesetz über die Presse unterzeichnet: Aufhebung der verhaßten Censur, Preßfreiheit mit Garantien gegen den Mißbrauch durch die eingeführte Kautionsstellung.

Als die gemachten Zugeständnisse bekannt wurden, verbreitete sich eine frohe Stimmung durch alle Kreise der gebildeten und anständigen Gesellschaft. In neuen Bürgerversammlungen am Vormittag wollte man freilich damit noch nicht Alles als abgethan erkennen. Zu dem Wunsche nach Entfernung des Militärs war auch noch bestimmter das Verlangen nach Entlassung des mißliebigen Ministeriums gekommen.

Der König gab denn auch den neuen Deputationen der Stadtvertretung die freundlichsten Zusicherungen, und der Eindruck, den seine Persönlichkeit und seine so gewinnende Redegabe stets auf alle Gemüther machte, ging auch auf die weiteren Kreise der Bürgerschaft über.

Die schöne Frühlingsluft des 18. März — es war an einem Sonnabend — trug zu der frohen Stimmung das

Ihrige bei; von allen Seiten strömten gegen Mittag die Menschen zusammen, meist in der Richtung nach dem Schloßplatz, um von dem Könige etwas zu vernehmen und der Befriedigung über die gemachten Zugeständnisse lauten Ausdruck zu geben. Die Extrablätter, welche die Verordnungen über die Preßfreiheit wie über die beschleunigte Einberufung des Landtages verkündeten, bestätigten alle erfreulichen Gerüchte und gingen von Hand zu Hand, während gleichzeitig sich auch die Nachricht verbreitete, daß das Ministerium Eichhorn, Thiele ꝛc. entlassen sei, und daß Männer wie Camphausen und Auerswald ins Ministerium berufen seien. Schon am Abend vorher war eine Deputation aus Köln, unter Führung des Herrn v. Wittgenstein (des späteren Regierungs-Präsidenten), eingetroffen, und man nahm an, daß die Deputation, die dem Könige die Forderungen der Rheinländer in sehr bestimmter Weise vorgetragen hatte, noch im Schlosse sei.

Als ich in der Mittagsstunde zwischen 1 und 2 Uhr ebenfalls nach dem Schloßplatz ging, hatte ich schon das Extrablatt der „Vossischen Zeitung" in der Hand. Einzelne ältere Bekannte, mit denen ich zusammentraf, riefen mit froh leuchtenden Blicken mir zu, ob ich es schon wisse: — Alles gewährt! — Von allen Wohlgesinnten wurde die Freude weiter verbreitet — überall das beglückende Gefühl, daß die gefahrvolle Spannung beendet sei — überall freudiges Dankgefühl für den König — frohe Hoffnungen für die Zukunft!

Ein so jäher, furchtbarer Umschlag in der Stimmung, wie er nun, in dieser Mittagsstunde, auf dem Schloßplatze stattfand, hat etwas wahrhaft Tragisches. Es sind darüber in vielen Schilderungen aus jener Zeit die verschiedensten, sich widersprechenden Mittheilungen verbreitet worden — von denen eine jede die andere zu berichtigen suchte. Besonders beziehen sich die Abweichungen in der Darstellung des Vorgangs auf den entscheidenden Moment der so berüchtigt gewordenen zwei Schüsse.

Ich will hier ohne jegliche Parteinahme für die eine oder andere Seite unbefangen berichten, was ich selbst gesehen und erlebt habe, denn ich stand inmitten der Volksmassen auf dem Schloßplatz. Nachdem der König wiederholt auf dem Balkon des Schlosses erschienen war, um dem Volke sich zu zeigen, wurde von einigen Seiten wiederum das Schlagwort „Militär fort!" gehört. Ich will nicht in Abrede stellen, daß unter der Volksmenge auch Menschen waren, die ein Interesse daran hatten, daß die seit Wochen dauernden Beunruhigungen nicht zuletzt im Sande verlaufen und in einer allgemeinen Zufriedenheit und Freude ihr Ende finden. Aber daß der Ruf gegen das Militär schnell solche Verbreitung fand, entsprach doch im Allgemeinen der vorherrschenden Stimmung, so wenig begründet diese auch sein mochte.

Die breiten Hauptthore nach den Schloßhöfen waren mit Infanterie stark besetzt, und nach den Vorgängen der verflossenen Woche war ja das sehr gerechtfertigt. Aber in den Volkskreisen, und namentlich auch in den besseren, war das Gefühl verbreitet, daß man jetzt mit dem Könige ohne die dazwischen befindliche Sicherheitsmauer verhandeln wollte. Als nun die Rufe „Militär fort!" immer stürmischer wurden und durch die Masse des Chors etwas Bedrohliches bekamen, ritt von der Seite der Schloßfreiheit — und das war der Moment für die schlimme Wendung — eine Abtheilung Dragoner heran, um längs der ehemaligen Stechbahn (dem längst abgetragenen Laubenbau) Aufstellung zu nehmen. Es war ersichtlich, daß dies zunächst geschah, um den Schloßplatz, sobald es Noth that, von der Menschenmenge zu befreien. Aber die Volksmenge faßte es sogleich als einen schwer verletzenden Hohn auf, daß das Verlangen nach Zurückziehung des Militärs mit dem Heranziehen noch weiterer Truppen beantwortet wurde.

Mit der vor einer halben Stunde noch so friedlichen Stimmung war es jetzt vollends aus. Rufe der Entrüstung

erschollen von allen Seiten.*) Die Massen drängten mit drohenden Rufen und Geberden gegen die Front der Dragoner, — ich sah, wie Einzelne aus dem Volke wüthend den Pferden in die Zügel griffen, wie andererseits einzelne der sich angegriffen fühlenden Dragoner blank zogen, um die Andringenden abzuwehren, während auch die Pferde, durch den Ansturm beunruhigt, sich aufbäumten — und da — fielen aus den Reihen der Infanterie schnell aufeinander zwei Schüsse.

Ich habe die Ueberzeugung, daß gerade so, wie es bei den Dragonern zuging, der Andrang des Volkes gegen die Infanterie stattgefunden hatte, und daß hierbei — zum Theil infolge der Abwehr und unversehens — zwei Gewehre sich entluden —, übrigens, wie es auch niemals bestritten worden, ohne Jemanden zu verletzen, denn die Schüsse gingen in die Luft.

Dieser Augenblick hatte etwas Furchtbares. Auf das Fallen der unglückseligen Schüsse wurde die ganze Menschenmenge von rasender Wuth erfaßt. Nach allen Seiten auseinanderstürzend, eilten die Menschen zunächst den in den Schloßplatz mündenden Straßen zu, der Brüder-, Breiten- und Königsstraße. In den ersten Minuten wußte man nicht, was man thun wollte —, nur in wilden, wüthenden Ausrufungen, in planlosem Durcheinanderstürzen kam die Stimmung des Aufruhrs zum Ausdruck. Der Schloßplatz war bald leer, aber in den genannten Straßen stauten sich die Massen, man schrie nach Waffen, nach Rache —, und in einzelnen Haufen berieth man, soweit die furchtbare Aufregung überhaupt ein Berathen gestattete, was jetzt zu thun sei. Die ganz allgemeine, in allen Kreisen durchaus einheitliche Stimmung war: Jetzt ist es aus! Jetzt heißt es Kampf auf Leben oder Tod! Und diese Stim-

*) Die schon in damaligen Berichten vielfach gegebene Darstellung: die Dragoner hätten nach ihrem Aufmarsch sogleich in die Volksmasse eingehauen, ist eine gröbliche Unwahrheit und Entstellung der Thatsachen.

mung hatte mit Blitzesschnelle die ganze Stadt ergriffen, und zwar durch diejenigen, die das Geschehene auf dem Schloßplatz selbst gesehen oder es nach dem Hörensagen weiter verbreiteten, wie immer bei solchen Gelegenheiten mit argen Uebertreibungen. „Man schießt aufs Volk! — und das in dem Augenblick, da man mit Dankgefühl zur Versöhnung gekommen war —!“ Das und nur das war das allgemeine Gefühl, das die ganze Stadt in Aufruhr brachte. Ich habe es mit meinen Augen gesehen, wie auf dem Schloßplatz und in der Breiten Straße die braven Männer, die in den letzten Tagen zum Zwecke der Beruhigung der Gemüther sich aller Unbill des radausüchtigen Pöbels aussetzten, jetzt ihre weißen Stäbe wüthend zu Boden warfen und ihre weißen Binden vom Arm rissen.

Wie man auf Seiten der Regierung und in den höheren Kreisen der Gesellschaft durchaus an eine organisirte Verschwörung, an eine durch fremde Emissäre vorbereitete Revolution glauben wollte, so wurde auch die Schnelligkeit, mit der der Bau von Barrikaden in den Straßen sich vollzog, als Zeichen dafür angeführt, als seien die Barrikaden alle schon vorbereitet, wenn nicht gar schon fix und fertig gewesen. Wer aber diesen improvisirten Barrikadenbau gesehen hat, der brauchte nicht an einen fremden Antrieb zu glauben. Wenn vielleicht vereinzelte entschlossene Revolutionäre die günstige Gelegenheit ergriffen haben — und besonders bei den Polen wäre das ja erklärlich gewesen —, so war ihre Zahl doch in der Masse des Volkes so verschwindend klein, daß ihre Macht gleich Null war. Man unterschätzt in der Beurtheilung dieser Dinge die impulsiven Handlungen einer empörten Masse. Wie sie Erstaunliches in der physischen Kraftentwickelung leisten kann, so ist sie auch erfinderisch in den schnell zu ergreifenden Mitteln.

Was die angeblichen fremden Emissäre betrifft, so kann ich versichern, ich habe mich in der ganzen Zeit in den verschiedensten Volkskreisen bewegt, aber nie einen Menschen an-

getroffen, den man für einen Polen oder Franzosen hätte halten können. Auf einen einzigen Ausländer, einen jungen Russen, mit dem ich seit dem vergangenen Winter vielfach verkehrt hatte und der bei den späteren Ereignissen eine üble Rolle spielte, komme ich weiterhin noch zu sprechen.

Den ganzen Verlauf des Aufstandes will ich hier nicht schildern, sondern nur dasjenige in die Darstellung meiner persönlichen Erlebnisse einflechten, was zum Verständniß des Zusammenhangs erforderlich ist.

Der unglückliche König mußte durch die so plötzliche und traurige Wendung der Dinge aufs tiefste bewegt und erschüttert sein. Während er noch nach dem Ausbruch der Revolte von Seiten der Bürgerschaft, durch Einzelne wie durch schnell improvisirte Deputationen, mit Bitten und flehentlichen Vorstellungen bestürmt wurde, das Militär zurückzuziehen, um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, nahm sein Bruder, der Prinz von Preußen, den entgegengesetzten Standpunkt ein, nicht nur mit dem vollen Ehrgefühl des Soldaten, sondern auch mit dem richtigen Blick eines klaren und ganzen Charakters, denn er wußte, wie verhängnißvoll ein Nachgeben, wenn es dafür schon zu spät war, werden müsse. Er mochte das Haltlose in den Regierungshandlungen seines Bruders, dies wechselnde Vor- und Rückwärtsgehen, dies feurige Wollen und wieder bedenkliche Zurückhalten, diesen steten Wechsel von Gewähren und Verweigern schon längst mit Besorgniß beobachtet haben. Aber seiner loyalen Natur und seinem Pflichtbewußtsein lag es dabei fern, irgend etwas zu thun, was dem Willen seines Königlichen Bruders entgegen war.

Den verschiedenen dringenden Vorstellungen gab der König nur insoweit nach, als er Alles that, um das Berliner Volk über den unglücklichen Zufall aufzuklären. Ein zwischen zwei Stangen befestigtes weißes Stück Zeug mit den darauf stehenden Worten: „Ein Mißverständniß! Der König will das

Beste!" wurde von zwei Bürgern aus dem Schlosse nach der Königsstraße getragen — aber das Friedenszeichen verschwand bald in dem nicht mehr zu beschwichtigenden Sturm des Aufruhrs.

Das erste beklagenswerthe Opfer dieses Tages war der unglückliche Posten vor dem Bankgebäude in der Jägerstraße, ein Soldat vom Kaiser Franz-Regiment mit Namen Theißen. Gleich nach dem Ausbruch auf dem Schloßplatz war ein Volkshaufe durch die Jägerstraße gestürmt und suchte hierbei die Schildwache vor der Bank zur Abgabe des Gewehrs zu überreden. Da der Brave sich standhaft weigerte, brauchte man Gewalt, und im Ringen um das Gewehr entlud sich dasselbe und tödtete ihn selbst. So lautete die mildere Darstellung des abscheulichen Vorganges. Die Gedenktafel, die ihm am Bankgebäude gestiftet worden, hat der pflichtgetreue Mann wohl verdient.

Ich selbst war zunächst durch die Breite Straße über den Kölnischen Fischmarkt und durch die Unter- und Oberwallstraße nach der Jägerstraße gelangt. Hier war ich für kurze Zeit Zeuge von den Anfängen des Barrikadenbaues. Die armen Droschken waren die ersten Opfer, sie wurden angehalten, ausgespannt und umgelegt. Von den Rinnsteinen wurden die Bretter abgehoben und so den Ratten ihr Lieblingsaufenthalt genommen; das Steinpflaster der Straße wurde aufgerissen und die Steine zu Wällen aufgethürmt.

Als ich von dort über den Gendarmenmarkt in den ersten Theil der Taubenstraße kam, gerieth ich in einen Trupp junger und gut aussehender Männer, die sich eines der dort befindlichen Waffenläden bemächtigten. Der Inhaber desselben, eine behäbige Erscheinung, war durch den Tumult bewogen, auf die Straße hinauszutreten, als der Trupp sich ihm nahte und ihm freundlich zuredete, er möge Waffen herausgeben, was er auch ohne weiteres Sträuben that.

Meine Wohnung hatte ich in dem weiter gelegenen Theil der Taubenstraße, zwischen der Friedrich= und Kanonierstraße. Als ich meine „chambre garnie“ im dritten Stock erreicht hatte, war ich von der furchtbaren Aufregung und dem Hin= und Herstürmen so erschöpft, daß ich mich erst niederlegen mußte, um ruhig athmen zu können. Erst als ich nach einer Viertelstunde hörte, daß Kavallerie durch die Straße sprengte — es waren Kürassiere —, erhob ich mich wieder, zog meinen bequemen Sackpaletot an, in dessen Knopfloch ich mein schönes schwarzrothgoldenes Band befestigte. Dann band ich ein Päckchen Papier zusammen, das ich an meine Eltern adressirte für den Fall, daß ich nicht wiederkehren sollte, und verließ so das Haus.

Als ich bis an die Ecke der Friedrichstraße kam, war man dort eifrig mit dem Bau einer der größten Barrikaden beschäftigt. Gerade war ein mit Oelfässern schwer beladener Wagen angehalten, die gewaltigen Fässer wurden abgeladen und für die Barrikade verwendet. Das Eckhaus der Tauben=straße wurde vom Volke besetzt, und ich ging deshalb gleich=falls hinauf bis zum Boden des dreistöckigen Hauses und konnte von dort aus dem Dachfenster die endlose Friedrichstraße über=sehen, deren sämmtliche Straßenkreuzungen schon durch Barri=kaden gekennzeichnet waren, mit improvisirten, meist dreifarbigen Fahnen — ein beinah festlicher Anblick. Da mir aber oben auf dem Dache das Warten zu lange währte, so verließ ich endlich meinen Standpunkt, um mich wieder auf die Straße zu begeben. Und das war mein Glück, denn eben dieses Eckhaus wurde am Abend von den Soldaten gestürmt, und am nächsten Morgen sah ich unten vor dem Hause die blutigen Leichen der Bürgerlichen liegen.

An der Barrikade traf ich mit meinem lieben Freunde Gustav v. Szczepanski zusammen, der seine Wohnung ebenfalls in der Taubenstraße hatte und der hier seine erworbenen

taktischen Kenntnisse zu verwerthen hoffte. Aber auch ihm dauerte das Abwarten zu lange, und als die stattliche Barrikade fertig war, begaben wir uns die Friedrichstraße hinunter nach den Linden zu. Diese waren jetzt fast menschenleer, aber vom Brandenburger Thor her marschirte ein Regiment mit Trommelschlag und im Sturmschritt herein, während wir nach der anderen Seite der Linden hin in die Neustädtische Kirchstraße einbogen, um von dort nach dem Schiffbauerdamm zu gelangen.

Jenes Infanterie-Regiment aber war unterdessen durch die Friedrichstraße bis zur Taubenstraße vorgedrungen, wo dann der heftige Kampf um die Barrikade und gegen das Haus entbrannt war. Noch heftiger soll es dann an der Ecke der Kronenstraße zugegangen sein, wo nach der Einnahme der Barrikade ebenfalls das Haus gestürmt wurde.

Ich selbst war gegen Abend durch die Oranienburger Straße nach dem Haakeschen Markt und in die Schönhauser Straße gekommen. Auf meinen Wegen stieß ich auf mehrere größere Trupps von Bürgern, mit allerlei Waffen, auch alten verrosteten Säbeln 2c. Wiederholt hörte ich dabei Ansprachen an das Volk, die alle für den guten Glauben bei diesem Kampfe Zeugniß gaben. In diesen mit Entschlossenheit in den Kampf ziehenden Haufen war nirgends etwas von der Gemeinheit der Gesinnung zu verspüren, die den eigentlichen Straßenpöbel kennzeichnete. Es wurde damals in der Stadt vielfach von den Maschinenbauern vorm Oranienburger Thor gesprochen, deren Fabriken von Borsig, Siegel, Egells 2c. allein drei bis vier Tausend Mann stellen sollten und die sich bewaffnet hätten. Diese Streitmacht der Maschinenbauer war von den Gerüchten jedenfalls sehr übertrieben worden. Es zeigte sich dies am deutlichsten später bei der Kognition der Todten. Auf meiner Wanderung durch die Straßen hatte ich abends in der Oranienburger Straße nur eine größere Truppe getroffen, die aus Maschinenarbeitern bestand. Auch diese waren nur mit solchen

Waffen versehen, wie sie der Augenblick ihnen in die Hand gab, doch führten sie ein paar Fackeln mit sich, und Einen hörte ich eine Ansprache halten, worin er den Gefährten aufs dringendste ans Herz legte, kein Eigenthum Anderer anzutasten, sondern einzig zur Vertheidigung der Volksrechte in diesen Kampf zu gehen.

Ich war endlich bei der Dunkelheit bis in die Münzstraße gekommen, von wo ich gegenüber der Alexander-Kaserne in die mir von frühester Jugend her vertraute Straße „Am Königsgraben“ einbog. Bei der starken Biegung dieser Straße, in der einst Lessing seine „Minna von Barnhelm“ vollendet hatte, kam ich zu den weiten Höfen, die dort durch die ehemaligen Königlichen Getreidemagazine umschlossen waren. Von Kindheit an mit der Familie des braven Magazininspektors Rudolph, eines knorrigen Rheinländers, befreundet, kehrte ich hier ein und wurde dort nicht wieder freigelassen.

Obwohl jene Magazinhöfe, die jetzt von der Stadtbahn beseitigt sind, ziemlich abseits von den Straßenkämpfen lagen, so habe ich doch gerade dort während der Nacht tiefe und unvergeßliche Eindrücke erhalten. Von jenseits des (später für den Bau der Stadtbahn zugeschütteten) trüben Grabens drangen von Zeit zu Zeit aus der Neuen Friedrichstraße tumultuarische Massenrufe und Hurrahs aus den vorbeiziehenden Volkshaufen herüber. Dazwischen ab und zu Gewehrsalven und Einzelschüsse, und dann, vom Alexanderplatz her, wohin die Truppen aus der Königsstraße schon vorgedrungen waren, Kartätschenfeuer, dazu das Sturmläuten von den entfernteren Kirchthürmen, deren sich das Volk gleich beim Ausbruch des Kampfes bemächtigt hatte. Von zwei Seiten sah ich am Himmel Feuerschein, deren einer von den Wagenhäusern der Artillerie vor dem Oranienburger Thor herrührte, während am Alexanderplatz eine Bretterbude, in der irgend ein armseliger „Wundermensch“ sich hatte sehen lassen, in Flammen auf-

gegangen war. Wenn ich von dem Magazinhof zurück nach der Straße ging, drang der Lärm des Kampfes vom Alexanderplatz stärker zu mir. An der Biegung des „Königsgraben“ befand sich ein Militärlazareth, in das von Zeit zu Zeit Verwundete getragen wurden.

Erst allmählich, je mehr die Nacht ihrem Ende nahte, wurde es ringsum stiller — nur von Zeit zu Zeit fielen noch einzelne Schüsse —, die Truppen hatten in früher Morgenstunde vom Schlosse her Befehl erhalten, nicht weiter vorzurücken, sondern in ihren errungenen Stellungen zu verbleiben.

---

## 6. Nach dem Kampfe.

Als ich am Morgen des 19. März daran denken mußte, den weiten Weg nach meiner Wohnung anzutreten, war ich zunächst unschlüssig über die Umwege, die ich dabei machen müsse. Vom Königsgraben mich sogleich nach dem Alexanderplatz zu wenden, wäre gewagt gewesen. Auf Seiten des Militärs schienen zwar die Waffen zu ruhen, aber dennoch hörte man von Zeit zu Zeit vereinzelte Schüsse, die offenbar von den noch besetzt gehaltenen Barrikaden kamen.

Mit dem besseren Theil meiner Tapferkeit kletterte ich nun aus dem zu den Magazinhöfen gehörenden Garten über einen Zaun und gelangte so über einen Hof nach dem alten Münzgebäude in der Münzstraße. Von hier sah ich, daß der Weg gefahrlos zu passiren war, und kam von dort aus zunächst zum Alexanderplatz, der auf der südlichen Seite vom Militär besetzt war, während gegenüber der Eingang zur Neuen Königsstraße noch durch eine hohe Barrikade abgesperrt war. Das Militär, das auf der ganzen Strecke, die ich zu durchwandern hatte, auf den Straßen biwakirte, ließ mich zwar passiren,

doch mußte ich an verschiedenen Hauptpunkten mich untersuchen lassen, ob ich Waffen bei mir trüge.

Der erste Bekannte, den ich auf meinem Wege schon in der Königsstraße antraf, war der junge Russe Feenburg, auch Tongorski genannt, der mit lautem Freudenruf mich als den wiedergefundenen „Bruder" begrüßte und mit dem eigenartigen slawischen Ausdruck der Freude umarmte. Ich hatte mit diesem abenteuerlichen Menschen im verflossenen Winter vielfach verkehrt, indem wir uns abends häufig in einer Konditorei der Taubenstraße trafen, wo er durch sein spaßhaftes Renommiren und durch Erzählungen lächerlicher Streiche, die er in Berlin getrieben, mich und andere Bekannte belustigte, ohne daß bei einem von uns irgend welcher Verdacht gegen ihn aufgestiegen wäre. Obgleich er später ein sehr unrühmliches Ende nahm, worüber ich zur Zeit berichten werde, so war ich doch bis dahin über seinen Charakter nie recht ins Klare gekommen.

Als wir uns jetzt auf der Straße getroffen hatten, setzten wir unsere Wanderung bis zur Friedrichsstadt fort, wobei dieser Mensch zu meinem Erstaunen wiederholt gegen die Soldaten die frechsten Bemerkungen sich erlaubte, ohne daß man besonderen Anstoß daran nahm. Bei seinem so stark ausgeprägten slawisch-deutschen Dialekt wäre hier doch einer von den angeblichen polnischen oder französischen Emissären festzunehmen gewesen.

In der Friedrichstraße konnte ich nun die Spuren des Kampfes nicht ohne Erschütterung sehen, besonders an dem bezeichneten Eckhaus der Taubenstraße, wo mehrere Leichen noch vor dem Hause lagen, zum Theil mit Brettern bedeckt.

Erst später, als ich nach kurzer Ruhe in meiner Stube das Haus wieder verlassen hatte, wurden mir verschiedene Einzelheiten aus der Geschichte der vergangenen Nacht bekannt. An mehreren Stellen, besonders im älteren Berliner Stadttheil, sah ich zerrissene Blätter, beschmutzte Papierreste am Boden liegen, von der Proklamation herrührend, die der

König noch in der Nacht hatte verbreiten lassen. Es war die bekannte gedruckte Ansprache, überschrieben „An meine lieben Berliner“, durch die beruhigend und versöhnend gewirkt werden sollte, und worin auch wieder die lieben Berliner als die Verführten bezeichnet waren, irregeleitet durch eine „Rotte von Bösewichtern, meist aus Fremden bestehend“. Die Proklamation, „geschrieben in der Nacht vom 18. zum 19. März 1848“, war vom König selbst verfaßt und dem Minister v. Bodelschwingh übergeben, der sie in die Druckerei befördert hatte. Aber das Alles war verlorene Mühe, und die Vorstellung, daß die Berliner nur verführt worden seien, machte eine ganz andere Wirkung, als man gehofft; denn die Leute aus dem Volke empfanden darin nur eine Herabsetzung ihrer eigenen Einsicht und eine Verkleinerung ihrer Handlungsweise.

Noch am Morgen waren von bürgerlicher Seite, von Magistratspersonen und Geistlichen, die Versuche erneuert worden, den König jetzt — da der Kampf aufgehört hatte — zum Zurückziehen der Truppen zu bestimmen. Man bat den König, eine Bürgerbewaffnung anzuordnen, um durch sie die weitere Ruhe zu sichern. Während der König dies aber noch am Morgen bestimmt abgeschlagen hatte, da er sich auf sein Militär verlassen könne, trat schon ein paar Stunden später die unverhoffte Wendung ein. Etwa um 11 Uhr vormittags ritten Offiziere als Parlamentäre mit weißen Tüchern durch die Straßen, um überall zu verkünden: der König wolle Frieden mit seinem Volke und habe befohlen, daß das Militär sogleich die Stadt verlassen solle.

Also die Versöhnung mit dem „Volke“ sollte durch eine tiefe und schmerzliche Demüthigung des zweifellos siegreichen Militärs erkauft werden. Beim Militär, besonders bei allen Offizieren, mußte dies natürlich sehr bitter empfunden werden; aber der Befehl wurde, dank der großen Disziplin, ruhig und ordnungsmäßig ausgeführt. Auch diese Maßregel war

vom Könige zweifellos gut gemeint, und er hatte damit den an ihn sich drängenden Vorstellungen aus den besten Kreisen der Bürgerschaft nachgegeben; aber von der anderen Seite mußte er dafür die härteste Beurtheilung erfahren.

Der Abzug der Truppen hatte am Vormittag allerdings auf Seiten des Volkes noch an mehreren Stellen der Stadt Widerstand gefunden. So sah ich, wie die Artillerie, die zum Oranienburger Thor hinausziehen wollte, durch eine in der Friedrichstraße innerhalb des Thores erbaute und noch vom Volke besetzt gebliebene Barrikade daran verhindert wurde, indem ein entschlossener Mensch von der Barrikade herab mit leidenschaftlicher Rede zum Volke sprach, um es — trotz der gegebenen Versprechungen — zu weiterem Widerstande zu überreden. Die Artillerie mußte in der That umkehren, um sich einen anderen Weg zum Verlassen der Stadt zu suchen.

Wo ich Gelegenheit dazu hatte, konnte ich wahrnehmen, wie die militärischen Führer gegenüber solchen jetzt ganz unsinnigen Widerstandsversuchen ihre ernste Ruhe und Ergebenheit bewahrten.

Abgesehen von solchen vereinzelten Episoden war man in den weiteren Kreisen der Bevölkerung natürlich froh, daß der Kampf beendet sein sollte. Die frohe Stimmung erhöhte sich, als man erfuhr, daß die verhaßtesten Männer entlassen waren, und daß Männer wie Auerswald und Graf Schwerin, die besonders beliebt waren, an ihre Stelle berufen worden seien. Aber ein anderer Mißliebiger, der Oberbürgermeister Krausnick, wollte trotz der immer drohender gegen ihn sich wendenden Volksstimmung, die seine Abdankung begehrte, vorläufig nicht weichen.

Auf dem Schloßplatze waren, als die Namen der neu ernannten Minister bekannt wurden, wieder viele Menschen zusammengeströmt, theils um den König zu sehen, theils um die neuen Minister zu begrüßen. Die Grafen Arnim und Schwerin

waren denn auch wiederholt auf den Balkon des Schlosses hinausgetreten, um zum Volke zu sprechen.

Endlich wurde nun auch die Volksbewaffnung, die kurz zuvor vom Könige entschieden abgelehnt war, wirklich beschlossen und ausgeführt. Die „Bürgerwehr“ sollte vorläufig unter der obersten Leitung des Polizeipräsidenten Minutoli stehen. Da mit seinem Amte sich eine solche Stellung durchaus nicht vertrug, so lag es auf der Hand, daß diese nur eine provisorische sein konnte. Aber Minutoli hatte fortdauernd in der Bevölkerung große Sympathien. Es ist jedenfalls sehr merkwürdig, daß die Volksgunst gerade der höchsten Spitze der Polizeiverwaltung zu Theil wurde, während im Gegensatze dazu das Oberhaupt der Bürgerschaft, der Bürgermeister Krausnick, entschieden unpopulär war. Die Gründe für solche Erscheinungen sind nicht immer festzustellen, und man könnte hier die Worte aus Shakespeares „Coriolan“ anwenden: „Es giebt Viele, die das Volk geliebt hat, ohne zu wissen weshalb, und ebenso wenig weiß es, warum es haßt.“

Während der König unausgesetzt bemüht war, durch neue Zugeständnisse die Gemüther zu beruhigen, wurde von einer Anzahl derjenigen, die zur Versöhnung noch nicht gestimmt waren, mit den Leichen der Gefallenen jenes schreckliche Schauspiel im Schloßhof aufgeführt, das schon wiederholt geschildert worden ist. Da ich nicht zugegen war, kann ich um so eher hier darüber schweigen.

Ganz anderer Art, aber auch sehr bezeichnend für die Empfindungen der Menge, war in der Königsstraße ein Akt der Volksjustiz, über den ich als Zeuge berichte. Als ich bis in die Nähe der Poststraße kam, wurde ich durch die dort angesammelten dichten Menschenmassen aufgehalten, die als Zuschauer einem seltsamen Auto da fé beiwohnten. Gegenüber, an der Ecke der Heiligengeiststraße, war die Wohnung eines Majors v. Preuß, über den das Gerücht verbreitet hatte,

daß er Studenten, die in der Kampfesnacht zu ihm ins Haus geflüchtet waren, dem Militär ausgeliefert habe. Der Major selbst war nicht zu Hause, aber der Strafakt gegen ihn wurde dadurch vollzogen, daß man seine große Wohnung vollständig ausräumte und Alles, was darinnen war, der Vernichtung durch das Feuer preisgab. Die Fensterrahmen wurden ausgehoben und zuerst auf die Straße geworfen; dann folgten Möbel, Spiegel, Gardinen, Teppiche, Bilder, Silber- und anderes Geschirr — Alles hinab auf den Straßendamm, wo man damit einen hohen Scheiterhaufen errichtete, während zum Schutze der Nachbarhäuser in der Straße ein paar Spritzen aus der nächsten Feuerwache herbeigeholt waren, um das Feuer auf seinen Herd zu beschränken. Neben mir, wo ich stand, wurden die Ursachen dieses Volksgerichts erzählt, und ein paar Weiber, die ja bekanntlich in solchen Fällen zu Hyänen werden, gaben ihrer Entrüstung gegen den „Verräther" in drastischen Reden und Verwünschungen Ausdruck, während die Flammen vor dem Hause hoch aufloderten.

Die Entrüstung unter diesen Leuten und die Freude an der Bestrafung war in diesem Falle wirklich aus dem beleidigten Rechts- und Menschlichkeitsgefühl gekommen, und dennoch zeigte sich's auch hier, daß die Volksjustiz etwas äußerst Gefährliches ist, wenn ein blinder Wahn dabei ins Spiel kommt. Es war später vollkommen nachgewiesen, daß das gegen den Major verbreitete Gerücht völlig unbegründet war; aber es war einmal da und es wurde geglaubt. Trotz des begangenen schweren Unrechts war es aber auch hierbei bemerkenswerth, mit welchem Ernste und in wie vollkommener Ordnung — als sei es die Vollziehung eines vom Gesetz gebotenen Aktes — die Volksjustiz ausgeübt wurde.

Von einem anderen, aus ähnlichen Ursachen vollzogenen Strafakt sah ich später Unter den Linden noch die kläglichen Reste vor dem Ladengeschäft eines Handschuhmachers, von

dem gesagt war, daß er drei zu ihm geflüchtete Polen ausgeliefert habe. Dort hatte man sich der gesammten Vorräthe von Handschuhen bemächtigt, sie in lauter kleine Fetzen zerrissen und diese auf die Straße gestreut.

In wohlthuendem Gegensatze zu diesen gefährlichen — weil in sehr vielen Fällen ungerechten — Akten der Volksjustiz zeigte sich in der gesammten Bevölkerung der Wohlthätigkeitssinn, in der Theilnahme für die Hinterbliebenen der Gefallenen. Vor vielen Häusern in den Straßen, besonders vor Ladengeschäften, waren Tische aufgestellt mit Sammeltellern für die freiwilligen Gaben. Nicht nur Geld war darin zu sehen, vom Thaler bis herab zum Kupferdreier, sondern auch bescheidene Schmucksachen, wie Broschen und Armbänder, waren hineingelegt, um verwerthet zu werden.

Bei dem innigen Wunsche des Königs, die Gemüther zu versöhnen, war es natürlich, daß nach dem Abzug der Truppen auch die während des Kampfes gemachten Gefangenen wieder freigegeben wurden. Die Mehrzahl der Gefangenen wurde zunächst in den Schloßkellern untergebracht, und einige Hundert wurden noch in der Nacht nach Spandau transportirt. Noch wurden in Berlin Viele von ihren Anverwandten oder Freunden vermißt, und zu diesen gehörten auch zwei mir persönlich nahe Bekannte. Glücklicherweise waren sie beide nicht unter den in den Kirchen ausgestellten Leichen, sondern kamen anderen Tages am Nachmittag aus Spandau zurück. „Wohlgemuth“ kann man nicht sagen, denn sie hatten schwere Leiden durchzumachen gehabt. Die weitaus größte Zahl der Gefangenen hatte man in den erstürmten Häusern gemacht, aus denen auf die Soldaten geschossen wurde. Die Erbitterung der Soldaten, die seit einer Woche gereizt und geplagt worden waren, ist wohl zu erklären, und es mögen daher wohl auch auf dem Transport nach Spandau manche der Gefangenen unter den Kolbenstößen zu leiden gehabt haben.

Schlimmer aber wurden sie beim Transport durch Charlottenburg von dem sie dort empfangenden Volke behandelt. Das waren die „verfluchten Demokraten", denen ganz recht geschehe, den Hunden, „die Preßfreiheit haben wollten" ꝛc. In Spandau hatten sie wenigstens nicht lange zu leiden gehabt, da schon am anderen Morgen ihnen die Freiheit angekündigt wurde.

Ungleich freudiger, als die aus Spandau Zurückgekehrten, äußerte sich eine ganz andere Gesellschaft befreiter Gefangener, die es aber nicht erst seit der Märznacht waren, sondern schon vor einem halben Jahre ihr Urtheil empfangen hatten. Es waren die mehr als hundert Polen, denen nach erfolgter Amnestie am Mittag durch den Staatsanwalt im Moabiter Gefängniß ihre Freiheit angekündigt wurde. Dies gab nun wieder ein Schauspiel von theatralischem Effekt, denn an der Spitze des förmlichen Triumphzuges befand sich der Held Mieroslawski, der im offenen Wagen saß oder eigentlich mehr stand, um nach allen Seiten hin für die Zurufe und die wehenden Taschentücher der Damen zu danken. In dem ganz allgemeinen Freiheitsrausche war diese freudige Zustimmung des Volkes wohl begreiflich. Und waren es auch Polen und Verschwörer gegen den preußischen Staat, so waren es doch auch Patrioten, und die ihnen so unverhofft gekommene Befreiung konnte deshalb auf das allgemein menschliche Gefühl einen erfreuenden Eindruck machen, der ja dadurch noch verstärkt wurde, daß die Berliner selbst sich als ihre Befreier betrachten konnten und auch von den Polen als solche betrachtet wurden, was diese denn auch in einer bald danach veröffentlichten Danksagung an das edelmüthige Volk aussprachen. Etwas spaßhafter war es schon, daß die Polen auch an der allgemeinen Volksbewaffnung sich betheiligen wollten, indem sie neben der ordentlichen Bürgerwehr und den zahlreichen „fliegenden Korps" der Handwerkervereine, der Künstler, Studenten ꝛc. auch eine „polnische Legion" organisirten. Ich

weiß mich heute nicht mehr zu erinnern, wieweit sie damit gekommen sind.

An Ereignissen voll Abwechselung fehlte es also in den auf die Märznacht folgenden Tagen keineswegs. Die meisten Menschen, und zwar den verschiedensten Ständen angehörend, waren denn auch den Tag über fast beständig auf der Straße, denn es war sicher immer „was los", und im Hause zu bleiben, dazu fehlte die Gemüthsruhe. Schon allein die Organisirung der Bürgerwehr, die Vertheilung der aus dem Zeughaus gelieferten Waffen hatte diesen Tagen reichen Inhalt gegeben.

Am zweiten Abend, als ich schon längst im Bette lag, um einmal ordentlich ausschlafen zu können, wurde ich durch ein von der Straße her kommendes furchtbares Gebrüll aus dem Schlummer geweckt. Noch halb schlaftrunken, konnte ich im ersten Schrecken nicht verstehen, was es gab, bis ich ans Fenster getreten war und den Ruf verstand: „Der Prinz von Preußen kommt!" Und dies wurde von den Einzelnen, die mit dem Rufe die schon menschenleeren Straßen alarmirten, mit solchem Aufgebot von Stimme gebrüllt, als sollten die Todten erweckt werden.

Ich brauche hier die Stellung, die Prinz Wilhelm von Preußen zu seinem Bruder wie zu der ganzen Bewegung nahm, nicht erst zu erörtern. Dies Kapitel gehört der Geschichte an, und daß der Prinz vor der gegen ihn erbitterten Stimmung des Volkes sich von Berlin entfernen mußte, ist ein Kapitel in seinem Lebenslaufe, das zur Geschichte seiner Größe nicht zu entbehren ist. Man weiß, daß er dem bloßen Wunsche seines Königlichen Bruders, sich zeitweise von Berlin zu entfernen, nicht nachkommen wollte, da er dies für unmännlich und also schimpflich ansah — und nur dem schriftlichen Befehl des Königs, der ihm eine Mission nach England auftrug, gehorchte er. In Civilkleidung verließ er Berlin, begleitet von einem Major v. Vincke-Oldendorf, um zunächst nach Pots-

dam, von dort aber nach Spandau sich zu begeben, von wo er erst am 21. die Reise nach England antrat.

In Berlin wußte man in den ersten Tagen nur, daß der Prinz Berlin verlassen habe. Die unsinnigen gegen ihn verbreiteten Gerüchte hörten nicht auf, und als aus den niederen Kreisen des Volkes auch Demonstrationen entstanden, die sein Palais bedrohten, hatte Jemand den guten Einfall gehabt, mit Kreide in sehr großen Buchstaben auf die untere Mauerfläche zu schreiben: „National-Eigenthum!" Und das machte eine beruhigende Wirkung.

Wer hätte damals ahnen können, daß dieser verhaßte Prinz von Preußen ein paar Jahrzehnte später im vollsten Sinne selbst das Nationaleigenthum, der Segen und der Stolz des ganzen deutschen Volkes werden würde!

Jenes unsinnige Geschrei „Der Prinz von Preußen kommt!" war aus dem Gerücht entstanden, der Prinz habe sich von Berlin entfernt, um mit einer größeren Truppenmacht gegen die revolutionäre Stadt anzurücken; ja selbst der immer noch drohende Spuk der „Russen" wurde damit in Verbindung gebracht. Und das schon am dritten Tage nach dem 18. März! So schnell arbeitete die Phantasie des erregten Volkes. Uebrigens ist wohl zu vermuthen, daß jenes nächtliche Gebrüll nur von Strolchen angestiftet war, die einen Spaß daran hatten, mit Benutzung der schwirrenden Gerüchte die friedliche Bevölkerung zu erschrecken.

Der König fuhr unterdessen fort, den schon gethanen Schritten zur Versöhnung eine noch bedeutsamere Kundgebung folgen zu lassen. In dem Glauben, daß er nunmehr durch eine große politische That Alles wieder gut machen könne, was so lange versäumt worden war, that er am 21. März den vielbesprochenen Ritt durch die Straßen, um sich für die allgemeine deutsche Sache zu erklären. Es waren gleichzeitig Plakate in den Straßen angeschlagen und vertheilt, mit der Ueber-

schrift: „An mein Volk und an die deutsche Nation“. Aus der inneren Gährung, von der das deutsche Volk ergriffen ist — so heißt es in der Verkündigung — und aus den mancherlei Gefahren, die ihm drohen, könne es nur gerettet werden „durch die innigste Vereinigung der deutschen Fürsten und Völker unter einer Leitung“. Und Er, der König, wolle diese Leitung für die Tage der Gefahr übernehmen. „Ich habe die alten deutschen Farben angenommen und Mich und Mein Volk unter das ehrwürdige Banner des deutschen Reiches gestellt. Preußen geht fortan in Deutschland auf“. Ueber die sonst zu erörternden Fragen solle der bereits auf den 2. April berufene Landtag entscheiden. Datirt war die Proklamation vom 21. März 1848.*) Und während diese gedruckte Verkündigung in der Stadt verbreitet wurde, war der König in voller Uniform in den Schloßhof herabgekommen, wo schon wieder zahlreiche Menschen zusammengeströmt waren, und als er sein Pferd bestiegen hatte, nahm er die ihm dargereichte schwarz-roth-goldene Fahne in die Hand. Die Umstehenden waren natürlich von Begeisterung erfüllt und es wurde ihm bereits zugerufen: „Es lebe der Kaiser von Deutschland!“ was aber der König mit den Worten abwehrte: „Nicht doch, das will ich nicht“. Der Polizeipräsident v. Minutoli war es nun wieder, der dem Könige vorausritt, ihn zuerst nach der Universität und dann zum Kölnischen Rathhause begleitete, wo die Stadtverordneten und eine große Abtheilung der Bürgerwehr versammelt waren.

Wenn bei dem so hochwichtigen Schritt des Königs schon in Berlin die Volksstimmung keineswegs genügend dafür vorbereitet war, um das zu bewirken, was der König wünschte und hoffte, so fand im außerpreußischen Deutschland die Kundgebung nicht nur keinen begeisterten Widerhall, sondern erregte

---

*) Sie ist im Originaldruck mit noch vielen anderen Druckschriften aus jener Zeit in meinem Besitz geblieben.

sogar Bedenken und Widerspruch. In Bayern und ganz besonders im südwestlichen Deutschland, wo die demokratische und antipreußische Gesinnung viel stärker war, als das deutsche Einheitsgefühl, wurde der so muthvolle und hochherzige Schritt des Königs als preußische Anmaßung betrachtet und in der überwiegenden demokratischen Presse mit Hohn zurückgewiesen. Sollten nicht diese Vorgänge überzeugend genug gewesen sein, um die ein Jahr später erfolgte Ablehnung der Kaiserkrone seitens des Königs hinreichend zu begründen?

In Berlin selbst war das Ereigniß schon am nächsten Tage bedeutungslos geworden, indem eine andere Angelegenheit die Stimmung der Bevölkerung ausschließlich beherrschte. Das war die Bestattung der Todten, wofür die umfassendsten und großartigsten Veranstaltungen getroffen wurden. Denn daß dieser Trauerzug mit allem dafür zulässigen Pomp und mit allen Feierlichkeiten ausgestattet werden müsse, die den in der Märznacht Gefallenen, als den Märtyrern der Volksfreiheit, gebührte, das stand in den verschiedensten Kreisen der Bevölkerung fest.

Dem Tage der Bestattung selbst gingen aber noch sehr lebhafte Erörterungen über verschiedene dabei in Erwägung zu ziehende Umstände voraus. Der Gedanke, daß den Gefallenen aus dem Volke und denen des Militärs eine gemeinsame Bestattung werden solle, stieß sowohl auf der einen wie auf der anderen Seite auf Widerspruch und Abneigung. Eine der darüber stattfindenden Berathungen möge hier als besonders bezeichnende Episode erwähnt sein. Es war im Saale des Hôtel de Russie, wo zufällig ein Herr Max v. Gagern (Bruder Heinrichs v. Gagern) wohnte und sich ebenfalls an den Berathungen betheiligte. Aber auch noch ein Anderer trat in dieser Versammlung als Redner auf, der inmitten der erregten Enthusiasten für die „glorreiche Revolution" den Muth hatte, sich in nüchterner Betrachtung darüber zu äußern. Es war

dies Karl Gutzkow, der zufällig in Berlin anwesend war.*) In seiner Neigung, einer allgemein verbreiteten und die Situation beherrschenden Stimmung mit eigenem logischen Denken entgegenzutreten, begann er seine Ansprache mit der Bemerkung: die Berliner Ereignisse seien keine eigentliche „Revolution“ zu nennen, sondern — — —. Zunächst konnte er wegen der stürmischen Zurufe der Entrüstung kaum weiter sprechen; denn daß es eine wirkliche „Revolution“ war, und zwar eine „glorreiche“, das wollte sich Niemand nehmen lassen. Vergebens ergänzte Gutzkow seinen Ausspruch damit, daß es allerdings eine „moralische“ Revolution gewesen sei. Das genügte den erhitzten Gemüthern nicht, und Gutzkow konnte für seine logische Betrachtungsweise der Dinge keinen Anhang finden. Um so mehr gelang dies dem Assessor Jung, der mit gesteigertem Pathos und Ueberschwang der Rede und im schwelgenden Genusse der Volkszustimmung seine Fanfaren schmetterte. Er wollte, daß man bei der großartigen Feier sich nicht mit dem Gedanken einer Versöhnung begnüge — nein! Mit dem Begräbniß der Gefallenen sollte zugleich die Fortdauer des Kampfes — natürlich auch nur des „moralischen“ — dokumentirt werden. Herr Jung fand denn auch, daß er selbst der geeignetste Mann sei, um diesen Gedanken in einer Grabrede zum Ausdruck zu bringen, und empfahl sich deshalb als Festredner — auf der Grabesstätte. Er fand damit zwar bei den ruhiger denkenden Bürgern Widerspruch, und auch das für die Feier gebildete Komitee mochte nicht darauf eingehen — aber Jung wartete ab.

*) Gutzkow war aus Dresden gekommen, wo er seit einem Jahre als Dramaturg des Hoftheaters angestellt war und Anfang März sich Urlaub genommen hatte. Seine Ansichten über die Revolution hatte er in einer zu Frankfurt a. M. erschienenen Schrift: „Deutschland am Vorabend seiner Größe und seines Falles“ niedergelegt.

Die Manifestation — denn zu einer solchen gestaltete sich das Begräbniß — fand am 22. März in der von allen Seiten geförderten Großartigkeit statt. Die Zahl der auf Seiten der Bürgerlichen Gefallenen soll etwa 230 betragen haben, und ich weiß nicht, wie es kam, daß die Zahl der zur Bestattung hinausgefahrenen Todten noch nicht 200 betrug. Nur etwa 30 von den Leichen hatte man nicht kognoszieren können.

Der Tag des Begräbnisses war für Berlin ein Feiertag besonderer Art geworden. In den Zeitungen war nur von den „heldenmüthigen Opfern“ und von dem „heiligen Kampf“ die Rede. Vor der „Neuen Kirche“ am Gendarmenmarkt, von wo aus der ungeheure Zug sich in Bewegung setzte, hielt erst Prediger Sydow, der zu den liberalen und aufgeklärten Geistlichen gehörte, die Trauerrede. Die gesammte Geistlichkeit, der Magistrat, die ganze Universität rc., kurz Alles hatte sich an dem Zuge betheiligt, der so ausgedehnt war, daß vom Augenblick der Ankunft auf dem erst unlängst angelegten und nunmehr damit geweihten Friedrichshain bis zum Ende des Zuges drei Stunden vergingen. An der Spitze der Geistlichkeit standen Bischof Neander und Prediger Sydow; der Zug der Studenten wurde durch Alexander v. Humboldt und den derzeitigen Rektor eröffnet. Auf der Freitreppe des Opernhauses war der Domchor aufgestellt, der den Choral „Jesus meine Zuversicht“ anstimmte. Vor dem Schlosse trat bei Ankunft des Zuges der König, umgeben von den Ministern, auf den Balkon und blieb während des ganzen Zuges mit unbedecktem Haupte stehen.

Auf dem Begräbnißplatze im Friedrichshain sprach Prediger Sydow von den Märtyrern unserer Freiheiten und Rechte und bemerkte unter Anderem, daß eine unheilvolle Wolke „den sonst so klaren königlichen Blick in Täuschung gehalten“ und

sein treues Herz geirrt habe. Herr Assessor Jung, den das für die Feierlichkeit gebildete Komitee durchaus nicht als Redner anerkennen wollte, hatte es dennoch durchgesetzt, zum Worte zu kommen. Nachdem er mit seiner hochgeschraubten Rhetorik von dem heiligen Vermächtniß gesprochen, das wir von den Todten übernehmen, steigerte er sich zu der kühn ausschweifenden Tirade: „Wie Antonius das Testament des ermordeten Cäsars, so eröffne ich Ihnen das Testament des gemordeten Volkes“ 2c. Natürlich mußte er nach diesem ganz sinnlosen Vergleich auch sofort erklären, daß der ermordete Cäsar doch etwas wesentlich Anderes war als das „gemordete Volk“. Daß er selbst keinerlei verwandtschaftliche Beziehungen zu Marc Anton habe, brauchte er danach nicht zu versichern.

Uebrigens muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß alle an dem Zuge Betheiligten von dem Ernste des Tages durchdrungen waren, so daß die bei der Feierlichkeit herrschende musterhafte Ordnung auch nicht durch den geringsten Zwischenfall irgendwie gestört wurde.

Aber die Warnungen Einzelner vor allzu großer Vertrauensseligkeit wurden schon am anderen Tage wieder lauter. Vor Allem war es wieder die „Zeitungshalle“, die diesen Ton anschlug. Der Redakteur Gustav Julius brachte unmittelbar nach dem großen Begräbniß einen aufregenden Artikel, in dem die Nothwendigkeit der Fortdauer der Revolution gepredigt wurde und der mit den Worten schloß: „Keine Ruhe, keine, keine Ruhe!“

Dieser Artikel erregte nun aber in der Bürgerschaft einen Sturm der Entrüstung. Hier war ich wieder zugegen, als eine vielköpfige Abordnung aus der Bürgerschaft nach der „Zeitungshalle“ geeilt und bis zu dem Redakteur vorgedrungen war, um ihn zur Rede zu stellen. Ich sah ihn, wie er mit seinem bleichen Gesicht inmitten der wüthenden Bürger stand, die in leidenschaftlicher Erregtheit ihm das Verbrecherische

dieses Treibens vorhielten; Einzelne hatten nicht übel Lust, ihm die Nothwendigkeit der Ruhe auch durch Thätlichkeiten zu demonstriren.

Dies waren eben die Tage, in denen die „Fanatiker der Ruhe", wie man sie in den weiteren Volkskreisen nannte, zeitweise in den Vordergrund traten.

Die auf Seiten des Militärs in dem Kampfe Gefallenen wurden erst am 24. März auf dem Invalidenkirchhof bestattet. Nach den offiziellen Angaben hatte der Verlust des Militärs nur 20 Todte (darunter 3 Offiziere) und 254 Verwundete (darunter 14 Offiziere) betragen. Daß der Verlust der Bürgerlichen ein bei Weitem größerer war, ist ja schon durch die auf militärischer Seite ungleich bessere Bewaffnung und Ausrüstung erklärlich sowie auch durch die einheitliche Leitung und Disziplin. Demungeachtet wollte man im Volke — es hatte dies etwas Humoristisches — sich durchaus nicht mit den 20 Todten und 254 Verwundeten unter den Soldaten zufrieden geben. Man konnte durchaus nicht glauben, daß bei so heldenmüthigen Kämpfen des Volkes nicht mehr militärische Opfer gefallen sein sollten. Daraus entstand nun die ganz lächerliche, aber in den Volkskreisen gläubig weiter verbreitete Fabel, daß nachts große Spreekähne, angefüllt mit todten Soldaten, heimlich aus Berlin fortgeschafft seien. Wo aber diese Kähne gelandet seien, hat man nie erfahren.

Während nun in der letzten Märzwoche bereits diejenigen, die im Fortgang der Bewegung bestimmend einzugreifen gedachten, zu verschiedenen geschlossenen Klubs sich zusammenfanden — die ersten dieser politischen Vereinigungen waren der „politische Klub" und der „konstitutionelle Klub" — begannen auch gleichzeitig die Einberufungen zu großen Volksversammlungen, von denen besonders diejenigen vor dem Schönhauser Thor bei der „einsamen Pappel" von sich reden machten. Hier waren es namentlich der ehemalige Ur-

christ und Thierarzt Urban und der Schneidermeister Eckert, die das mündig gewordene Volk vertraten.

Diese fortgesetzten und nicht mehr zu hemmenden Bewegungen hatten aber auch schon manche Gemüther mit Sorge erfüllt und in Vielen den Wunsch erweckt, daß das Militär wieder nach der Stadt zurückberufen werden möge; denn namentlich die Besitzenden fühlten sich in Berlin nicht mehr sicher, und zahlreiche Familien hatten die Stadt verlassen. Uebrigens wurden mit Ende des Monats ein ganzes Regiment sowie mehrere Bataillone anderer Regimenter wieder nach Berlin zurückberufen, um — nach den darüber gegebenen öffentlichen Erklärungen — mit der Bürgerwehr gemeinsam den Wachtdienst zu übernehmen. Mehrere staatliche und andere Gebäude hatten zwar beim Zurückziehen des Militärs ihre Posten behalten, so auch das Zeughaus; aber besonders in dieses sollte nun eine stärkere Besatzung gelegt werden. Der König selbst hatte sich unter den Schutz des „Volkes“ begeben und das Königliche Schloß blieb vorläufig von den „Bürgerschützen“ besetzt; ein Posten, der übrigens von Vielen besonders begehrt war, da der König häufig die Gelegenheit ergriff, mit den Leuten sich freundlich zu unterhalten, was bei seiner so gewinnenden Weise immer großen Eindruck machte.

Die noch im März begonnene und mit jedem Tage stärker anwachsende Plakat-Litteratur gab Jedem, der die Druckkosten daran wagen konnte, Gelegenheit, auch außerhalb der Volksversammlungen seine Meinung kund zu thun. Diese Plakate gingen sowohl von einzelnen Personen aus, wie auch von Korporationen und Vereinen, wie von den verschiedenen Klubs, den bewaffneten Korps der Studenten und Anderer. Am originellsten waren immer die Plakate, die von einzelnen erfindungsreichen Köpfen ausgingen, und bei denen es sich um alle erdenklichen Fragen handelte, wie z. B. für oder wider die Rückberufung des Prinzen von Preußen, um ernste oder auch

humoristische Beschuldigungen und Aufforderungen. Bei den mit einzelnen Namen unterzeichneten Plakaten thaten sich am meisten hervor: der Schriftsteller Cohnfeld, unter dem bald populär gewordenen Namen Buddelmeyer, und der Schriftsteller Heinrich Beta, übrigens eine durchaus lautere und ehrliche Natur.

Neben dieser Plakat-Litteratur wurden aber auch die beiden Zeitungen, besonders die „Vossische", in bezahlten Inseraten und unter der üblichen Bezeichnung „Eingesandt" mit öffentlichen Erklärungen, Vorschlägen und allerlei Aeußerungen in Anspruch genommen. Mochte irgend ein Einfall noch so abenteuerlich oder seltsam sein, er mußte entweder durch Plakat oder durch ein für die Zeitung bestimmtes „Eingesandt" ins Publikum gebracht werden. Da schlägt Einer vor, der König solle bei offiziellen Akten Civilkleidung tragen; ein Anderer verlangte Abschaffung aller Titulaturen, wie auch des freilich ebenso albernen wie harmlosen „Wohlgeboren" und dergleichen mehr. Aber auch Fragen, die unmittelbar die Ereignisse des Tages betrafen, wurden in dieser Weise erörtert. Wenn man jetzt die beiden alten Zeitungen aus jenem Jahr durchblättert, so wird man erstaunen, daß selbst Männer wie Theodor Mundt, der Nationalökonom Prince-Smith, ja sogar ein Jakob Grimm diese Litteratur der „Eingesandts" bereicherten.

Unter den Volksrednern, die auf dem freien Platz vor den „Zelten", bei der „einsamen Pappel" und an anderen Plätzen sich vernehmen ließen, waren die thätigsten und auch bedeutendsten: der ehemalige Offizier und spätere Publizist Held und Dr. Ludwig Eichler. Held war der richtige Volksmann, denn er nahm den Mund immer sehr voll und wußte der Masse zu schmeicheln. Von großer kräftiger Gestalt, mit stattlichem blonden Vollbart, dabei nicht ohne Humor, war er als Redner vor der Menge der Wirkung immer ziemlich sicher. Seinen gedruckten, durch Plakate verbreiteten Ansprachen folgten

freilich auch zuweilen Antworten, die mit dem schlagfertigen Berliner Witz den „großen Held“ ironisirten. Einmal hatte er durch Plakat der Berliner Bevölkerung auseinandergesetzt: Bei den der Stadt von außerhalb drohenden Gefahren müsse Berlin zeitig auf seine Vertheidigung bedacht sein und solle sich deshalb mit reichlichem Proviant versehen. Ein witziges Gegenplakat begann mit der Ueberschrift: „Berlin, verproviantire dir, der große Held hat Hunger!“ — Der andere von den hervorragendsten Volksrednern, Dr. Ludwig Eichler, war der entschieden intelligentere, was sich auch in seinem scharf geschnittenen Kopfe, ebenfalls mit blondem Vollbart, ausdrückte. Litterarisch gebildet, war er bei den Verlegern besonders als vortrefflicher Uebersetzer aus dem Französischen geschätzt. Aber bei seinen sehr häufig eintretenden Geldverlegenheiten unternahm er Alles, was sich ihm gerade für den Augenblick darbot. So war er, wie so manche Andere, mehr aus Bedürfniß für seine materielle Existenz als aus revolutionärer Neigung in die Berliner achtundvierziger Bewegung eingetreten und suchte sich von einem Tag zum anderen über seine Geldnoth fortzuhelfen. Eine der köstlichsten Episoden in dieser Zeit hatte seine Laufbahn als Volksführer verdunkelt und für einige Tage unterbrochen. Es war in der Mitte des April, als in den Klubs wie auch in Volksversammlungen für die direkten Wahlen zur Nationalversammlung lebhaft agitirt wurde. Da das Ministerium Camphausen dieser Forderung widerstrebte, war von den Radikalen der Vorschlag gemacht worden, mit einer Massendemonstration in großem Zuge vor das Schloß zu ziehen und die „direkten Wahlen“ zu fordern. Gegen eine solche Demonstration lehnten sich aber die Besonneneren auf, darunter auch Nauwerk, Robert Prutz, Schaßler und selbst der entschieden demokratische Berends, und da sie in der Minorität blieben, schieden sie aus dem Wahlkomitee. In einer danach berufenen Zelten-Versammlung, die nunmehr den

radikaleren Elementen überlassen blieb, suchte Eichler in besonnener und gemäßigter Rede sich eine vermittelnde Stellung zu erringen. Nachdem er auseinandergesetzt, daß man auch die Ausgeschiedenen wegen ihrer abweichenden Meinung nicht tadeln könne, hielt er der Menge vor, daß der Zug nach dem Schlosse unter einer Voraussetzung keinerlei Gefahren bringen könne: wenn nämlich das Volk seiner Würde sich bewußt bleibe und durch seine Haltung seine politische Reife darthun könne. Wenn er die Gewähr dafür erhalten könne, so würde er selbst es übernehmen, den Minister zuvor dessen zu versichern. Und also schloß er dann seine Rede mit der an die Menge gerichteten Frage: „Darf ich im Namen der Anwesenden auf mein Wort versichern, daß das Volk sich reif zeigen wird?!" — Natürlich wurde diese komische Frage vom Volke mit einem tausendstimmigen „Ja!" beantwortet. Und also wurde auf diese großartige Selbsterkenntniß hin der Zug beschlossen.

Nun aber trat für Eichler eine unverhoffte Wendung ein, indem er selbst am Tage vor der beabsichtigten Demonstration — wegen einer nicht gerade bedeutenden Schuldforderung eines Buchhändlers — verhaftet wurde. — Also auch er hatte die Bestätigung erhalten, daß er „reif" sei. Es war ein tragikomisches Verhängniß.

Uebrigens verlief danach die ganze Bewegung im Sande; denn auch das Studentenkorps wollte von der Demonstration nichts wissen und hatte deshalb für dieselbe Zeit eine festliche Parade außerhalb der Stadt angekündigt. Als zu der für das „Volk" anberaumten Zeit auf dem Alexanderplatz einige Hundert Theilnehmer und ebenso viele Neugierige sich eingefunden hatten, wurde durch angeschlagene Plakate verkündet: Der Zug sei aufgegeben, weil die Regierung der friedlichen Demonstration Waffengewalt entgegensetzen wolle.

Nicht nur in den Kreisen des nach Ruhe sich sehnenden Bürgerthums, sondern auch im Arbeiterstande und in den

unteren Volksklassen hatte der gute Sinn, der auch am Tage des Kampfes so vollkommen sich bewährte, bis jetzt, trotz der fortdauernden Erregung, sich erhalten. Aber die thätigen Volksredner und Straßendemagogen hatten es doch vermocht, mit den unablässigen Aufwiegelungen und den groben Schmeicheleien von der Heldenhaftigkeit und „Souveränität" des Volkes auch die an sich gut gearteten Leute zu immer neuen Forderungen anzustacheln. Die täglichen tumultuarischen Versammlungen, auf Straßen und Plätzen wie in den Klubs, die Hetzereien in der Plakat-Litteratur, wie auch die auf dem Boden der fortgesetzten Revolution stehenden radikalen Tageszeitungen, darunter die „Zeitungshalle", hatten aber andererseits auch bald den Besonneneren den Muth gegeben, mit Warnungen hervorzutreten. Zu diesen Männern gehörte der Stadtrath D. A. Benda, der in seinen sogenannten „Catilina-Briefen" besonders auch das Ministerium zu einer festeren Stellungnahme aufforderte: „Catilina steht vor den Thoren und Ihr schlaft!" Die Frage, ob direkte oder indirekte Wahlen, die gleichzeitig für die preußische Nationalversammlung*) wie für das Frankfurter Parlament bevorstanden, trat immer mehr in den Vordergrund, in den Klubs wie auch in der Tagespresse.

Während die jüngere, erst seit einem Jahr bestehende „Zeitungshalle" ihren eigenen demokratischen Standpunkt vertrat, hatten in den beiden alten Zeitungen, der „Vossischen" und der „Spenerschen", die Meinungen sich am schärfsten in den „eingesandten" Artikeln bekämpft.

Zu jenen schon bestehenden größeren Zeitungen war seit den Märztagen als entschieden freiheitlich gesinntes, aber auf dem Boden der konstitutionellen Monarchie stehendes Organ die „Nationalzeitung" gekommen. Sie war schon Ende März durch ein dafür gebildetes Komitee angekündigt worden,

*) Die eigentliche Bezeichnung war, da aus ihr erst die neue Verfassung hervorgehen sollte, „Preußische konstituirende Versammlung".

in dem die Namen der vorgeschrittensten Liberalen — wie Nauwerk — neben den Gemäßigten, wie Stadtrath Duncker, Diesterweg und den als Redakteure zeichnenden Fr. Zabel und Rutenberg standen, während die Redaktion des Feuilletons dem bekannten Novellisten und Romanschriftsteller Theodor Mügge übertragen war. Wie sehr jedes Preßerzeugniß, das sich an die Theilnahme der Menge wendete, vor Allem darauf bedacht sein mußte, die Märzrevolution als eine glorreiche That anzuerkennen, zeigt auch die Ankündigung der „Nationalzeitung“, deren Anfangsworte lauteten: „In der Märtyrernacht der Freiheit vom 18. auf den 19. März ist die wahre und wirkliche Preßfreiheit geboren“ — 2c.

Etwas später erstand die mehr auf das raisonnirende Kleinbürgerthum berechnete und sehr geschickt geschriebene „Urwählerzeitung“, aus der dann später die noch bestehende „Volkszeitung“ hervorging. Damit waren aber noch keineswegs alle Schattirungen des Liberalismus oder der Demokratie vertreten, und immer wieder tauchten neue Blätter auf, die auch die rücksichtslos oppositionellsten noch überbieten wollten. Zu solchen gehörte vor Allem der „Volksfreund“, dessen Herausgeber der noch nicht zwanzigjährige G. A. Schlöffel war. Als Sohn des in der Zeit der schlesischen Weberunruhen angeklagt gewesenen Fabrikanten Schlöffel war er bereits wegen Verbreitung aufrührerischer Schriften von der Universität Heidelberg relegirt worden. Nunmehr auf dem großen Berliner Kampfplatz erschienen, hatte er sich als Verfechter der äußersten demokratischen Tendenzen aufgeworfen und bekannte sich mit vollster Offenheit als entschiedener Republikaner.*)

Jener großen Menge von Blättern, die mehr oder weniger auf dem Boden der Revolution standen, sei es in freudiger Anerkennung des Geschehenen, sei es mit dem Bestreben des

*) Schon im folgenden Jahre hatte er als Theilnehmer an der badischen Revolution den Tod gefunden.

fortzusetzenden Kampfes, stand als Regierungsorgan einzig die offiziöse „Allgemeine Preußische Zeitung“ gegenüber, die aber, außer in Regierungs- und Beamtenkreisen, nur wenig gelesen wurde und auch vom Kampfplatz der politischen Meinungen sich fern hielt. Erst ein paar Monate später erstand aus den Kreisen des aristokratischen und exklusiven Preußenthums und als Organ der entschlossenen Reaktion, des Adels und des Offizierstandes die sogleich groß angelegte „Neue Preußische Zeitung“, von Anbeginn — wegen des im Titel befindlichen Eisernen Kreuzes — kurzweg die Kreuzzeitung genannt.

Von den verschiedenen, schon im März kurz nach der Revolution gebildeten politischen Vereinigungen standen obenan der konstitutionelle und der politische Klub. Der letztere, in dem der redegewandte und nicht schüchterne Assessor Jung sich als Wortführer Ansehen zu verschaffen wußte, war der politisch radikalere. Außer diesen Klubs waren aber zahlreiche Vereine für alle besonderen Berufskreise organisirt, Vereine der Künstler, der Professoren, der Handwerker, Studenten rc., und vor Allem der aus allen Bataillonen der Bürgerwehr — deren es, glaube ich, zwanzig gab — gebildete Verein.

---

Dem Leser dieser meiner Erinnerungen mag nun wohl die Frage sich aufdrängen, welche Stellung in diesen fortdauernd bewegten Tagen die Theater einnahmen. Daß diese eine schwere Zeit hatten, ist begreiflich. Das einzige neben den beiden Königlichen Häusern bestehende Privatunternehmen war das „Königstädtische Theater“ am Alexanderplatz (vergl. S. 4 ff.). Schon in den letzten Jahren war dasselbe von seiner einstigen Höhe sehr herabgestiegen, besonders als es nach dem Tode des Begründers und Direktors Cerf von der Wittwe und dem Schwiegersohn, einem gewissen Freiberg, verwaltet wurde. Aber noch vor der ausgebrochenen Revolution hatte es einen

Treffer gehabt, der dem Theater auf einige Zeit wieder eine gewisse Popularität verschaffte. Es geschah dies durch die erste Posse von David Kalisch, einem geborenen Schlesier, der kurz vorher in sehr bescheidenen Verhältnissen in Paris gelebt, sich aber sehr schnell mit dem Berliner Ton vertraut gemacht hatte. Er besaß eine sehr glückliche Beobachtung für Alles, was auf dem Gebiete kleinbürgerlicher Verhältnisse komisch und bühnenwirksam war. Gestaltende Erfindung fehlte ihm gänzlich; aber wenn er einen vorhandenen Stoff fand, so wußte er ihn so glücklich für die Berliner lokalen Verhältnisse umzugestalten, mit Witzpointen und Couplets zu versehen, daß der fremde Ursprung nicht empfunden wurde. So war es auch mit jener ersten Posse „Einmalhunderttausend Thaler“, deren Sujet französischen Ursprungs war. Die dafür von ihm geschaffene Figur des jüdischen Börsenmannes Zwickauer, dessen Original Jedermann in dem Bankier L. erkannte, war so glücklich getroffen, daß der Autor sie bald danach auch in das neu begründete Witzblatt „Kladderadatsch“ als stehende Figur brachte. Den Sommer hindurch konnte trotzdem das Theater sich nicht lange mehr erhalten, und es geschah das erste Mal, daß es von Mitte Juni bis Ende August geschlossen werden mußte. Vielerlei wurde damals auch darüber geredet und geschrieben, daß das Theater in der Märznacht der Revolution dienstbar gemacht worden sei, indem Dekorations- und Maschinenstücke daraus entnommen waren, um für die Barrikaden am Alexanderplatz verwendet zu werden. Auch ob aus den Fenstern des Gebäudes geschossen worden sei und von wem, war für einige Zeit in den „Eingesandts“ der „Vossischen Zeitung“ eine Streitfrage geworden. Mit der nöthig gewordenen Schließung des Theaters stand aber dies offenbar in keiner Beziehung.

Mit der durch die Revolution errungenen „Theaterfreiheit“ war aber in der Schumannstraße ein neues Sommertheater erstanden, das unter dem Namen „Friedrich-Wilhelmstädtisches

Theater" sich dauernd zu erhalten wußte. Der Begründer und Eigenthümer desselben, Herr Deichmann, war seines Berufes Zimmermann, der sonach als Schöpfer jener „Bretter", die bekanntlich „die Welt bedeuten", auch wirklicher Fachmann war.

Die Königlichen Theater hatten natürlich mit mancherlei aus der Revolution sich ergebenden Drangsalen zu kämpfen. Sommerferien gab es für die Theater damals noch nicht, sondern es wurde das ganze Jahr hindurch gespielt, allerdings nur ausnahmsweise in beiden Häusern gleichzeitig. Nachdem die Königlichen Theater zunächst drei Tage lang, vom 18. bis 20. März, geschlossen waren, machten auch sie der Revolution das Zugeständniß, daß von den Vorstellungen am 21. März in beiden Häusern, für Schauspiel und Oper, der Ertrag den „Verwundeten wie den Wittwen und Waisen der im Kampfe Gefallenen" zugewendet würde. Im Opernhause (das erst zwei Wochen vorher mit der Flotowschen Oper „Martha" einen ungewöhnlich großen Erfolg gehabt hatte) wurde keine Oper aufgeführt, sondern Mozarts „Requiem" und dazu „Die Schöpfung" von Haydn. Im Schauspielhause gab man zu gleichem Zwecke der Unterstützung „Nathan der Weise".

Solche Konzessionen an die Volksstimmung konnten es freilich nicht verhindern, daß auch das Königliche Theater durch die Ansprüche der Volkssouveränität Gegenstand der Angriffe wurde. Vielfach und lebhaft ward in verschiedenen Kreisen, in der Tagespresse wie in Klubs, die Frage erörtert: in welcher Weise die Königlichen Institute nunmehr unter die Oberhoheit des Volkes gebracht werden könnten. Der arme Herr v. Küstner, seit sechs Jahren Intendant des Hoftheaters, brauchte sich um diese theoretischen Abhandlungen ja nicht zu kümmern, aber er hatte doch auch wiederholt persönliche Angriffe zu erleiden. Gleich in den ersten Tagen nach der Revolution war eine Anzahl Menschen, die dem unteren Dienstpersonal des Theaters angehörten, in tumultuarischer Weise in seine Wohnung

gedrungen, um von ihm Lohnerhöhungen zu erzwingen. Ein anderes Mal erschien eine aufgeregte „Deputation“ bei ihm, um im Namen des Volkes die sofortige Entlassung des Hofschauspielers Louis Schneider zu fordern, der als sehr königstreu gesinnter Landwehroffizier seine loyale, d. h. antirevolutionäre Gesinnung mit anerkennenswerthem Muthe offen kund gethan und deshalb die Wuth der Skandalmacher erregt hatte. Damals war Schneider gerade zuvor nach Hamburg gereist, wo ihm ebenfalls feindliche Demonstrationen bereitet wurden, und nach seinem Wiedererscheinen in Berlin wurde er genöthigt, sich von der Bühne ganz zurückzuziehen.

Im April dieses Jahres sollte auch ein dramatischer Dichter der erregten Stimmung zum Opfer fallen. Es war dies kein Einheimischer, sondern der vor Jahren aus Ungarn eingewanderte J. L. Klein, dessen ich schon gelegentlich seiner Zeitungsfehde mit Kossak erwähnte. Klein war ein von Geist sprühender Mensch, aber so reichlich mit Geist und Wissen bedacht, daß er nie zu einer Ordnung des in ihm steckenden Geistes, zu einer künstlerischen Mäßigung der ihm zu Theil gewordenen Gaben gelangen konnte. Stachelig, ungebärdig und formlos, wie seine Persönlichkeit war, zeigten sich diese Mängel auch in allen seinen Dichtungen und schriftstellerischen Arbeiten. Am schlimmsten trat dies auf dem dramatischen Gebiet hervor, zu dem er sich trotz wiederholter Mißerfolge stets aufs Neue hingezogen fühlte. Da er für kurze Zeit immer wieder eifrige Protektoren fand, die von seinem sprühenden Geist sich blenden ließen, so war es ihm durch die Fürsprache einflußreicher Gönner auch gelungen, eines seiner Schauspiele beim Hoftheater zur Annahme zu bringen. Es war ein historisches Lustspiel, „Die Herzogin“, ein überladenes und verworrenes Intriguenstück, das in der Zeit Ludwigs XIV. spielte. Obwohl der Intendant v. Küstner nach der Märzrevolution bereits schwere Bedenken hatte, ob man in dieser aufgeregten

Zeit dem Publikum ein solches Stück würde bieten können, so bestand doch Klein, da das Stück einmal angenommen war, auf seinem Rechte, und es schien auch, als ob die darin beschäftigten Schauspieler nichts befürchteten. War es aber nun schon bedenklich, in solcher Zeit eine so breit gesponnene Handlung dem Publikum zu bieten, die am Hofe des Königs spielte, der als der verherrlichte Vertreter des Absolutismus anzusehen war, so that die mit endlos langen Dialogen belastete und dabei unklare Handlung noch das Ihrige dazu, das Stück unmöglich zu machen. Schon während des zweiten Aktes des fünfaktigen Lustspiels hatte sich die Mißstimmung des Publikums immer lauter geäußert und steigerte sich danach in solcher Weise, wie es in diesen Räumen noch niemals vorgekommen war. Es blieb nicht nur beim Zischen, Stampfen und Pfeifen, sondern wüthende Rufe wurden auf die Bühne geschleudert: „Aufhören! — Herunter von der Bühne! — Vorhang runter!“ &c. — kurz, das Auditorium des Königlichen Hauses hatte sich in eine wild tobende Volksversammlung verwandelt, und so war es den Schauspielern unmöglich geworden, das Stück zu Ende zu spielen.*) Als ich an diesem Abend bei noch nicht völliger Dunkelheit (es war im April) in das dem Theater ganz nahe gelegene litterarische Café Stehely kam, hörte ich zu meinem Erstaunen, daß das Theater schon aus sei, und vernahm dann das Weitere von dem Tumult. Das Stück wäre wohl auch in ruhigerer Zeit abgelehnt worden; daß man aber in so bewegter Zeit, in der ein jeder Tag etwas Spannendes brachte, dem Publikum zumuthete, sich zu langweilen, wurde als ein Attentat gegen die Majestät des Volkes empfunden.

---

*) K. Th. v. Küstner berichtet außerdem in seinem Buche „Vierzig Jahre meiner Theaterleitung“, daß nach der so früh beendeten Vorstellung am Abend noch eine „Deputation“ in seiner Wohnung erschienen sei, um ihm das „Mißfallen“ des Publikums auszudrücken!

— — —

Von den verschiedenen, neben den politischen Zeitungen erschienenen Witzblättern war das erste „Die ewige Lampe". Diesen Titel erhielt das Blatt nach dem Bierlokal, das in der schmalen, die Brüder- und Breitestraße verbindenden Neumannsgasse lag. Sowie in die sehr schmale Straße, so konnte auch in das Lokal der ewigen Lampe das Tageslicht nur sehr spärlich eindringen. Hier hatte sich nun ein Stammtisch von Volkspolitikern zusammengefunden, deren Mittelpunkt ein gewisser Dr. Arthur Müller war — übrigens nicht zu verwechseln mit dem erst später auftauchenden dramatischen Schriftsteller gleichen Namens. Müller war ein Mann von Bildung und von Talent, ein intelligenter Kopf mit starker Neigung zur Satire und infolgedessen zur Opposition. Da er in jenem Kreise als die Hauptperson anerkannt wurde, so mußte er naturgemäß als der Leiter des aus dem ewigen Dämmerlicht der Neumannsgasse hervorgehenden Blattes angesehen werden, obwohl auf dem Blatte selbst als Redaktion „Dr. Siechen nebst Familie" angegeben war.*)

Ein zweites Blatt dieser Gattung war der „Berliner Krakehler", dessen erster Redakteur C. O. Hoffmann bald dem schon genannten Dr. Cohnfeld (als Plakatschreiber unter dem Namen Buddelmeier) Platz machte. Aber auch Witzblätter, die es mit Illustrationen versuchten, wie der „Teufel in Berlin" und die von dem älteren Humoristen Glaßbrenner redigirten „Freien Blätter", konnten sich nicht lange halten, obwohl für das letztere hübsch ausgestattete Blatt außer Glaßbrenner auch Ernst Kossak, und für die Illustrationen als Zeichner Th. Hosemann und unser Wilhelm Scholz thätig waren.

Endlich aber erschien auch in den ersten Tagen des Mai jenes einzige der Witzblätter, das sich nicht nur weit über

*) Siechen (der Aeltere) hatte hier seine Laufbahn als der populärste der Berliner Bierwirthe begonnen.

die Zeiten der Revolution und der Reaktion hinaus erhalten konnte, sondern das auch bis heute noch fortbesteht: Der „Kladderadatsch". Die Anfänge dieses Blattes waren dürftig genug, und sie konnten auch beim Verleger — dem Buchhändler Albert Hofmann — damals wohl kaum die Hoffnung erwecken, daß das Blatt einst eine Macht werden und daß es ihn selbst im Laufe der Zeiten zum reichen Manne machen würde. Hofmann war ein noch junger Buchhändler, der sein nicht gerade glänzend prosperirendes Geschäft anfänglich an der Schloßfreiheit hatte, wo jetzt das gewaltige Kaiser Wilhelm-Denkmal steht. Von dort war das Geschäft nach der Friedrichstraße (nahe der Taubenstraße) verlegt worden, und von hier aus war der Gedanke des Blattes in einer glücklichen Stunde hervorgegangen. David Kalisch, der die erste Nummer noch ganz allein hergestellt hatte, war der schon erwähnte Possendichter und der Verfasser — wenn auch noch lange nicht Besitzer — von „Einmalhunderttausend Thaler". Als ein durchaus spekulatives Talent hatte er die richtige Empfindung, daß gerade aus den volksthümlichen Elementen und den mancherlei humoristischen Zügen, wie sie in dem Nachwogen der Revolution sich zeigten, sich auch ein materieller Gewinn ziehen lassen müsse. Den Titel „Kladderadatsch" hatte Kalisch gegeben, und er hatte damit nur ein schon längst vorhandenes und im Volksmunde bestehendes Wort benutzt; denn dies Wort war nichts als ein unwillkürlicher Ausruf, wenn irgend ein nicht gerade ernster Unfall sich ereignete, zum Beispiel wenn Jemand etwas umschüttete, etwas fallen ließ, so daß es in tausend Stücke ging, und dergleichen. Besonders sinnreich oder schön war ja der Titel nicht; aber darauf kam es auch Kalisch nicht an — er wollte nur ein drastisches Wort, das aller Welt bekannt ist, und Hofmann hatte ebenfalls dafür volles Verständniß. Alle anderen über das Entstehen des Blattes gebrachten Versionen sind Erfindungen. Vor Allem muß ich hier

wiederholen, daß die mehrfach gemachte Angabe, der Kladderadatsch sei aus dem Verein „Rütli“ entstanden oder sogar in dem Vereine selbst, durchaus falsch ist. Weder Hofmann noch Kalisch, die beiden eigentlichen Begründer des Blattes, hatten dem Rütli angehört, und Wilhelm Scholz kam als Zeichner erst nach und nach in fruchtbare Thätigkeit.

Mit wie dürftigen Mitteln das Blatt unternommen wurde und wie unbedeutend der Anfang war, möge man auch aus der Thatsache entnehmen, daß sowohl das Titelbild, der seitdem so unzählig oft angewendete und nachgebildete Kladderadatsch-Kopf, gar keine Originalschöpfung war, sondern zu einigen vom Verleger gekauften Clichés vorhandener Holzschnitte gehörte, ebenso die erst später erscheinenden und dann ständig gewordenen Figuren von Müller und Schultze. Die am 7. Mai erschienene erste Nummer enthielt als Illustration auch nur einen unbedeutenden und unschönen Holzschnitt, zu dem eine kaum dazu passende Unterschrift gemacht war. Wie das Blatt in der ersten Zeit sich selbst auf dem Titel — in bedenklich ungrammatischer Weise — als „Organ für und von Bummler“ angezeigt hatte, so entsprach auch der Inhalt durchaus einem Bummelblatt. Von geistreicher Satire war darin noch nichts zu verspüren; dafür war es aber auch noch nicht Zeit, denn der gute bürgerliche Kern der Berliner Bevölkerung war von den sich drängenden Ereignissen und Aufregungen ermüdet; man sehnte sich nach Ruhe, und deshalb konnte gerade Kalisch den erwünschten Ton behaglichen Spaßes, in dem nichts Bitteres, nichts Erregendes lag, so gut treffen. Auch das Gebiet des eigentlichen Witzes war in den allerersten Nummern noch ein sehr beschränktes; kleine Bosheiten gegen Persönlichkeiten, die von sich reden machten, billige Glossen über Tagesereignisse, harmlose Späße über die Mühseligkeiten der Bürgerwehr ꝛc., das machte den Inhalt der ersten Nummer aus — und auch Obscönitäten, die am Biertisch ihre Wirkung thaten,

wurden nicht verschmäht. Kurz, das Blatt war zunächst weniger für die Skandalsüchtigen als für die denkfaulen Weißbierphilister berechnet, und die sehr unbedeutenden, zum Theil auch liederlich gezeichneten Illustrationen standen auf keiner höheren Stufe. Erst im Verlauf mehrerer Wochen wurde das Blatt etwas besser, sowohl im textlichen Inhalt, wie in den Bildern. Wenn der Kladderadatsch bis zum Ende des Sommers sich zu einem wirklichen politischen Witzblatt erhoben hatte, so war dies hauptsächlich das Verdienst von Ernst Dohm, der erst im zweiten Monat nach Gründung des Blattes in die Redaktion eingetreten war. Seiner umfassenden Bildung und hervorragenden Begabung für geistreiche Satire, nicht minder aber auch seinem ihn auszeichnenden Taktgefühl ist es vor Allem zuzuschreiben, daß das Witzblatt selbst die späteren schwierigen Zeiten der Reaktion überdauern und sich so erhalten konnte. Kalisch, Löwenstein und Dohm waren übrigens entfernte Vettern und alle drei stammten aus Schlesien; nur Scholz, der Zeichner, war richtiges Berliner Kind, und ebenso war ich es selbst, der ich von Zeit zu Zeit Scholzsche Zeichnungen in Holzschnitt ausführte, späterhin aber mich mehr damit befaßte, Ideen für die Zeichnungen zu entwerfen. Die drei genannten litterarischen Persönlichkeiten, obgleich verwandt und aus der gleichen Provinz stammend, waren dennoch in ihrer ganzen Veranlagung sehr voneinander verschieden, so daß man bei genauer Kenntniß der Personen und ihrer Eigenarten auch aus dem Blatte ziemlich sicher auf den Urheber der einzelnen Beiträge schließen konnte. Kalisch traf mit seiner Begabung fürs Komische auch immer den volksthümlichen Ton; Rudolf Löwenstein war der Lyriker, dem in seinen Gedichten, wo von den Volksrechten und von Freiheit die Rede war, ein gewisses Gefühls-Tremolo und die pathetische Phrase zu Gebot standen. Im Gegensatz zu ihm war Ernst Dohm der Feind aller Phrase, und die Schärfe seiner meist geistreichen Satire

ging immer auf den Kern der Sache; dabei besaß er in der Handhabung des Verses eine ungewöhnliche Meisterschaft für alle poetischen Formen.

Aus dem Frühling achtundvierzig muß ich hier zunächst noch einer Angelegenheit gedenken, bei der einer meiner vertrautesten älteren Freunde, aus dem Kreise der Rütli-Genossen, eine Rolle spielen sollte, die auch sein ganzes weiteres Leben bestimmte. Der Freund war Gustav v. Szczepanski, und die Angelegenheit war der Krieg in Schleswig-Holstein.

Es war noch im April, in der ersten Hälfte des Monats, als Szczepanski zu mir ins Zimmer kam (wir wohnten Beide in zwei verschiedenen Häusern der Taubenstraße) und mir eröffnete, daß er mit dem Berliner Freikorps nach Schleswig-Holstein in den Krieg gegen die Dänen ziehe.

Die preußischen Truppen waren zwar schon in Holstein einmarschirt, aber man war noch unthätig geblieben, während die Dänen in Schleswig weiter vorrückten. Endlich aber, während in Frankfurt ein Bundesbeschluß zu Stande kam, waren auch die Preußen nach Schleswig vorgedrungen. Gleichzeitig mit der militärischen Aktion waren auch überall in Deutschland Aufrufe ergangen zur materiellen Unterstützung der Schleswig-Holsteiner und der provisorischen Regierung. In Berlin hatte schon in den ersten Tagen des April eine Vereinigung von ein paar Hundert jungen Leuten stattgefunden, an deren Versammlungen Szczepanski theilnahm und deren Uebungen er als geschulter Landwehroffizier leitete. Seine männliche und gewinnende Persönlichkeit hatte ihm allgemeine Sympathien erworben, und seine militärischen Kenntnisse befähigten ihn vor Allem zur Führerschaft, so daß er denn auch einstimmig zum Hauptmann des Berliner Freikorps erwählt wurde. In öffentlichen Aufrufen wurden für die Freiwilligen Waffen erbeten, die in der Musikalienhandlung von Challier und Gaillard an der Spittelbrücke abzugeben waren. Auch

Gaillard gehörte zu den Rütli-Genossen und war einer der beiden dramatischen Dichter, der Verfasser des Räuberdramas „Norbert Schreck“. Aber auch der andere Dramatiker und spätere Stenograph, der Lette Leopold Arends, hatte sich der Unternehmung für Schleswig-Holstein angeschlossen und begleitete Szczepanski, als dieser sich zunächst nach Rendsburg begab, um mit der dortigen provisorischen Regierung Vereinbarungen wegen seines Korps zu treffen. Sie brachten den Bescheid zurück, daß man dort die Verpflegung und Besoldung der Truppen übernähme, daß diese dagegen für die ganze Dauer des Krieges sich zum Dienst verpflichten müßten.

Daß man in Schleswig-Holstein gewisse Vorsicht übte, war ja ganz begreiflich, denn man hatte Ursachen, die Freikorps mit einigem Mißtrauen anzusehen. Bei derartigen Unternehmungen pflegen sich jeder Zeit auch unlautere Elemente einzumischen, verbummelte Existenzen, die etwas zu gewinnen hofften oder auch durch das Abenteuerliche gereizt wurden. Aber nicht minder störend konnten harmlose romantische Schwärmer sein, die da meinten, mit der Begeisterung allein sei Alles gethan. Szczepanski hatte mit großer Umsicht und Festigkeit solchen Gefahren vorzubeugen gesucht, indem er nicht nur auf strenge Disziplin sah, sondern auch die schärfste Kontrole über alle zur Anmeldung gekommenen Personen übte. Nachdem er persönlich in Rendsburg die nöthigen Vereinbarungen getroffen und auch das Zugeständniß erlangt hatte, daß das Freiwilligenkorps gleiche Rechte mit dem regulären Militär genießen solle, hatte er die Listen der sich Meldenden dem Polizeipräsidenten Minutoli eingesandt, um feststellen zu lassen, daß keine bestraften oder verdächtigen Subjekte hineinkämen. Die Sammellisten zu Gunsten des Korps ließ er mit einem Stempel versehen, um jeden etwa damit zu treibenden Mißbrauch zu verhindern. Zu dem Freikorps wurden außerdem noch 42 Musketiere als gediente Unteroffiziere und Gefreite

genommen, für die noch kurz vor dem Abmarsch die gleiche Anzahl von Musketen und Säbeln vom Kriegsministerium geliefert wurde.*)

Am 17. April des Morgens hatten sich die Theilnehmer des Freikorps — eine Schaar von etwa 300 Mann — im Kastanienwäldchen hinter der Neuen Wache versammelt, wo sich auch Abtheilungen aus der Bürgerwehr, dem Studentenkorps und dem Handwerkerverein einfanden, um der entschlossenen Schaar das Ehrengeleit zu geben. Von dort marschirten sie zum Hamburger Bahnhof, von wo ein Extrazug sie nach ihrem Ziel zu befördern hatte. Als ich am frühen Morgen auf dem Bahnhof anlangte, waren die Wagen schon besetzt und zur Abfahrt bereit. Außer Freunden und Bekannten hatten sich auch manche Mütter, Geschwister und sonstige Anverwandte eingefunden. Glücklicherweise sangen die zum Kriege Gerüsteten nicht das wehmuthvolle „Morgenroth — Morgenroth“, sondern waren meist fröhlich und guter Dinge.

Für Berlin aber bildete die Angelegenheit nur eine in der Unruhe der Tage fast verschwindende Episode.

Auf die kriegerische Thätigkeit des Korps kann ich natürlich hier nicht näher eingehen, will aber doch ein paar Umstände aus den ersten Tagen erwähnen. Die Expedition ging zunächst nach Altona. Ein Studiosus der Medizin, der bei der Artillerie als Freiwilliger gedient hatte, führte die schon erwähnten Musketiere und hatte hierbei die Mitnahme von zwei Marketenderinnen gestattet. Die Folge aber davon war, daß die Leute den Getränken allzu eifrig zusprachen und dadurch in eine Stimmung kamen, die der Würde der Sache nicht angemessen war. Szczepanski griff hier sogleich energisch ein, indem er auf einer Station die Waggons mit den ungebührlich

*) Alle diese Einzelheiten berichte ich nach den mir gemachten authentischen Mittheilungen meines Freundes und auf Grund seiner mir zur Verfügung gestellten Papiere.

Begeisterten abhängen ließ und anordnete, daß sie erst nachkommen dürften, sobald die Leute wieder nüchtern wären. Die Marketenderinnen wurden nach Berlin zurückgeschickt.

Schon am 21. April im ersten Morgengrauen war das Berliner Freiwilligenkorps ins Gefecht gekommen, wobei es an Todten und Verwundeten 20 Mann einbüßte. Die glückliche Entscheidung dieses Gefechtes war aber hauptsächlich dem noch rechtzeitigen Eintreffen jener zurückgebliebenen Musketiere zu danken, die unter Führung eines in Rendsburg zu ihnen gestoßenen Lieutenants Reichenbach zum Bajonettangriff kommandirt wurden.*)

## 7. Die achtundvierziger Hundstage.

In Berlin hatten unterdessen im Monat Juni verschiedene Volkstumulte sehr häßlicher Art stattgefunden, bei denen sich auch ein Mensch betheiligte, dessen ich schon früher ein Mal gedacht habe. Es war der junge Russe Feenburg, der sich im Anfange unserer Bekanntschaft Tongorski nannte. Da er in dem vorausgegangenen Winter mit uns wiederholt zusammengetroffen war, so wußte er in seiner dreisten Weise sich auch an Szczepanski anzudrängen, den er in dem Freikorps nach Holstein begleitete. Dort gab er sich überall für des

*) Nach dem Feldzuge von 1848 hatte Szczepanski vom Tannschen Korps bereits Abschied genommen und befand sich in Rendsburg, als ihm aus Schleswig zwei Offiziere (ich habe auch deren Namen) nachgeschickt wurden mit dem Auftrag, in dem aus dem Freiwilligenkorps zu organisirenden III. Bataillon eine Kompagnie zu übernehmen, indem mehrere Offiziere und Unteroffiziere ihr Verbleiben von dem Szczepanskis abhängig gemacht hatten. Dieser nahm an und kehrte zur Armee zurück. In der siegreichen Schlacht bei Kolding (23. April 1849) verlor er durch eine Kanonenkugel den rechten Arm. Nach erfolgter Wiederherstellung, die Unterbindungsfäden noch in der Wunde, meldete er sich wieder zum Dienst und machte im folgenden Jahre die unglückliche Schlacht bei Idstedt mit.

Hauptmanns „Adjutanten“ aus. Das ist er aber niemals gewesen, obwohl er als solcher auch in den Akten des Prozesses genannt wurde, den er nach seiner sehr schnellen Rückkehr sich in Berlin zugezogen hatte. In dem vorher erwähnten Gefecht des Berliner Korps war er plötzlich mit Wehgeschrei davongelaufen, indem er behauptete, einen Schuß ins Knie erhalten zu haben. Aber er war nicht zu bewegen, die Verwundung zu zeigen und untersuchen zu lassen. Weitere Gefechte hat er nicht mitgemacht, denn da er im Uebrigen nur ein lächerlicher Renommist war, so weigerte sich Szczepanski entschieden, ihn zum Offizier vorzuschlagen, weshalb Feenburg den Schauplatz seiner kriegerischen Thaten verließ, nachdem er nicht viel länger als einen Monat bei der Kompagnie gewesen war. Nach Berlin zurückgekehrt, hatte er sich hier an den Straßentumulten betheiligt, bis seiner wenig ruhmvollen Laufbahn ein sehr unrühmliches Ende gemacht wurde.

Die abscheulichen Vorgänge am 6. Juni vor der Singakademie, wo die zur „konstituirenden Versammlung“ gewählten Abgeordneten ihre Sitzungen hielten, waren die Folge eines von der radikalen Linken (Behrens und Genossen) eingebrachten Antrags: die Versammlung möge zu Protokoll erklären, „daß die Kämpfer vom 18. und 19. März sich um das Vaterland verdient gemacht haben“. Da selbst viele der demokratisch gesinnten Abgeordneten keinen Anlaß zu einer solchen ausdrücklichen Erklärung sahen, so wurde von der Majorität ein Antrag auf Tagesordnung angenommen, mit der Begründung: daß das Verdienst der Kämpfer unbestritten sei, die Versammlung aber nicht berufen wäre, ein Urtheil darüber abzugeben. Als den das Sitzungslokal umlagernden Volkshaufen die Abstimmung bekannt wurde, die man ganz unberechtigterweise als eine Verleugnung der Revolution auffaßte, wurden die heraustretenden Mitglieder der Rechten vom Pöbel insultirt, wie auch einzelne Minister thätlich angegriffen.

Die Bürgerwehr, jetzt unter dem Kommando des Majors Blesson, schritt ein, und es kam zu blutigen Zusammenstößen und Aufruhrscenen.

Acht Tage später hatten sich Volkshaufen, die im Kastanienwäldchen besonders durch die aufwiegelnden Reden des Referendars Gustav Rasch und des berüchtigten Linden-Müller dazu angereizt waren, nach dem Schlosse begeben und die eben jetzt erst zum Schutze des Schlosses an den Portalen eingesetzten eisernen Gitterthore gewaltsam herausgerissen und zum Theil ins Wasser geworfen. Die Aufruhrscenen dieses Tages — es war der 14. Juni — erreichten dann ihren Höhepunkt in der Belagerung des Zeughauses, in dem sich ein Militärkommando unter Führung des Hauptmanns v. Natzmer befand, der sich schließlich — nach langem vergeblichen Ansturm des Volkes — durch verrätherische Vorspiegelungen eines in Civilkleidung dabei thätigen Lieutenants Techow bestimmen ließ, das Militärkommando aus dem Hause zurückzuziehen. Die Folge war dann — traurigen Andenkens — die Plünderung des Zeughauses durch die eindringenden Volksmassen, wobei außer zahlreichen historisch denkwürdigen Waffen auch viele von den im Zeughaus lagernden Zündnadelgewehren — bis dahin noch Staatsgeheimniß — hinausgeschleppt wurden. Ich übergehe hier die Einzelheiten der ziemlich bekannten Vorgänge dieses schmachvollen Tages. Die Bürgerwehr hatte im Kampfe mit dem Pöbel desselben nicht Herr werden können, und erst als ein ganzes Bataillon Militär anrückte, wurde das Zeughaus von den Plünderern schnell gesäubert, während auch in den Straßen von der Bürgerwehr Vielen die geraubten Gegenstände wieder abgenommen wurden.

An jenem verhängnißvollen Abend wurde denn endlich auch der junge Russe Feenburg beim Kragen genommen und in sicheren Gewahrsam gebracht. Nach seiner gerichtlichen Verurtheilung ist er nach Rußland ausgeliefert worden. Obgleich

er dabei sich sehr verzweifelt geberdet haben soll, so war doch von Einigen der Verdacht geäußert: Feenburg habe eigentlich als Werkzeug der russischen Regierung gehandelt, indem es ihm bei dem Zeughaussturm einzig auf den Verrath des Zündnadelgewehrs angekommen sei. Das ist mir vollkommen unglaublich und die Meinung ist wohl nur aus dem Mißtrauen und dem Haß gegen Rußland entstanden. Feenburg war wohl frech, aber dabei feige und für ein solches Unternehmen viel zu unbedeutend.

Man kann wohl sagen, daß jene beiden abscheulichen Pöbelemeuten im Juni den schlimmen Wendepunkt in der Berliner achtundvierziger Bewegung bezeichnen. Der mittlere Bürgerstand vermochte nicht mehr, die bösartigen Elemente im Zaum zu halten. Die Folgen jener Ereignisse betrafen vor Allem die Bürgerwehr. Da gegen den Kommandanten Major Blesson die heftigsten Beschuldigungen von Seiten der Mannschaften gerichtet wurden, nahm derselbe sogleich seinen Abschied, und ein Major Rimpler erhielt das Oberkommando. Drei Berliner Landwehr-Bataillone wurden einberufen, um in Gemeinschaft mit der Bürgerwehr den Dienst zu versehen. Und eine Neuerung, die dauernden Bestand behalten sollte, war die im Ministerium Camphausen beschlossene Bildung einer Schutzmannschaft nach dem englischen Muster der Constables, für die denn auch im Volksmunde in der nächsten Zeit der Name Konstabler beibehalten wurde.

Diese Konstabler, die vor Allem die Bestimmung hatten, die Bürgerwehr von den Polizeidiensten zu entlasten, waren noch nicht so militärisch uniformirt, wie sie es jetzt und schon seit lange sind. Sie waren anfangs mehr bürgerlich gekleidet, mit dem Seitengewehr bewaffnet und trugen statt der Pickelhaube den mit der Kokarde versehenen bürgerlichen Cylinderhut. Durch diese neue Einrichtung, die eine Schöpfung des Ende Juni in das Ministerium Auerswald-Hansemann eingetretenen

Ministers Kühlwetter war, wurde allerdings die sehr geplagte Bürgerwehr in wünschenswerther Weise entlastet. Denn es war ja für die Meisten eine sehr schwere Sache, aus dem bürgerlichen Beruf und den damit verbundenen Tagesgeschäften fortwährend herausgerissen zu werden, um den Schießprügel oder „Kuhfuß“ (wie man im Volke das Gewehr nannte) in die Hand zu nehmen. Auch das aus bürgerlichen Kreisen gebildete neue Institut der Schutzmannschaft, mit dem die Existenz der alten grünen Gendarmen für die Hauptstadt aufhörte, sollte nach ministerieller Auffassung als ein den Wünschen des Volkes entgegenkommendes liberales Zugeständniß angesehen werden, und man nannte sie nach einer (ich weiß nicht von wem gebrauchten) kühnen Metapher ironisch die „Schmetterlinge des Völkerfrühlings“.

Nach den wiederholten, die Ruhe der Hauptstadt so ernstlich störenden und ihr Ansehen untergrabenden Vorgängen mehrten sich nun auch die Proteste, die aus den Provinzen gegen die anmaßende Herrschaft Berlins laut wurden und durch die beiden älteren Zeitungen (Voß und Spener) Verbreitung fanden. Auch in Berlin selbst wurden dadurch die Ordnungsliebenden immer mehr ermuthigt, die Rückkehr einer stärkeren militärischen Macht zu verlangen.

Fast unbeachtet, oder doch ohne Aufsehen zu erregen, war schon eine Woche früher die Rückkehr des Mannes erfolgt, der bereits in den Märztagen dem leidenschaftlichen und sinnlosen Haß eines großen Theils der Bevölkerung hatte weichen müssen, und zwar auf den Wunsch des Königs. Nachdem die Rückberufung des Prinzen von Preußen im Mai vom Ministerium beschlossen war — denn der Prinz Wilhelm war bei den Wahlen für die preußische Volksvertretung in einem Bromberger Wahlkreise (Wirsitz) zum Abgeordneten gewählt worden —, wurde noch in Volksversammlungen und durch Plakate gegen den Beschluß des Ministeriums aufs heftigste protestirt. Der

Prinz aber folgte auch hier, wie immer, seinem Pflichtgefühl, und nachdem er Anfang Juni London verlassen hatte, betrat er den deutschen Boden zuerst wieder in Wesel, wo ihm ein sehr feierlicher Empfang bereitet wurde. Von dort war er nach Potsdam zurückgekehrt und begab sich am 8. Juni nach Berlin, um in dem Sitzungssaal der Volksvertretung sich als Abgeordneter vorzustellen und nach einer kurzen geschäftsmäßigen Ansprache, die er mit den Worten schloß: „Mit Gott für König und Vaterland!", den Saal wieder zu verlassen. In dem Sitzungsbericht ist nach der Wiedergabe der Worte zu lesen: „Bravo von einem Theil der Rechten, Zischen von der Linken."

Wahrlich, das bekannte Wort von „nichts gelernt und nichts vergessen" läßt sich wohl auf Niemand weniger anwenden als auf ihn. Was hat er gelernt, und wie Vieles hat er vergessen müssen, um uns einst das zu sein, was er geworden war! Man möge es entschuldigen, wenn ich es mir nicht versagen konnte, den Berichten über meine persönlichen Erlebnisse diese historische Episode einzuflechten. Aber es hat bei diesen Rückblicken in die Vergangenheit etwas Erhebendes, wie bei allen Wirren der wechselnden Zeitereignisse und Stimmungen das Bild dieses seltenen Mannes immer in gleicher ungetrübter Helligkeit und Festigkeit von dem unruhigen und oft trüben Hintergrunde sich abhebt.

Ich brauche es heute weder zu verleugnen noch zu bereuen, daß meine Anschauungen von den Dingen damals vielfach andere waren. Aber es ist ja auch als eine Gunst des Schicksals hinzunehmen, am Ende eines vollen und inhaltreichen Menschenlebens den richtigen Ausgleich zu finden und auch daran sich zu erfreuen.

Da es nicht meine Absicht sein kann, hier eine vollständige Chronik der Begebenheiten jenes merkwürdigen Jahres zu geben, so will ich über die beiden Monate des Hochsommers

— bis auf einen gewissen Zeitpunkt gegen Ende desselben — hier kurz hinweggehen.

Unter den bisherigen Berliner Volksrednern hatte allmählich eine Verschiebung stattgefunden. Der „große Held“ war unpopulär geworden. Von demokratischer Seite wurde er mehrfach beschuldigt, Beziehungen in höheren Kreisen zu suchen und die Sache des Volkes zu verrathen. Solche Beschuldigungen hatten wohl meist ihren Grund darin, daß auch Andere an die Reihe kommen wollten. So oft aber Held sich eine festere Stellung als Mann des Volkes zu verschaffen suchte, indem er sich bald zum Abgeordneten, bald zum „Bürgergeneral“ vorschlug, wurde er besonders heftig von Seiten des konservativen Bürgerthums angegriffen und verhöhnt. Und da auch die Straßendemokratie ihm nicht mehr wie sonst folgte, so fing er an, mit dem Volke zu schmollen, das seine hohen Tugenden und Verdienste nicht mehr anerkennen wolle.

Es war ja sehr erfreulich, wenn in solchen Dingen immer wieder „der Humor davon“ obenauf kam. Mit Ernst und mit Leidenschaft fortgesetzt und geschürt wurde der politische Brand eigentlich nur in der konstituirenden Versammlung, in der Tagespresse und in den Klubs. Selbst der berühmt gewordene sogenannte Linden-Klub, der sich aus den „Unter den Linden“ ohne Verabredung sich ansammelnden Menschen ganz von selbst gestaltete und der eine Art von politischer Börse für die unteren Volksklassen und Bummler war, konnte längere Zeit ohne besondere Aufregungen fortbestehen, bis dann einmal unverhofft irgend etwas geschah. In sehr vielen Fällen aber wurde das Stichwort erst aus den Sitzungen der Abgeordneten gegeben und dann von der Tagespresse oder den Plakatschreibern weitergetragen.

Sonderbar genug war gerade die vornehmste unter den Straßen Berlins, die Straße „Unter den Linden“, der Vereinigungspunkt für die aus allen Theilen der Stadt zusammen-

strömenden Menschen geworden. Es schien darin das Gefühl zum Ausdruck zu kommen, daß die „Linden“ nicht mehr für die vornehme Welt da waren, sondern für das „Volk“, natürlich dabei auch besonders für die Beschäftigungslosen. Ganz besonders war es die Strecke vom Opernhausplatz bis über die Kreuzung der Friedrichstraße hinaus, wo die Menschen verweilten, entweder um etwas Neues zu hören oder — abzuwarten, bis sich etwas ereigne. Damit hatte auch die Kranzler-Ecke mit der alten und vornehmen Konditorei, wo ehedem besonders Offiziere verkehrten, einen anderen Charakter erhalten. Da saßen jetzt ganz andere Leute, die sich das Vorrecht für diese Stätte erobert hatten, und — rauchten. Ueberhaupt bestand die Rauchfreiheit in den Straßen Berlins erst seit dem 19. März, ohne daß darüber ein besonderes Edikt, wie über Preßfreiheit 2c., erschienen wäre. Und auch die Rauchfreiheit gehörte zu den „Errungenschaften“.

Am eifrigsten wurden denn auch Unter den Linden die Plakate gelesen, indem sie dort sehr zahlreich an die Bäume angeschlagen oder auch von den fliegenden Buchhändlern verkauft wurden. War nun irgendwo ein besonders starker Menschenknäuel entstanden, und hatte Jemand etwas auf dem Herzen, so benutzte er die Gelegenheit, erhob seine Stimme mit der Anrede „Bürger!“ — und die Sitzung, in der aber Alle standen, war eröffnet. Nicht Jeder, der hier sprach, wurde respektirt oder auch nur mit Ernst angehört. War es ein Unberufener, der irgend welche Dummheit vorbrachte, so wurde er bald unterbrochen, mit vexirenden Fragen in Bedrängniß gebracht oder auch verhöhnt. Oft endete eine solche extemporirte Scene mit einem guten und drastischen Witz, nach dem Alles in lautem Gelächter und deshalb befriedigt auseinander ging. Für diese Versammlungen gab es keine bestimmte Zeit des Anfangs oder des Schlusses, keinen Vorsitzenden und keine Abstimmung.

Das war im Sommer achtundvierzig der Linden-Klub, und unterhaltend war es dort fast immer.

Bei ernsteren Anlässen waren aber die „Linden" auch der Ausgangspunkt schlimmer Tumulte geworden. Das war in der zweiten Hälfte des August der Fall, und der Anlaß dazu kam diesmal aus dem benachbarten Charlottenburg, das eine der wenigen Freistätten für entschlossen konservative Gesinnung geblieben war. Aber auch dort hatten einige Einwohner es gewagt, zur Bildung eines demokratischen Vereins zusammenzutreten, und die erste Versammlung sollte an einem Sonntag, es war der 20. August, in einem dazu bestimmten Lokal, dem Jägerhäuschen, stattfinden. Daß die Veranstalter dazu eine Vormittagsstunde während des Gottesdienstes gewählt hatten, erregte bei den überwiegend konservativen, jetzt auch entschieden reaktionären Charlottenburgern um so größeres Aergerniß. Infolgedessen waren schon vor der anberaumten Stunde zahlreiche Leute, mit Knütteln bewaffnet, dort erschienen, um die Ankommenden hinwegzuprügeln. Als diese anderswo sich zu sammeln versuchten, wurden sie auch dort auseinandergesprengt, verfolgt und zum großen Theil arg zugerichtet. Besonders erbittert war man gegen die Gebrüder Bauer, deren jüngster, Egbert, dort eine Verlagsbuchhandlung hatte. Als die Verfolgten in den Wohnungen verschiedener Häuser Schutz suchten, drangen die wüthenden Verfolger auch in die Häuser, so daß eine wahre Hetzjagd stattfand. Als die am ärgsten Mißhandelten wurden ein Kaufmann Jacoby, besonders aber Bruno und Edgar Bauer bezeichnet.

Ueber die Folgen, die diese Vorgänge in Berlin hatten, werde ich hier etwas eingehender berichten, indem ich dabei durch zufällige persönliche Beziehungen nicht nur Augenzeuge, sondern Mitbetheiligter war.

An jenem Sonntag Nachmittag, als ich in einem bekannten Lokal in der Leipziger Straße, dem Waßmannschen Garten,

meinen Kaffee trank in Gesellschaft meiner Freunde Dr. Ullrich und Ulke, war ich mit einem Mann zusammengetroffen, der mir von Danzig her aus der Zeit der katholischen Bewegung persönlich bekannt geworden war, nämlich mit dem schon früher von mir erwähnten deutschkatholischen Pfarrer Dowiat. Da die ganze Rongesche Bewegung nach den ersten Anläufen nicht recht vorwärts kam, hatte Dowiat sich nach Amerika begeben, von wo er bei den Nachrichten von der Revolution in Deutschland hierher zurückgekehrt war, angeblich als Vertreter der deutschen Arbeitervereine Nordamerikas, um den Sitzungen des deutschen „Arbeiter-Parlaments“ beizuwohnen.

Als wir an jenem Nachmittag in dem Kaffeegarten friedlich beisammensaßen, erschien dort Jemand, der über die soeben in Charlottenburg geschehenen Dinge berichtete. Da besonders die Brüder Bauer als schwer verwundet bezeichnet wurden, so waren wir schnell entschlossen, uns persönlich zu überzeugen, und fuhren in einer Droschke nach Charlottenburg. Obwohl in den Straßen Alles ruhig und alltäglich aussah, fanden wir doch in der Wohnung Bauers die uns gemachten Mittheilungen bestätigt. Bruno Bauer diktirte uns vom Bette aus eine Eingabe an den Polizeipräsidenten (das war jetzt nach Minutolis erfolgtem Rücktritt Herr v. Bardeleben), der um Schutz gegen weitere Bedrohungen ersucht werden sollte. Da wir erst abends nach Berlin zurückkehrten, war mit diesem Sonntag unsere Mission erfüllt.

Aber nun kam der blaue Montag, der das sehr lebhafte Nachspiel mit größeren Massen bringen sollte. Der Berliner „demokratische Klub“ hatte die Charlottenburger Ereignisse nicht unverwerthet lassen können, sondern sie benutzt, um durch ein Plakat das Geschehene in den allerstärksten Farben vorzutragen und das „Berliner Volk“ gegen die Anstifter — es wurde besonders ein Superintendent genannt — aufzureizen.

In diesem (vor mir liegenden) Plakat — unterzeichnet „Der demokratische Klubb“ — wird in der möglichst drastischen Weise erzählt: nachdem „die bezahlte Rotte mit Knitteln und Mordinstrumenten bewaffnet“, in die Wohnungen der freisinnigen Männer eingedrungen sei, habe sie „Haus bei Haus, nach einem vorgezeichneten Plan, alle diejenigen aufgesucht, deren edler Charakter bekannt und den Feinden der Freiheit verhaßt ist. Sie haben dieselben an den Haaren auf die Straße geschleift, haben sie hier mit Füßen getreten, geschlagen und bis zur Ohnmacht mißhandelt“. Zu diesen ungeheuerlichen Schilderungen kam dann aber auch noch der boshafte Druckfehlerteufel hinzu, der bei der Stelle: man habe beim Durchsuchen der Wohnungen sogar die Betten mit Messern durchstochen, aus dem Wort Betten „die Eltern“ gemacht hatte. Daß nun solche Scheußlichkeiten allgemeine Wuth erregen mußten, ist begreiflich.

Noch bevor ich das bluttriefende Plakat gelesen hatte, war ich am Nachmittag wieder im Waßmannschen Garten der Leipziger Straße mit Dowiat zusammengetroffen. Da dieser Tag durch die Vorgänge wieder einmal zu einem Tag der Aufregung bestimmt war, so zog auch Alles wieder unwillkürlich den „Linden“ zu, wo die Plakate in besonders großer Zahl an die Bäume geschlagen waren und außerdem verkauft wurden. Als ich mit Dowiat das Waßmannsche Lokal verlassen hatte und bis zum Opernhausplatz gekommen war, fanden wir schon viele Tausende Menschen versammelt. Im Gedränge war ich unvermerkt von Dowiat getrennt worden, und während ich mich weiter nach den Linden zu begeben wollte, hörte ich von der Vortreppe des Opernhauses her Jemand seine Stimme erheben, mit der üblichen Anrede „Bürger!“ Ich ging näher und — erkannte bald Dowiat, zunächst an seiner klangvollen Stimme und dann auch an seiner Gabe hinreißender Beredsamkeit. Indem er dem Volke, das nun in immer größeren

Massen herbeiströmte, nochmals die empörenden Dinge vorhielt, betonte er vor Allem die Nothwendigkeit, daß die Anstifter, die man ja zum Theil schon kenne, die ihnen gebührende Bestrafung erhielten. Aber von diesem erbärmlich schwachen Ministerium würde so etwas nicht zu erwarten sein, und deshalb müsse „das Volk“ sich gegen dies „Philister-Ministerium“ erheben. Er schlug daher vor: man möge zunächst in geordneter und ruhiger Weise zum Minister Kühlwetter sich begeben, um ihm das Verlangen des Volkes nach Bestrafung der Uebelthäter vorzutragen. Natürlich fand dieser Vorschlag allgemeine und laute Zustimmung. Es wurde bestimmt, daß nur eine Abordnung von wenigen Männern sich in das Haus des Ministers begeben solle, während das souveräne Volk unten der weiteren Dinge harren möge.

Es lag etwas ganz Merkwürdiges und zum Theil sehr Humoristisches in dieser Bewegung. Das Haus des Ministers des Innern war Unter den Linden, nur etwa acht Minuten vom Platz des Opernhauses entfernt. Vollkommen ruhig und in geordneter Weise zogen etwa viertausend Menschen dorthin. Als man am Ziele war, die „Deputation“ an der Spitze, fand man die Hausthür geschlossen, und nachdem kräftig dagegen gepocht war, öffnete sich in dem zweiten Stockwerk ein Fenster. Man rief nun hinauf, die Hausthür möge geöffnet werden, man habe mit dem Minister zu sprechen. Aus dem geöffneten Fenster kam dann von einer etwas dünnen Stimme die Antwort: Seine Excellenz der Herr Minister wären nicht zu Hause. Wo ist er? wurde gefragt. In Stralau, lautete die Antwort. — Das konnte natürlich nicht befriedigen, denn man fand es nöthig, sich im Hause selbst von der Abwesenheit des Ministers zu überzeugen. Es wurde deshalb so lange und so kräftig gegen die Hausthür gedrängt, bis sie sich öffnete. Dowiat und Egbert Bauer, der als Hauptbetheiligter nach Berlin gekommen war, und noch ein mir unbekannter Dritter

in schwarzem Sammetrock — vermuthlich ein Künstler — wurden nun als Sprecher hinaufgeschickt.

Hierbei kam nun, trotz der ganz neuen Art, sich Eintritt und Gehör bei einem Minister zu verschaffen, dennoch wieder ein großer Ordnungssinn des Volkes zur Erscheinung, denn ganz allgemein zeigte sich der feste Wille, daß außer jener Abordnung kein Einziger aus dem Volke in das Haus nachdringen dürfe. Ich selbst stand unmittelbar vor der wieder geschlossenen Hausthür. Wodurch ich mir bei den mich umgebenden Leuten Ansehen verschafft hatte, weiß ich wirklich nicht, aber ich hatte es übernommen, draußen die strengste Ordnung aufrecht zu erhalten, und wurde dabei von meiner ganzen Umgebung unterstützt. Die kräftigsten von den Männern traten zusammen und bildeten, mit verschränkten Armen, eine feste Kette vor der Hausthür des Ministers. Nach einiger Zeit erschienen oben am Fenster wieder ein paar Köpfe, und Dowiat verkündete laut und vernehmlich der Menge, man habe sich überzeugt, daß der Minister wirklich nicht zu Hause sei. Er schlüge daher vor, jetzt zum Minister v. Auerswald nach der Wilhelmstraße sich zu begeben. Auch das fand natürlich Zustimmung, und wieder setzte die ganze, auf etwa sechstausend Köpfe angewachsene Menschenmenge sich in ruhige Bewegung, um dem Minister v. Auerswald einen Besuch abzustatten. Auf dem nur kurzen Zuge dorthin war wieder nicht das mindeste tumultuarische Geräusch zu vernehmen. Alles bewegte sich in musterhafter Ordnung und nahm ebenso vor dem Hause Aufstellung, und zwar ohne irgendwelche schlimme Absicht, denn gerade Auerswald genoß auch in den größeren Kreisen besonderes Vertrauen. Unglücklicherweise hatte er an diesem Abend bei sich große Gesellschaft. Die ganze lange Fensterreihe des Ministerhotels war hell erleuchtet, und es mag für ihn eine unangenehme Ueberraschung gewesen sein, daß eine so gewaltige Masse ungebetener Gäste dazu sich einfinden wollte.

Aber die Deputation der drei Männer fand hier, ohne irgend welchen Versuch eines Widerstandes, Einlaß, während ich selbst, als bewährter Hüter der Ordnung, wieder unten blieb.

Diesmal aber dauerte es länger, ehe die Deputation wieder zurückkehrte, und es wurden deshalb auch unten schon einige Befürchtungen geäußert, ob man die Sprecher vielleicht gegen ihren Willen oben zurückhalte. Da — plötzlich — zu meiner und Aller Ueberraschung — sehen wir dicht vor uns geschwungene Säbel. — Eine Abtheilung Konstabler war — ich weiß nicht, auf welche Weise das ermöglicht war — vor dem Eingang des Ministerhotels erschienen und trieb die Menge mit flacher Klinge zurück. In den ersten Augenblicken eines solchen unerwarteten Angriffs pflegt Alles voll Schrecken auseinander zu stieben, und so war es auch hier. Aber bald sammelten sich die Flüchtigen wieder, indem sie sich gegenseitig zuriefen, Stand zu halten. Ein Gefühl der Erbitterung ergriff nun, schnell wachsend, die Menge, weil man in der That sehr ruhig und in keiner feindseligen Absicht gekommen war; man griff nach dem aufgerissenen Straßenpflaster, warf Steine gegen das Haus und riß die eisernen hohen Ständer der an der Auffahrt befindlichen Gaslaternen um, so daß die Flammen in hohen Säulen emporschossen.

Da meine weisen Maßregeln zur Aufrechterhaltung der Ordnung damit über den Haufen geworfen waren, mochte ich mit der Sache nichts weiter zu thun haben und flüchtete nach den Linden zu. Hier aber gerieth ich aus dem Regen unter die Traufe, denn in der Richtung von der Friedrichstraße her kam ein ganzes Bataillon Bürgerwehr im Sturmschritt angerückt, um die Straße zu säubern. Ich suchte auf der südlichen Seite der Linden einer unangenehmen Begegnung dadurch zu entgehen, daß ich auf die Vorstufen eines Hauses flüchtete, mich an die geschlossene Hausthür anpressend, wurde aber von dort durch einen Puff mit dem Gewehrkolben vertrieben und gelangte

dann ziemlich athemlos bis an die Ecke der Friedrichstraße, wo eine ganz friedlich gesinnte Menschenmenge harrte. Noch an demselben Abend erfuhr ich, daß die drei Herren der „Deputation“, nachdem sie dem Minister v. Auerswald ihre Wünsche vorgetragen und die Zusicherung einer strengen Untersuchung erhalten hatten, in höflicher Weise entlassen worden waren. Thatsächlich war dieser ganze arge Tumult erst durch das Einschreiten der Konstabler hervorgerufen worden. Freilich mochte diesen schon die Ansammlung so großer Menschenmassen gefährlich erscheinen, indem man ja nie wissen konnte, was daraus sich entwickeln werde.

Am späten Abend war Alles beendet und die Nacht verlief ruhig. Aber am anderen Morgen konnte man in der Wilhelmstraße wie Unter den Linden noch sehen, daß es für einige Zeit recht schlimm gestanden hatte. Es erscheint fast unbegreiflich, welche gewaltige Kraft in solchen Augenblicken der Wuth von der Volksmasse entwickelt wird. Das zeigte sich hier an der Zerstörung der die mittlere Promenade Unter den Linden umgrenzenden Stein- und Eisenwerke. In langen Reihen waren die dicken Eisenstangen aus den Steinpfeilern herausgerissen worden und die massiven Steinpfeiler selbst lagen in Trümmern am Boden. Ein derartiger Zerstörungstrieb machte gewöhnlich erst dann sich geltend, wenn die schlimmere Sorte der Bevölkerung durch einen Tumult herbeigelockt war, ohne eigentlich zu wissen, um was es sich handelte. Die Bürgerwehr aber hatte an jenem Abend, das kann ich aus eigener Wahrnehmung versichern, ihre Schuldigkeit gethan, denn sie hatte durch ihr energisches Einschreiten ein weiteres Umsichgreifen des Aufruhrs verhindert. Natürlich hatte dafür die demokratische Tagespresse wieder die ungeheuerlichsten Schilderungen von den „Brutalitäten“ der Bürgerwehr wie auch der Konstabler gebracht. Es war, wie gesagt, mit diesen Volksinstituten genau die-

selbe Sache geworden, wie es ehedem mit dem Militär der Fall war.

Uebrigens hatte nach jenem Tumulte Freund Dowiat, als der eigentliche Urheber desselben, das Ende seiner amerikanischen Mission schnell genug erreicht. Bei dem ehemaligen Festungsgraben, zur Linken des Platzes, den damals nur das Blücher-Standbild schmückte, befand sich ein „Café Belvedère", wo man zu mäßigen Preisen zu Mittag essen konnte und das daher von uns jüngeren Leuten besucht wurde. Dorthin kam auch Dowiat, und als er ein paar Tage nach jenem Aufruhrabend dort wohlgemuth noch am Tische saß, wurde er vom Kellner benachrichtigt, draußen wäre Jemand, der ihn sprechen wollte. Als Dowiat auf die Benachrichtigung hinausging, wurde ihm ein Verhaftsbefehl vorgezeigt, dem er auch sogleich Folge leistete. In dem ihm bald danach gemachten Prozeß wurde er zu mehreren (ich glaube fünf) Jahren Festung verurtheilt. Nachdem er auf der Festung Weichselmünde bei Danzig längere Zeit gesessen, wurden ihm, wie ich später vernahm, ein paar Jahre von der Festungshaft erlassen. Er ging danach wieder nach Amerika zurück, und ich habe seitdem nichts mehr von ihm gehört.

Auch mir war durch die letzten Vorgänge der Aufenthalt in Berlin etwas unbehaglich geworden, und Ende des Sommers hatte ich in Uebereinstimmung mit dem Wunsche meiner um mich stets besorgten Eltern Berlin verlassen, um dann für längere Zeit in Danzig zu bleiben.

Den Abschluß des Revolutionssommers bildeten die sehr argen Oktobertumulte vor dem Schauspielhause, in dem die Nationalversammlung von Pöbelhaufen belagert und bedroht wurde. Hierbei hatte sich die Bürgerwehr ohnmächtig gezeigt, und es war die höchste Zeit, daß die Regierung mit Entschlossenheit und fester Hand dem Unfug ein Ende machte.

Und das geschah unter dem Ministerium Brandenburg durch die Wrangelsche Diktatur.

---

Da ich während der letzten Monate nicht in Berlin war, brauche ich hier nichts mehr darüber zu sagen. Was ich aber selbst erlebte, darüber habe ich hier in unbefangener Weise berichtet, ohne die Thorheiten beschönigen zu wollen, die in diesem Sommer des allgemeinen Revolutionsfiebers so reichlich hervorsprießten. Dennoch habe ich trotz aller Verkehrtheiten und sträflichen Uebergriffe nicht allein in dem mittleren Bürgerstande, sondern auch in den unteren Kreisen des Volkes so viel rechtschaffenen Sinn und so viel Gutartigkeit gefunden, daß ich auch heute noch von dem damaligen Berliner Volke dieselbe gute Meinung habe. Auch an den schlimmsten Tagen, an denen Alles sozusagen außer Rand und Band war, sind doch so empörende Schandthaten wie die zu Frankfurt im September, bei der über alle Maßen scheußlichen Ermordung von Lichnowski und Auerswald, in Berlin nicht nur nicht vorgekommen, sondern sie wären mir bei dem Charakter dieses Volkes undenkbar gewesen.

Und bei den schlimmsten Ausschreitungen des Berliner Volkes — das ist mit Sicherheit festzustellen — wurde dem Volke das Stichwort aus dem Abgeordnetenhause von der radikalen Linken gegeben. Daß man dort, anstatt eine Verfassung herzustellen, fortwährend friedenstörende Resolutionen faßte, daß Männer wie Waldeck, Unruh, Reichenbach, Rodbertus &c. solche Beschlüsse fassen konnten wie in dem Steinschen Antrag, wie in der an Wrangel gerichteten Forderung wegen seines Armeebefehls, das ist uns heute unverständlich, aber es ist bezeichnend für das Delirium des Revolutionsfiebers.

Daß man aber in den großen Volkskreisen den Schmeichlern leichter glaubte als den redlichen und aufrichtigen Volksfreunden, ist ja begreiflich, um so begreiflicher, als man diese

sittliche Schwäche auch in den intelligenteren, ja selbst in den höchsten Kreisen wahrnehmen kann. Das Wort des ehrlichen Hans Sachs

> Von den schmeichelhaften Schälken,
> Welche die Ohren künnen melken

war ja auch für alle Stände gesagt.

Bei Beurtheilung der großen und gefährlichen Tumulte ist aber auch noch zu bedenken, daß nicht allein solche Subjekte, die jede Gelegenheit zum Krawall gern benutzen, sich fortwährend auf den Straßen bewegten, sondern daß auch Tausende mit der Noth des Lebens schwer zu kämpfen hatten. Theuerung der nothwendigsten Lebensmittel, wie der Kartoffeln und des Brotes, und weit verbreitete unverschuldete Arbeitslosigkeit werden als die Triebfedern dabei immer sehr in Rechnung zu bringen sein. Der gewissenlose Ehrgeiz — im Parlament wie auf den Straßen — und die Hetzereien in der Presse thaten dann noch das Ihrige dazu.

Wie leicht aber in gewissen Fällen die Volksmenge sich auch zum Guten zureden ließ, davon will ich schließlich hier ein kleines Beispiel aus meinen persönlichen Erlebnissen erzählen. Bei Schilderung der Vorgänge Unter den Linden am 21. August hatte ich schon erwähnen müssen, daß ich mir bei dem Volke ein entschiedenes Ansehen verschafft hatte. Es lag dies wohl zum Theil in meiner kräftigen Stimme, dann aber vielleicht auch in meiner Jugend. Denn man wußte, daß die Jugend aus den gebildeten Ständen für das Wohl des Volkes und für die Freiheit war, und deshalb brachte man uns ein Gefühl der Achtung und Dankbarkeit entgegen. Als ich nun an jenem Abend vor dem Hause des Ministers Kühlwetter die Ordnung aufrecht erhielt, entstand etwa zwanzig Schritt von mir eine plötzliche, sehr heftige und laute Bewegung und ich sah einen Herrn in einem Menschenknäuel von heftigen Rufen und erhobenen Fäusten bedroht. Ich arbeitete mich sofort hindurch und rief:

was es gäbe? — „Das ist ein Spion!“ erscholl es nun von mehreren Stimmen — „schlagt den Hund todt!“ Energisch gebot ich, von dem Manne abzulassen. Das geschah zwar, aber wieder ertönten die Rufe: „Ja ja, das ist ein Spion — schlagt ihn todt!“ Indem ich nun an den schwer Bedrohten mich dicht herandrängte, rief ich noch entschiedener, sie sollten von ihm ablassen, sollten nicht so unsinnig sein; wenn Jemand ihn für einen Spion halte, so sei damit noch nichts erwiesen, und auf solche Weise könne ein ganz Unschuldiger ins Unglück kommen! — Jetzt stimmten mir Mehrere bei — „ja ja, der Herr hat ganz recht — laßt ihn doch man gehn!“ Indem ich nun den Bedrängten, dessen todtenbleiches und angstvolles Gesicht mir Mitleid einflößte, mit meinen Armen umfaßte, schob ich ihn aus dem Menschenknäuel hinaus und man ließ ihn ungefährdet gehen.

Ich hatte den Herrn sehr wohl gekannt, wenn auch nur von Ansehen. Es war ein gewisser Joel Jacoby, der — wie ich glaube — in der Direktion der Stadtvoigtei ein Amt hatte. Er war besonders in litterarischen Kreisen eine bekannte Persönlichkeit, denn da er auch journalistisch thätig war, suchte er solche Kreise auf, in denen er etwas Neues erfahren konnte. Mir war sein farbloses Gesicht mit den stets unruhig beobachtenden Augen nicht angenehm. Aber seine gefährliche Lage und seine Todesangst hatten mich im Augenblick zu seinem Beschützer gemacht. Er selber hat es nie erfahren, wer sein Retter war, und ist schon längst nicht mehr unter den Lebenden.

So ganz überflüssig ist also meine Betheiligung an der Berliner Revolution doch nicht gewesen. Denn wenn ich auch Niemanden umgebracht habe, so habe ich doch dafür einem Menschen das Leben gerettet.





# Zweites Buch.

## 1849—1866.

Hadre nicht mit dem Gange der Welt-
geschicht' und des Wetters.
Beide sind ohne Gemüt, beide sind
ohne Vernunft.

Fr. Rückert (Autograph).

### 8. Von der Tragödie zum Satyrspiel.

In den letzten Monaten des Berliner Revolutionsjahres befand ich mich in Danzig, in meinem elterlichen Hause. Fern von dem Boden der täglichen Aufregungen konnte ich den von mir vertagten Verkehr mit der Muse mit größerer Gemüthsruhe wieder aufnehmen und Alles, was ich an großen Thaten in Berlin unterlassen hatte, in meine tragische Dichtung verlegen. Melpomene gab mir statt ihres Dolches den hussitischen Morgenstern wieder in die Hand, denn es war meine Tragödie „Ziska", an der ich nach der Unterbrechung seit Februar weiter arbeitete und die ich denn auch bis Ende Dezember — es fehlten noch die letzten anderthalb Akte — vollenden konnte.

Mein lieber Vater, seit 1841 Direktor des Danziger Stadttheaters, hatte dasselbe durch seine verständnißvolle Leitung zu einer allgemein anerkannten künstlerischen Bedeutung gebracht. Mein Vater war im Grunde seines Charakters, besonders auch als Soldat aus den Freiheitskriegen, ein streng konservativer

Mann von königstreuer Gesinnung. Ich hatte infolgedessen im Hause anfänglich noch zuweilen etwas erregte Scenen, wie sie ja damals in so vielen Familien vorkamen. Aber in seiner großen Herzensgüte, wie auch in seiner Befriedigung über mein geistiges Streben, machte er mir dennoch die Freude, mein republikanisches Trauerspiel „Ziska vom Kelch" im Februar zur Aufführung zu bringen. Der Theaterzettel nannte meinen Namen nicht, sondern flüsterte ihn nur in der geheimnißvollen Zeichensprache von drei Sternchen; aber meine Autorschaft mußte natürlich schon durch die Schauspieler bekannt werden. Die an stürmischen Auftritten reiche und sehr lebhafte Handlung hatte trotz der Ueberschwänglichkeiten und trotz der Unreife des Ganzen einen theatralischen Erfolg gehabt, der allerdings in der letzten Scene durch eine Ungeschicklichkeit ernstlich gefährdet wurde. Diese letzte Scene spielte in den Hofräumen eines Klosters, das von den Hussiten erstürmt und angezündet wurde. Nachdem ein Mönch, der eine hervorragende Rolle in dem Stücke spielt und das böse Prinzip darin vertritt, von den Hussiten ergriffen ist, sollte er von der Höhe einer Mauer des Klosters in die Flammen hinabgestürzt werden. Ich hatte nun dem Darsteller dieser Rolle durchaus nicht zugemuthet, daß er der Kunst ein so großes Opfer bringen solle, um in eigener Person sich herabstürzen zu lassen, und es war daher für diesen Moment eine als Mönch hergerichtete Puppe ihm substituirt worden. Mein eigenes tragisches Verhängniß wollte es aber, daß der Pseudomönch beim Hinunterstürzen in der Luft sich überschlug, wodurch begreiflicherweise eine ungeheure Heiterkeit im Publikum entstand. Trotz dieses — wie man denken kann — für den Autor wahrhaft tragischen Mißgeschicks wurde der verwegenen und leidenschaftlichen Dichtung von Einzelnen so großes Lob gespendet, daß ich selbst das Stück für ein Werk von hervorragender Bedeutung hielt. Von dieser Selbstüberschätzung, die ja ein Vorrecht der stürmischen Jugend

ist, bin ich freilich schon seit recht langer Zeit zurückgekommen. Damals hatte ich aber sogar die Naivetät, eine Abschrift des Dramas nach Dresden an Emil Devrient zu schicken, den ich vorher bei seinen wiederholten Gastspielen in Danzig persönlich kennen gelernt hatte. Devrient war so höflich, mir das Manuskript mit einem sehr freundlichen Briefe zurückzuschicken, mit der üblichen Versicherung, er habe es „mit großer Freude" gelesen (gewöhnlich heißt es bei solchen Rücksendungen „mit lebhaftem Interesse") und er glaube, „daß sich daran schöne Hoffnungen für die Zukunft knüpfen" — aber in Dresden sei eine Aufführung — wegen der Angriffe auf den Priesterstand am Theater eines katholischen Hofes — ganz unmöglich. Das hätte ich mir allerdings sehr wohl selbst sagen können, wenn ich weniger naiv gewesen wäre.

Da ich mit dem Drama nicht sogleich die Welt erobern konnte, ließ ich meine tragische Muse zunächst auf weitere Thaten warten. Ich hatte in dem bluttriefenden Werke mich auch zu sehr ausgetobt, um so bald mit neuem Athem auf der Leiter zur Unsterblichkeit weiter klettern zu können.

Als ich Mitte des Sommers wieder nach Berlin zog, befand ich mich noch im „Belagerungszustand"; ich hatte auf dem Stettiner Bahnhof ein dort auf dem Perron befindliches Militärkommando zu passiren und durch Vorzeigung meiner Paßkarte mich als unverdächtig auszuweisen. Wie ich mich zu erinnern glaube, war die Stimmung in Berlin keineswegs eine besonders gedrückte. So energisch auch die Contrerevolution vorgegangen war, so hatte man doch damit thatsächlich die Stadt von den unreinen Elementen gesäubert. Der friedliebende Bürger empfand die eingetretene Veränderung als eine Wohlthat. Man brauchte nicht mehr täglich durch Straßentumulte beunruhigt zu werden und konnte in Ruhe wieder den Tagesgeschäften nachgehen, was ja freilich nicht ausschloß, daß auch diejenigen, die damit zufrieden waren, über den unerträglichen Zustand raisonnirten.

Und doch war auch in diesem zweiten Jahre in Deutschland die Revolution noch nirgends als beendet anzusehen; vielmehr hatte sie in mehreren Gegenden einen noch gefährlicheren Charakter angenommen. Daß die republikanischen Erhebungen, die in Baden wie in Dresden siegreich waren, nur durch die preußischen Waffen niedergeworfen werden konnten, hatte doch das Eine erwiesen, daß Preußen der einzige Staat in Deutschland war, der noch seiner militärischen Macht vertrauen konnte.

In Berlin hatte es nur des entschiedenen Auftretens bedurft, um die Ordnung wieder herzustellen. Die unter dem neuen Polizeipräsidenten Hinkelbey stehende Schutzmannschaft war selbstverständlich im Volke verhaßt; aber Hinkelbey selbst hatte bei seiner Intelligenz und Tüchtigkeit sich so schnell mit dem Berliner Volkscharakter vertraut gemacht, daß er sogar eine gewisse Popularität erlangte, deren sich ja bald danach Papa Wrangel in noch höherem Maße erfreute.

Für die wieder gemüthlicher gewordene Stimmung der Berliner konnten auch die Theater die Signatur geben, wenn auch freilich nur in beschränkter Weise. Im Königlichen Schauspiel gab man im April ein als „romantisches Lustspiel" bezeichnetes Stück „Peter im Frack" von Zwengsahn (Pseudonym für Langenschwarz), das — weil es einige satirische Spitzen gegen die demokratische Volksmenge enthielt — zwar als „reaktionär" verschrieen wurde, aber darum doch, trotz einiger schwachen Opposition, eine Zeit lang großen Zulauf hatte. Der Verfasser, Improvisator Langenschwarz, hatte schon im Jahre vorher durch eine gelungene Mystifikation viel von sich reden gemacht. Er hatte vorgegeben, unter alten Schriften ein Schauspiel „Tiphonia" aufgefunden zu haben, dessen Verfasser sich Carl Zwengsahn nannte, über dessen Person aber weiter nichts ermittelt werden konnte. Langenschwarz hatte darin eine dramatische Dichtung von großem Werthe zu erkennen geglaubt und das scheinbar alte Manuskript dem Pro-

fessor Rötscher mitgetheilt, der vor einigen Jahren von Bromberg nach Berlin gekommen war. Durch seine Schriften „zur Philosophie der Kunst“ und besonders durch sein Werk „Die Kunst der dramatischen Darstellung“ und seine Biographie Seydelmanns hatte er als dramaturgischer Aesthetiker schnell Ansehen erlangt und war als Kritiker das Orakel der „Spenerschen Zeitung“. Rötscher hatte durch den gewandten Langenschwarz sich für das angeblich alte Schauspiel eines verschollenen Dichters so interessiren lassen, daß die Tragödie „Tiphonia“ als großartige Entdeckung, als das Geniewerk eines zweiten Shakespeare verkündet wurde und auf Rötschers Empfehlung an der Königlichen Bühne unter dem angeblichen Autornamen Carl Zwengsahn zur Aufführung kam. Zu spät wurde dann die viel interessantere Entdeckung gemacht, daß der Name Carl Zwengsahn genau alle Buchstaben des Namens Langenschwarz enthielt, und die allgemeine Heiterkeit, die mit der Entdeckung erregt wurde, war um so größer, als dadurch der gelehrte und unfehlbare Aesthetiker und Professor als der Düpirte erschien. Langenschwarz hatte sich dadurch wenigstens als erfindungsreicher Kopf erwiesen, und der Witz hatte auch seinem reaktionären „Peter im Frack“ nicht gefehlt.*)

In dem neuen, aber noch äußerst bescheidenen Hause in der Schumannstraße, dem unter der sehr rührigen Leitung Anton Aschers stehenden Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater, konnte man neben zahlreichen sehr harmlosen Possen und Lustspielen auch eine belustigende Persiflage des Proudhonschen Kommunismus zur Aufführung bringen, unter dem Titel „Eigenthum ist Diebstahl“; die Posse, deren Verfasser der schreibfertige und bühnenkundige Rudolph Hahn war, konnte dort längere Zeit mit dauerndem Erfolg gegeben werden. Für das richtige Berlinerthum aber hatte wieder David Kalisch in seiner mit

*) Eine im nächsten Jahre aufgeführte Tragödie „Dschingiskhan“ von demselben Autor fiel durch und konnte nur ein Mal gegeben werden.

witzigen Couplets und Volkstypen ausgestatteten Posse „Berlin bei Nacht“ den rechten Ton getroffen und das schon wankende Königstädtische Theater für einige Zeit wieder in Aufnahme gebracht. Kalisch hatte hiermit einen entscheidenden Schritt vorwärts gethan, um die Berliner Lokalposse zur ausschließlichen Herrschaft zu bringen. Kalisch war dabei keineswegs schöpferisch; er hatte nur einen gewissen Spürsinn für das, was er verwerthen konnte, und eine glückliche Beobachtung volksthümlicher Typen. Er bedurfte aber für seine Possen als Grundlage stets eines schon vorhandenen Stoffes, den er dann mit Geschick fürs Berliner Volkskostüm zurecht zu machen, mit Witzpointen, Couplets und allerlei, den Geschmack des Berliner Publikums sicher treffenden Scherzen auszuputzen verstand Dabei war er fleißig, sehr vorsichtig und — haushälterisch. Bis es zur Aufführung eines neuen Stückes kam, hatte er sorgfältig Alles gesammelt, was ihm an kleinen Scherzen einfiel. Im Verkehr mit Freunden und Bekannten gab er sich keineswegs aus, sondern war im Witz sehr zurückhaltend, weil er das, was er hätte sagen können, lieber in sein Notizbuch brachte, um es in seiner Posse zu verwerthen. Seine spekulative Beobachtung wie seine große Vorsicht und Sorgfalt zeigten sich auch darin, daß er die Persönlichkeit und Eigenart der für die Rollen zu verwendenden Schauspieler genau studirte, und sobald die Proben begonnen hatten, wurde noch während derselben Vieles ausgebessert oder hinzugethan, was hier und da einer Scene oder einem Aktschluß stärkere Wirkung verschaffen konnte. Wie er im Anfang die Individualitäten der Komiker Grobecker und Edmüller glücklich auszunutzen verstand, so wurde ihm späterhin Helmerding (der damals noch in einem Sommertheater in der Chausseestraße wirkte), ein wirklich schöpferischer Mitarbeiter. Es zeigte sich hierbei, wie vortheilhaft es ist, wenn Autor und Schauspieler sich gegenseitig in die Hände arbeiten. Diese eigentliche Blüthezeit für Kalisch war aber

damals noch nicht erschienen, jene Zeit, in der jede neue Posse von ihm dem Theater auf einige Monate volle Häuser sicherte, wie es späterhin in der Blumenstraße unter Franz Wallners Direktion der Fall war.

Im alten Königstädtischen Theater brachte Kalisch noch im nächsten Jahre eine neue Arbeit „Junger Zunder alter Plunder", über welches Stück die ihm gewogenen Zeitungen schon vorher rühmten, daß der Possendichter sich hier zu einer höheren Stufe erhoben habe, indem es sich darin um tiefere Charakteristik und eine höhere Idee handelte, weshalb auch Kalisch das Stück nicht als Posse, sondern als „Lebensbild" bezeichnete. Aber Kalisch zeigte hierbei nur, was er eben nicht konnte; denn die tiefere Charakteristik und höhere Idee wurden wenig bemerkt, wohl aber vermißte man die fröhliche Ungebundenheit, mit der er sonst den Mangel dramatischer Komposition zu verdecken wußte. Der kleine David, der selbst etwas verlegen mit den Augen zwinkerte, wenn man von seinem höheren Streben sprach, war denn auch so klug, daß er den damit gemachten Versuch nicht mehr wiederholt hat.

Ueberdies war er ja jetzt schon im Besitze eines Zweirades, das ihn schnell vorwärts brachte, denn als das zweite Rad war ihm „Kladderadatsch" geblieben. Von den durch die Diktatur Wrangels unterdrückten Zeitschriften waren auch nach Aufhebung des Belagerungszustandes die meisten nicht wieder auferstanden und besonders hatten die vielen Witzblätter damit den Todesstoß erhalten. Nur „Kladderadatsch" hatte sich nicht unterdrücken lassen, was einestheils die geschickten Manipulationen des Verlegers erreicht hatten, dem der mit allen juristischen und auch sonstigen Kniffen vertraute Herr Stieber mit seinem Rathe zur Seite stand, anderntheils aber auch der Persönlichkeit und dem Taktgefühl Ernst Dohms zu danken war. Mit Dohm und Scholz blieb ich nicht nur in persönlichem

freundschaftlichen Verkehr, sondern ich war mit ihnen auch durch das Witzblatt verbunden. Seit Ende des Jahres 1849, als ich den sensationellen Waldeckschen Prozeß in einer schnell entworfenen symbolischen Zeichnung parodirt hatte, machte ich besonders im folgenden Jahre mich dem Blatte dadurch nützlich, daß ich von Zeit zu Zeit selbst Zeichnungen lieferte, oder — wie ich schon erwähnt hatte — Ideen dazu angab, die dann nach meinen Entwürfen von Scholz ausgeführt wurden.

Dem Theater war ich erst gegen Ende 1850 wieder zugeführt worden, und die Anregung dazu hatte ich diesmal von der das Tagesinteresse beschäftigenden großen Politik erhalten. Es war dies die kurhessische Verfassungsfrage oder vielmehr der durch sie entstandene preußisch-österreichische Konflikt, der endlich zum Kriege mit Oesterreich führen sollte, aber — mit Olmütz endete. Es war aber auch bei mir keine revolutionäre Jambentragödie, sondern eine kleine und dreiste Farce, in der ebenso wenig Blut floß wie in der Schlacht von Bronzell. Als ich in Danzig die für den Krieg eingezogenen Mannschaften auf ihren Versammlungsplätzen beobachtete, war ich auf den Gedanken gekommen, die seit Kurzem so beliebt gewordenen Kladderadatsch-Figuren Müller und Schultze für ein heiteres Kriegsbild zu verwerthen, indem ich sie als Landwehrleute einkleiden ließ, um sie mit in den Krieg gegen Oesterreich ziehen zu lassen. Ich hatte den einaktigen Schwank, einschließlich mehrerer Lieder, in vier Tagen geschrieben. Die Handlung, die erst in Berlin, dann in einem kleinen Neste spielte, wo die Beiden einquartiert wurden, war allerdings sehr einfach, denn sie bestand nur aus einer komischen Situation, aber die Dialogpointen und die Couplets hatten scharf und deutlich die satirische Tendenz der anscheinend harmlosen Posse gekennzeichnet. Nachdem der Schwank zuerst bei meiner Anwesenheit in Danzig gegeben war, wurde er schnell danach im Berliner Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zur Darstellung angenommen und

am 26. Dezember 1850 aufgeführt.*) Die beiden Hauptfiguren wurden von den beiden Komikern Weirauch und Knauth dargestellt, und nicht nur die auf unsere diplomatische Niederlage gegen Oesterreich und Rußland gerichteten Pointen, die ganz besonders in einem Couplet gipfelten, mit dem Refrain „Des heeßt diplomatisch sein“, sondern das ganze Stückchen wurde mit wahrhaft stürmischem Jubel aufgenommen.

Noch nach diesem großen Erfolg hatte mein Theateragent mir geschrieben, der Direktor Deichmann lasse mir noch die Wahl, ob ich für das Stückchen ein festes Honorar wolle oder Tantième. Mich hatte nun gerade der so demonstrative Beifall des Publikums bedenklich gemacht, indem ich danach befürchtete, es würde verboten werden. Ich zog daher das einmalige Honorar (von ganzen drei Friedrichsd'or!) vor. Es wurde aber nicht verboten, sondern fortwährend unter großem Zulauf weiter gegeben. Ich tröstete mich leicht mit dem Beifall, den die unbedeutende Arbeit gefunden, die übrigens dann auch an etwa fünfzig anderen deutschen Bühnen zur Aufführung kam.

Unmittelbar danach schrieb ich ein kleines Lustspiel „Das Kloster von Kamenz“, das eine heitere Episode aus dem zweiten Schlesischen Krieg behandelte, mit dem jugendlichen König als Hauptfigur. Auch dies Stückchen wurde vom Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater sogleich angenommen und schon im Februar aufgeführt. Im Vertrauen auf meinen ersten Erfolg und um mein pekuniäres Olmütz von „Müller und Schultze“ wieder gut zu machen, gab ich dies Lustspiel auf Tantième. Es wurde auch sehr beifällig aufgenommen, aber — nach der

*) Das Stückchen hieß „Müller und Schultze, oder Die Einquartierung“; es hatte vier Couplets und ein Landwehrlied für Chor. Statt des letzteren war in Berlin ein Chorgesang von Albert Lortzing eingelegt worden, der seit Kurzem, um eine Existenz zu haben, sich als Kapellmeister (für das Possentheater) hatte engagiren lassen. Aber schon im Januar des folgenden Jahres wurde er von seinen Sorgen durch den Tod erlöst.

ersten Vorstellung verboten. Den Bemühungen des Direktors gelang es zwar, das Verbot — nach Streichung einiger zu scharfen Dialogstellen — wieder rückgängig zu machen; aber nach einigen weiteren Aufführungen wurde es nochmals verboten, und zwar mit Hinweis auf die schon ältere Bestimmung, daß Vorfahren des Königlichen Hauses in Berlin nicht auf die Bühne gebracht werden dürfen.

Auch dies tragikomische Geschick machte mir weiter keinen Kummer. Hatte ich doch als Anfänger (mit der Tragödie „Ziska" war ich noch „blutiger" Anfänger) zwei ganz hübsche Bühnenerfolge — und Papier und Tinte standen mir ja noch reichlich zur Verfügung.

---

## 9. Theaterleiden und -Freuden.

Das politische Wetter in den fünfziger Jahren konnte man wohl recht unfreundlich nennen; die meteorologischen Berichte hätten täglich von „Depression" melden können. Seitdem Radowitz der Politik Manteuffels den Rücken gekehrt und Graf Brandenburg bereits auf der Warschauer Konferenz sich den Tod geholt hatte, konnte Manteuffel um so ungestörter in die zweite Periode der Reaktion eintreten, die sich nicht mehr mit energischer Abwehr begnügte, sondern die als die Politik der kleinlichen und gehässigen Chikanen zu bezeichnen ist. Mir waren nun diese Angelegenheiten nicht so nahe getreten, daß sie mich besonders hätten erschüttern können; ja, die allgemeine Apathie, welche in politischen Dingen sich der größeren Kreise bemächtigt hatte, mußte bei meiner ohnedies friedfertigen und jedem politischen Ehrgeiz unzugänglichen Natur mich um so sicherer demjenigen Gebiete zuführen, mit dem ich in letzter Zeit durch verschiedene Beziehungen wieder mehr Fühlung gewonnen hatte: zum Theater.

Ehe ich aber von den nächsten Ergebnissen dieser meiner Bestrebungen kurz berichte, muß ich eine Episode erwähnen, die bei noch geschlossenem Vorhang sich ereignete. Der wunderliche Mann, von dem ich schon im Ersten Buche Mehreres zu berichten hatte, der ebenso geistreiche wie bizarre J. L. Klein, der — weil er selbst auf der Bühne es noch zu keinem Erfolg bringen konnte — um so strenger und unnachsichtiger gegen Andere war, hatte sich mir mit einem Vorschlag genähert, einem Anerbieten, mit dem er meinem bescheidenen Talent eine mich aufs höchste überraschende Huldigung darbrachte. Seit dem furchtbaren Tumult, mit dem im April 1848 sein historisches Lustspiel „Die Herzogin" im Königlichen Schauspielhause durchgefallen — man könnte sagen zerfleischt worden war, hatte er nichts wieder auf die Bühne gebracht. Er betrachtete zwar das Theaterpublikum als eine „Bestie", aber es reizte ihn immer wieder, sich dieser Bestie wie ein dem Tode geweihter Gladiator entgegenzustellen. Er hatte nach den Revolutionsjahren eine fünfaktige Tragödie „Kavalier und Arbeiter" geschrieben, die auf dem Boden der Gegenwart spielt. Aber sie erschien nur als Buchdrama, und es ist schwer zu denken, daß er selbst dabei auf eine wirkliche Theateraufführung gehofft haben sollte. Er nannte das Stück eine „soziale Tragödie". Aber abgesehen von allen Tollheiten und allem Fratzenhaften darin — freilich auch wieder stellenweise voll sprühenden Geistes — mußte schon der Umfang des Stückes — etwa das Doppelte einer Schillerschen Tragödie — jeden Gedanken an die Aufführbarkeit ausschließen. Aber in dem sicheren Gefühl, daß seine Größe als Dramatiker nur an dem bösen Willen der Intendanten oder Direktoren, wie an der Unfähigkeit der Schauspieler und dem Unverstand des Publikums scheiterte, wollte er dem Publikum mit einer neuen Gattung entgegenkommen. Es war eine toll phantastische Posse, in der er es versuchen wollte, mit der Unlenksamkeit seines Talentes und

der Formlosigkeit seiner Schöpfungen leichter zn einem Siege zu kommen. Er hatte bereits in einem Kreise meiner Bekannten, Dohm, Scholz, Truhn ꝛc., das Unding selbst vorgelesen. Ich selbst war noch nicht wieder nach Berlin zurückgekehrt, sondern fand mich erst später ein und kam einige Male mit ihm persönlich zusammen. Da eines Tages erschien Klein in meiner bescheidenen chambre garnie in der Dorotheenstraße und führte unter dem Arm ein gewaltiges Packet Schriften mit sich. Es war dies eben jene Posse, von der ich nur reden gehört hatte. Er erklärte mir, er wisse, daß er mit dem Tagesgeschmack und den Bedürfnissen des Theaterpublikums nicht ganz vertraut sei, und deshalb würde seine Posse eine gründliche Umarbeitung nöthig haben. Mit seinen schwarzen Augen blitzend, sprach er von meinem frischen Talent für volksthümlichen Humor und fürs Theatralische — wie ich solches in „Müller und Schultze" bewiesen. Ich wäre daher der rechte Mann, um aus seinem Manuskript etwas fürs Theater Brauchbares zu gestalten. „Ich gebe Ihnen", schloß er, „vollkommene Freiheit, damit zu schalten, wie Sie's für zweckmäßig halten." — Wie Klein dies große Zugeständniß meinte, das konnte ich mir wohl sagen. Und mehr noch als dieser Gedanke erschreckte mich der fürchterlich drohende Umfang des Manuskriptes, von dessen Inhalt ich schon Einiges von meinen Freunden vernommen hatte, so unter Anderem, daß die Handlung dieser angeblichen „Posse" wechselnd auf verschiedenen Planeten des Thierkreises spielen sollte. Klein hatte aber in seinem Wesen etwas Herrisches, und da er mir ein so großes Vertrauen entgegenbrachte, so erwiderte ich ihm: ich würde gern das Manuskript lesen und ihm dann meine offene Meinung sagen; nur müßte ich um etwas Geduld bitten, da ich mitten in einer Arbeit sei, die ich nicht durch eine so schwierige Lektüre unterbrechen könne. „So sagen Sie mir", fragte er in der ihm eigenen Schärfe, „wann werden Sie's lesen können?" „Ich

hoffe, in etwa vierzehn Tagen." „Gut", sagte er, „so lange (er nannte den bestimmten Tag) werde ich warten." Er wartete auch bis zu dem angenommenen Termin und noch drei Tage länger, bevor ich mich an die Lektüre machen konnte. Und als ich ihm dann noch nicht Bescheid gesagt hatte, schickte er mir durch einen Dienstboten einen kleinen Fetzen Papier mit den Worten: „Bitte, dem Ueberbringer das Manuskript zurückzugeben." Ich war — gerettet, aber er kannte mich danach nicht mehr.

Dasselbe Spiel hat sich in der Folge noch zweimal wiederholt, wenn auch nicht mit Manuskripten. Sobald er sich mir wieder genähert hatte mit einem Wunsche, und ich konnte dann seinem Verlangen nicht, so wie er es beanspruchte, nachkommen, so war er wieder mein Todfeind. Der letzte dieser Fälle betraf ein für die Bühnen gedrucktes Schauspiel „Richelieu", über dessen Aufführbarkeit ich ihm meine Ansicht mittheilen sollte. Und als ich nach dem Lesen des umfangreichen und höchst verworrenen Dramas so vorsichtig wie möglich ihm meine Ansicht aussprach, daß die Handlung vielfach zu unklar in den Motiven sei, um bei dem Theaterpublikum günstige Aufnahme finden zu können, da blitzte er mich mit seinen grellen Augen an, wobei er den Kopf etwas schief zu halten pflegte, und sagte in seiner barschen Kürze: „So! Nun, wenn S i e so sprechen, was soll ich dann freilich von den Dummköpfen, den Theaterdirektoren, erwarten." Mit uns war es damit wieder einmal aus. Aber so ging es mit Allen, die — für einige Zeit von seinem Geist und von seiner Ursprünglichkeit gefesselt — sich aufs wärmste für ihn interessirten, dann aber doch einmal einen Zweifel an seiner Unfehlbarkeit merken ließen. Dann warf er solche Freunde, die ihm auch bereitwillig Dienste geleistet hatten, in wilder Wuth bei Seite, und der häßliche Flecken in seinem unzähmbaren Charakter zeigte sich dann in der Maßlosigkeit der Feindschaft, in der

er im Gebrauch von Schmähungen und höhnenden Schimpfworten wahrhaft schwelgte.

Was mein persönliches Verhältniß zu ihm betrifft, so fiel die letzte vorhin erwähnte Auseinandersetzung mit ihm schon in spätere Zeit, in den Anfang der siebziger Jahre, da von seinem letzten und größten Werke, der „Geschichte des Dramas“, schon eine ganze Reihe sehr dicker Bände erschienen war. Trotz der darin enthaltenen Riesenarbeit wie der Fülle des zusammengehäuften litterarischen Materials mußte auch dies Werk an den in seiner Natur steckenden feindseligen Elementen scheitern: an seiner Maßlosigkeit wie an der Formlosigkeit und der launisch ungleichartigen Behandlung von Stoffen, die eine künstlerische Gliederung und Darstellung erforderten. Sein tragisches Verhängniß dabei war, daß er — durch eigenes Verschulden — das Werk nicht nur unvollendet lassen, sondern gerade in dem Zeitpunkt des englischen Dramas abbrechen mußte, da er wie ein Verzückter sich anschickte, endlich seiner Gottheit Shakespeare näher zu treten, die eigentlich das Ziel und der Gipfelpunkt des ganzen Werkes werden sollte.*)

---

In dieser Zeit hatten sich auch mehrere musikalische Personen und Musikfreunde aus meiner Bekanntschaft zusammengethan, für die Pflege des Männergesangs einen großen Verein zu gründen, der unter der Bezeichnung „Neue Berliner Liedertafel“ ins Leben treten sollte. An der Spitze standen unter Anderem: Herrmann Krigar, der Musiker Th. Hauptner, der Instrumentenfabrikant Kisting jun., die Musiker Lotze, Steiffensand 2c. Mit den künstlerischen Zwecken war auch das humane Bestreben verbunden, dem schon früher (im Ersten Buch) von mir genannten hochbegabten Musiker Hieronymus Truhn

*) Klein starb in Berlin im August 1876, in der letzten Zeit völlig vereinsamt, wie ein aus fremder Zone hierher verschlagener Wilder — aber immerhin eine ungewöhnliche, wenn auch durchaus bizarre Erscheinung.

durch Uebertragung der musikalischen Leitung eine feste Stellung und ein Einkommen zu verschaffen. Truhn, in seiner genialen, mehr auf leichten Lebensgenuß als auf solide Arbeit angelegten Natur, bedurfte dringend eines solchen Haltes. Seine vielen Lieder, die er schrieb, wurden als geistvolle musikalische Schöpfungen anerkannt, aber er hatte wenig Glück damit, denn sie fanden nicht die Verbreitung, die sie ihrem Werthe nach verdienten. Und wenn einmal ein künstlerischer Erfolg dem leichtlebigen Musiker etwas eintrug, so ging das schnell wieder dahin. Schulden zu bezahlen fand er viel leichtsinniger, als Schulden machen. Für materielle Genüsse hatte er wirkliches Verständniß, und er that sich etwas darauf zu Gute. Aber das Geld! Das verwünschte Geld — oder vielmehr der Mangel daran — war auch schuld, daß er in so mancher Hinsicht aus dem Geleise kam. In seiner eigenartigen Mischung von guten und bedenklichen Eigenschaften wäre Truhn ein dankbarer Stoff für die Feder eines Dickens gewesen, ein ebenbürtiges Seitenstück zu dessen köstlichem „Mr. Micawber“. War er, was ihm ebenso häufig wie jenem geschah, einmal „unterm Schlitten“ und in ernstlicher Bedrängniß, so bedurfte es doch nur einer geringen Anregung, um ihn bei seinem unverwüstlichen Humor wieder obenauf zu bringen. Die Dirigentenstelle der Berliner Liedertafel, die sich in dem damals viel benutzten „Mehlhaus“ am Kupfergraben versammelte, hatte nun Truhn zwar übernommen, aber auch dies Amt vernachlässigte er bald, weil es ihm langweilig war, denn seine Neigung wendete sich mehr der Oper zu und Allem, was mit dem Theater zusammenhing. Er hatte auch wirklich einmal ein musikalisch-dramatisches Werk geschaffen, ein lyrisches Melodram mit Chören, „Cleopatra“, das er für Johanna Wagner berechnet hatte, und das auch im Jahre 1853 im Opernhause gegeben, aber nur vier Mal aufgeführt wurde. Von seinen Liedern waren einzelne wohl populär geworden, aber dies waren gerade nicht seine besten, zu denen

ich vor Allem seine schöne Komposition von Chamissos „Schloß Boncour" zähle, seine „Lieder eines fahrenden Schülers" und seine ebenso humor- wie geistvolle Komposition von „Trinkers Bedenken", die man nicht würdigte, weil man die dem Mühler-schen Texte untergelegte und ganz und gar nicht dazu passende Melodie der Cachucha schöner fand.

Daß diesem genial angelegten Musiker die Gabe versagt war, sich nach seinen Verhältnissen verständig einzurichten, dafür konnte er nichts, und die Verhältnisse waren ihm auch nicht günstig. Wer aber näher mit ihm verkehrt hatte, der konnte ihm trotz seiner Charakterschwächen nicht ernstlich gram sein.*)

Von meinen intimeren Freunden aus dem Kreise des einstigen „Rütli" war mein guter Szczepanski noch in der schleswig-holsteinschen Armee, und ich erhielt auch ein paar Mal von ihm briefliche Nachrichten. Ernst Kossak schrieb Tageskritiken für die „Konstitutionelle Zeitung", redigirte daneben die bei Schlesinger erscheinende Musikzeitung „Echo" und war eben um diese Zeit von der „Schlesischen Zeitung" engagirt worden, gegen ein festes und ansehnliches Jahresgehalt all-wöchentlich ein Feuilleton unter der Bezeichnung „Berliner Briefe" zu schreiben. Gleiche Anträge erhielt er von der „Kölnischen" und der „Königsberger Hartungschen Zeitung". Durch diese Korrespondenzen wurde Kossak für Deutschland der eigentliche Schöpfer dieser Art von Feuilletons, auf welchem Gebiete er in seinem graziösen Humor und seiner auch in den kleinen Bosheiten immer elegant gehaltenen Schreibweise unübertroffen geblieben ist.

---

*) Da Truhns Lebensverhältnisse immer bedenklicher wurden, so hatte sich in späteren Jahren auf Anregung und unter Leitung des liebenswürdigen Humoristen Johannes Trojan ein „Truhn-Verein" gebildet, der keinen anderen Zweck hatte, als den in so üble Umstände gerathenen Musiker durch Jahresbeiträge der Mitglieder anständig zu erhalten, was auch bis zu seinem Tode geschah.

Titus Ullrich war durch ein freundliches Geschick davor bewahrt worden, mit dem Ruhme seines „Hohen Liedes" auf mäßiger Wolkenhöhe vereinsamt sitzen zu bleiben. Sein Flügelroß ließ sich's gefallen, für den Dienst der Tagespresse eingespannt zu werden. Schon im Sommer achtundvierzig war er von der Redaktion der „National-Zeitung" bestimmt worden, die Kritik über Theater, bildende Kunst und Litteratur zu übernehmen. Sein Talent war eigentlich kein journalistisches, denn er arbeitete nicht leicht, sondern er brauchte viel Zeit zum Ueberlegen wie zum Schreiben, weil er von großer Gewissenhaftigkeit und kritischer Strenge gegen sich selbst war. Dieser Umstand kam dem Werthe seiner Artikel nur zu Statten; durch Vorsicht in seinem Urtheil wie durch musterhaften Stil waren sie mehr, als gewöhnlich für das Bedürfniß der Tagespresse erfordert wird. Besonderes Ansehen erlangte er bald durch seine Berichte über bildende Kunst, für die er durch sein Studium der Alterthumskunde schon eine sichere Grundlage gewonnen hatte und nicht ermüdete, sein Urtheil weiter zu schulen. Neben dem Vorzug einer musterhaften Stilistik berührte noch eine andere Eigenschaft bei ihm sehr wohlthuend: die Bescheidenheit, mit der er allen Werken gegenüber trat, die ihm Achtung einflößten, oder bei denen er mindestens ein ernstes Streben erkannte. Diese Zurückhaltung und Mäßigung beruhte bei ihm keineswegs auf Unsicherheit des Urtheils, sondern im Gegentheil, sie lag in der Bescheidenheit des wirklich Wissenden und war der wohlthuende Ausdruck einer innerlich reinen und vornehmen Natur. Die Ausstellungen von Werken der bildenden Kunst hatten eben damals ein sehr gesteigertes Interesse erregt. Neben den großen Ausstellungen im Königlichen Akademiegebäude Unter den Linden waren auch in der permanenten Ausstellung in dem Sachseschen Gemäldesalon stets einzelne Werke von hervorragender Bedeutung, die beim Publikum Theilnahme erweckten. Das Meiste würde allerdings heute

von den Vertretern der „modernen“ Richtung als veralteter Plunder angesehen werden, denn damals war man noch in dem Vorurtheil befangen, daß die Kunst den Gesetzen der Schönheit dienen müsse, und daß ein gutes Kunstwerk sowohl eine künstlerische Komposition wie Sorgfalt in der Ausführung verlange. — Größere Schwierigkeiten, als in den Besprechungen über bildende Kunst und Litteratur, hatte Ullrich zunächst noch mit der Theaterkritik, weil er auf diesem Gebiete die dafür durchaus erforderlichen Erfahrungen sich erst erwerben mußte, denn gerade auf diesem Gebiete der Kritik muß das Urtheil durch vieles Sehen und Vergleichen erst geschult werden, um den richtigen Maßstab zu gewinnen, nicht allein für die schauspielerischen Leistungen, sondern in gewissem Grade auch für die dem Bedürfnisse des Tages dienenden Theaterstücke.

Im Königlichen Schauspiel standen damals zwei Schriftsteller auf der Höhe ihrer großen Thätigkeit wie ihrer Erfolge, zwei Bühnendichter, an denen die Kritik meist viel auszusetzen hatte, die aber des Erfolges beim Publikum stets sicher waren: im Schauspiel Charlotte Birch-Pfeiffer und im bürgerlichen Lustspiel Benedix, und neben diesen besonders noch Putlitz mit seinen freundlichen kleinen Gaben.

Wenn ich auch nach solchen Lorbeeren nicht streben konnte, so hatte doch meine so günstig begonnene Thätigkeit fürs Friedrich-Wilhelmstädtische Theater mich ermuntert, für dieselbe Bühne weiter zu sorgen, wenn auch nur mit Kleinigkeiten. So hatte ich im Jahre 1852 zwei heitere Arbeiten verfaßt, die, obwohl ganz harmlos und ohne jegliche Beziehung auf die Zeit, dennoch einen großen Erfolg hatten. Bei dem einaktigen Schwank „Durch!“ hatte ich die Hauptrolle für die überzeugende Suade des Bonvivants Anton Ascher geschrieben; neben ihm excellirte noch ein junger Mann, der mit seinem komischen Talent zum ersten Male große Aufmerksamkeit erregte. Es war dies der Mecklenburger Wilhelm Knaak, der bald

darauf nach Wien berufen wurde, um dort für lange Zeit Liebling des Publikums zu werden. Das andere Stückchen von mir war ein Sololustspiel „Ehestandsexercitien", das dem Talente der munteren „Naiven" eine dankbare Aufgabe bot und infolgedessen, ebenso wie das Lustspiel „Durch!", auf alle überhaupt vorhandenen deutschen Bühnen kam. Beide Stückchen, so unbedeutend sie auch sein mochten, hatten mir insofern die meiste Freude gemacht, als es die einzigen waren, die sich dauernd, selbst bis heute noch, im Lustspielplan der deutschen Theater jeglichen Grades erhalten haben.

Da ich nicht über sämmtliche Erzeugnisse meiner dramatischen Muse hier genau berichten will, so übergehe ich die Mehrzahl derjenigen Stücke, die in den fünfziger Jahren noch entstanden waren und auch zur Aufführung kamen.*) Nur auf eines muß ich eingehender zu sprechen kommen, da es für mich eine besondere Bedeutung hatte, und zwar durch Umstände, die vielleicht auch dem Leser nicht ganz uninteressant sein werden.

Es war im Sommer 1854, als ich beim Studium des von Ed. v. Bülow herausgegebenen „Novellenbuches" durch eine im vierten Bande enthaltene kleine spanische Novelle vom Prinzen Don Juan Manuel (sie heißt im Deutschen „So ist der Welt Lauf") in so hohem Grade gefesselt wurde, daß mich sogleich der Wunsch, die Idee zu einer satirischen Komödie zu verwerthen, aufs lebhafteste erfüllte. Die spanische Erzählung, die im Druck nur vier Seiten einnimmt, gab mir in der That nur die Idee, und um diese dramatisch zu gestalten, mußte ich eine eigentliche dramatische Handlung dafür erst erfinden. Das gelang mir auffallend schnell, denn auf einem Spaziergang im Freien war der Plan zu einem vieraktigen Lustspiel mit

*) In dem Jahrzehnt von 1850 bis 1859 sind nicht weniger als 21 dramatische Arbeiten von mir (darunter drei Bearbeitungen fremder Stoffe und drei unter anderem Namen) zur Aufführung gekommen. Die meisten davon sind aber nicht des Nennens werth.

verwickelter Intrigue so vollständig gereift, daß ich zu Hause den ganzen Scenenplan vollständig niederschreiben konnte. Und auch die Ausführung, bei der nur Weniges an dem Entwurf geändert zu werden brauchte, ging so schnell von Statten — obwohl das Meiste in Versen geschrieben war —, daß die vieraktige Komödie, die ich „Das Wunder“ nannte, in der ersten Niederschrift nach kaum zwei Wochen fix und fertig vor mir lag. Das sehr Bedenkliche des Stoffes konnte mich von dem Wagniß nicht zurückschrecken, denn es kamen mir während der Arbeit in der Ausgestaltung der Intrigue so glückliche Gedanken, daß ich mir auch schon mit der Hoffnung schmeichelte, eine wirklich aufführbare Komödie zu Stande zu bringen. Geschrieben aber mußte sie jedenfalls werden.

Als ich mit der Reinschrift fertig war, machte ich meinen Freunden Mittheilung davon und äußerte den Wunsch, das Stück in einem kleinen Kreise vorzulesen. Meine Zuhörer waren fast alle aus dem früheren Rütli-Kreise, und die Vorlesung fand in der Behausung von Ernst Dohm statt, der damals in der Marienstraße in einem den Brüdern Krigar gehörenden Hause wohnte. Die Wirkung auf meine Zuhörer war eine so lebhafte, daß ich mich danach entschloß, das Stück drucken zu lassen. Um aber keine Kosten dabei zu haben, wendete ich mich an den mir oberflächlich bekannten Verlagsbuchhändler Franz Duncker mit der Anfrage, ob er für seinen Verlag den Druck übernehmen und mir anstatt eines Honorars, das ich nicht beanspruchen konnte, nur eine Anzahl von Exemplaren zugestehen wolle. Duncker war nach dem Lesen des Buches dazu sogleich bereit, und das Stück erschien unter seiner Verlagsfirma.*) Als ich meine Exemplare bereits erhalten hatte und noch überlegte, an welches Theater, sei es in Berlin oder außerhalb, ich mich damit wenden solle, besuchte

*) „Das Wunder.“ Eine Komödie in vier Akten von Rudolph Genée. Berlin. Verlag von Franz Duncker. 1854.

mich der mir befreundete Dr. Max Ring, der neben seinem ärztlichen Beruf sich auch viel mit dem Theater beschäftigte und auch litterarisch thätig war. Er sah das Buch bei mir auf dem Tische liegen, griff eiligst danach und sagte, er wolle es mitnehmen, da er es gern lesen möchte. Anderen Tags begegnete ich ihm; er machte mir die Mittheilung, er habe das Stück dem ihm befreundeten Regisseur Düringer gegeben und sei begierig, was derselbe dazu sagen werde. Schon nach ein paar Tagen kam Ring wieder zu mir, um mir mitzutheilen, Düringer habe das Stück gelesen, und es habe ihn so außerordentlich interessirt, daß er es zur Aufführung bringen wolle. Es war für mich natürlich eine große Ueberraschung, daß man am Königlichen Hoftheater ein Stück von mir geben wolle, das ich noch gar nicht eingereicht hatte und auch den Muth dazu schwerlich gefunden haben würde. Jetzt sandte ich natürlich das gedruckte Buch mit einem Schreiben an die Königliche Intendantur.

Erst seit etwa zwei Jahren, seit dem Abgange v. Küstners (1851), stand Herr v. Hülsen als Generalintendant an der Spitze des Instituts. Die Ernennung des bisherigen Gardelieutenants für diesen Posten hatte damals nicht nur allgemein überrascht, sondern auch bei der Berliner Tagespresse eine lebhafte Opposition hervorgerufen, mit der Botho v. Hülsen im Anfang schwer zu kämpfen hatte Aber der neue Intendant, der sich dem Könige besonders durch seine Thätigkeit bei Veranstaltung von Liebhaberkomödien bei Hofe empfohlen hatte, zeigte sich im Verlauf der Jahre seiner Aufgabe sehr wohl gewachsen und hatte bald die ihm feindseligen Angriffe wie den Spott mehr und mehr zum Schweigen gebracht, sowohl durch seinen Charakter und seinen treuen Pflichteifer wie durch sein vorurtheilsloses Entgegenkommen allen berechtigten Wünschen gegenüber. Zu den hervorragendsten Schauspielmitgliedern, die er noch von seinem Vorgänger v. Küstner hatte übernehmen

können, gehörten Rott, Hendrichs, Döring, Dessoir, Liedtke — der Klang dieser Namen wird heute bei den älteren Theaterfreunden nur wehmüthige Erinnerungen erwecken. Im weiblichen Schauspielpersonal waren von dem älteren Stamm noch: Frau Crelinger, deren Tochter Clara Stich (seit 1849 Frau Hoppé) und das als Ersatz für Charlotte v. Hagn eingetretene schöne Fräulein Viereck. Schon in den ersten Jahren der Hülsenschen Intendanz war das weibliche Personal erfreulich ergänzt worden durch die Engagements der anmuthigen Lina Fuhr wie durch Auguste Ahrens und die Frieb-Blumauer. Das Männerpersonal hatte unter Hülsen in den ersten Jahren vor Allem durch den intelligenten Berndal eine höchst schätzbare Kraft erhalten. Außerdem aber war den bereits in vorgerückten Jahren stehenden Regisseuren Weiß und Stawinsky eine frische Kraft in dem Regisseur Düringer an die Seite gestellt worden.

Erst seit einem Jahre war Düringer (der später den Titel eines artistisch-technischen Direktors erhielt) im Amte, als er durch die Annahme meiner phantastischen Komödie — wenn auch der Erfolg den Erwartungen nicht entsprach — einen gewissen Wagemuth bewiesen hatte. Nachdem das Buch von mir eingereicht worden war, erhielt ich auch sofort durch die Generalintendanz die Bestätigung, daß es zur Aufführung angenommen sei. Erst hiernach machte ich sowohl Herrn v. Hülsen wie Herrn Düringer meinen Besuch. In dem Intendanturbüreau, das noch in der Charlottenstraße (gegenüber dem Schauspielhause) war, erfuhr ich nun, daß Herrn v. Hülsen nachträglich allerdings ein Bedenken gekommen war, aber nicht etwa wegen der Tendenz, die gerade auf einer Hofbühne hätte anstößig erscheinen können, sondern allein wegen der lächerlichen Rolle, die darin ein König spielte. Er schlug mir vor, ob ich nicht aus dieser Figur (im Personal hieß sie „Reginald, ein unbekannter König") einen „Fürsten" machen

wolle. Dagegen hatte ich durchaus nichts einzuwenden, und König und Königin wurden infolgedessen durchgängig in Fürst und Fürstin umgewandelt. Außerdem aber meinte Herr v. Hülsen, der mir persönlich entschieden wohlgesinnt war und auch selbst einen großen Erfolg des Stückes für wahrscheinlich hielt, daß er der Sicherheit halber doch erst die Zustimmung des Königs haben möchte und das Buch deshalb ihm vorlegen wollte. Dies geschah denn auch durch den ehemaligen Hofschauspieler und jetzigen Hofrath Louis Schneider, der als Vorleser des Königs ebenfalls in Potsdam wohnte.

Unterdessen war das Stück bereits ausgeschrieben, und auch die Rollen waren vertheilt. Die Besetzung war so günstig wie nur denkbar. Den König spielte Rott, der gerade in der Darstellung älterer kurioser Herren im Lustspiel vortrefflich war. Die dominirende komische Rolle („eine Art von Kammerherrn“) konnte nur Döring spielen, der mit seinem vollsaftigen und echten Humor dafür wie geschaffen war. Die abenteuerliche Gestalt des spekulativen Webers wurde von Liedtcke dargestellt, und Berndal, der für das Stück lebhaft eingenommen war, hatte die Rolle eines jüngeren Fürsten, von mehr poetisch-humoristischer Färbung, zu spielen. Von den weiblichen Figuren war die Rolle der Königin durch Frau Werner besetzt, die einer schalkhaften und geistreichen Prinzessin durch die schöne Viereck. — Schon sehr bald hatte Hofrath Schneider der Intendanz die Zustimmung des Königs angezeigt und war so freundlich, auch mir direkt brieflich mitzutheilen, daß der König gegen eine Aufführung des Stückes nichts einzuwenden habe.

Um nun aber die mit der Einholung der königlichen Zustimmung geübte Vorsicht, wie auch die noch folgenden Mittheilungen verständlich zu machen, muß ich hier schon in aller Kürze berichten, um was es sich eigentlich in dem Stücke handelte. Die alte spanische Novelle, die mir die Anregung gegeben hatte, war — wie ich erst später erfuhr — auch der

Urstoff für die Geschichte, die der dänische Dichter Andersen in seinem Märchen „Des Königs neue Kleider“ erzählt hat, aus dem dann in neuerer Zeit auch L. Fulda den Stoff für seine Komödie „Der Talisman“ nahm. Da für mich nur die um ein halbes Jahrtausend ältere spanische Novelle in Frage kam, so hatte ich, trotz meiner dazu erfundenen und sehr verwickelten Handlung, die auch durch die Betheiligung zweier Liebespaare sowie eines Bastardbruders des Königs gefördert und zum dramatischen Konflikt geführt wird, doch an dem Kernpunkte der spanischen Novelle festgehalten, indem nämlich die Wirkung des Zaubers sich darin äußert, daß das wunderbare Gewebe, wie später das vom Könige angeblich getragene Kleid, für alle diejenigen unsichtbar bleibt, die nicht ehelicher Geburt waren oder — wie es in der Novelle heißt — die „nicht die Söhne ihres angeblichen Vaters seien“. Ich hätte diesen bedenklichen Punkt gern umgangen, wie es auch Andersen und wie es nach ihm der neuere Lustspieldichter gethan; aber es wären mir dann alle daraus für die Komödie gewonnenen Konsequenzen, wie sie in der von mir erfundenen Intrigue sich nun einmal ergeben hatten, verloren gegangen. Da ich aber bei dem Bedenklichen dieses Motivs um so mehr die Nothwendigkeit fühlte, der Sache eine durchaus ethische Spitze zu geben, so war ich in der Art, wie der Betrug schließlich enthüllt wird, ganz selbständig verfahren, indem bei mir die Aufdeckung des Schwindels nicht wie in der spanischen Novelle durch einen Neger veranlaßt wird, auch nicht wie in Andersens Märchen durch die Unschuld eines Kindes, sondern durch das beleidigte Ehrgefühl des Weibes, durch das Tugendbewußtsein der Königin selbst. Ich muß es hier bei diesen Andeutungen bewenden lassen.

Nur wenige Wochen waren seit der Einreichung meines Stückes vergangen, als schon für den 28. Oktober die erste Aufführung angesetzt war. Da es mir widerstrebte, während

der Vorstellung mich auf der Bühne hinter den Coulissen herumzudrücken, so hatte ich mich am Abend in das Stehparterre begeben, um in dem dämmerigen Hintergrund desselben mein Schicksal zu erwarten.

Die beiden ersten Akte ließen sich bei der Aufführung ganz gut an; besonders der zweite Akt, in dem der König durch seinen Kammerherrn zu dem Selbstbetrug verleitet wird, wie es nach ihm auch mit allen Herren des Hofes geschieht, erhöhte die heitere Stimmung des Publikums, und der Aktschluß, bei dem Dörings Meisterschaft in der komischen Charakteristik sich vollkommen geltend machen konnte, brachte dem genialen Künstler lebhaften Hervorruf. Auch im Verlaufe des dritten Aktes fand die von Berndal und der Viereck gespielte humoristische Liebesscene, die ich — wie mehrere andere Partien des Stückes — in den vierfüßigen spanischen Trochäen gehalten hatte, beifällige Aufnahme. Aber von dem Moment an, da die Verwickelungen sich zu einem ernsten Konflikte steigerten und dem Publikum von dem naiven Autor zugemuthet wurde, mehr zu denken als zu lachen, nahmen einige Mißvergnügte (das pflegen in erster Reihe alle verkannten Dichter zu sein) die Gelegenheit wahr, durch Räuspern und halblaute Bemerkungen störend einzugreifen. Daß aber das Stück solchen Leuten den erwünschten Anlaß bot, war immerhin eine Schuld des Autors. Ich hatte offenbar zu Vielerlei aus dem Stoffe münzen wollen. Abgesehen von den sich verschlingenden mehrfachen Fäden der Handlung war auch die satirische Tendenz eine dreifache: sie richtete sich gegen den Wunderglauben, gegen die Meinungsfeigheit der höfischen Streber und gegen die Vorrechte der Geburt. In der That war es nur dieser letztere Punkt, den einige Wohlgeborene übelnahmen, während Anderen die zu große Komplizirtheit des Ganzen lästig wurde. Als man zu murren begann, nahm ein Theil des Publikums sehr entschieden Partei für das Stück. Aber aus meinem mich verbergenden Parterrewinkel konnte ich

beobachten, wie einzelne der Opponenten hin und her scharrten, um weitere Mißstimmung zu verbreiten. Im letzten Akte hatte ich durch einen glücklichen Einfall — ich halte ihn heute noch für den besten, den ich in meinem Leben gehabt habe — der schon ernst gewordenen Situation eine unverhoffte Wendung gegeben, die dem Sinne der eigentlichen Komödie so entsprach, daß sie noch einmal den Wohlgesinnten im Publikum die Oberhand gab. Aber verloren war die Sache darum doch, denn die Mißvergnügten konnten von ihrem schon feststehenden Urtheil, daß das Stück nichts tauge, nichts zurücknehmen.

Nach den mit dem letzten Fallen des Vorhanges vernommenen Zischlauten ging ich still und einsam durch die dunkeln Straßen nach Hause; mit welchen Gefühlen, das wird sich wohl auch derjenige denken können, der solche Martern noch nicht selbst erfahren hat. Ich hätte mich ja mit dem Gedanken trösten können, daß ich selbst von vornherein die Sache als ein großes Wagniß betrachtete, ja daß ich kaum an die Möglichkeit einer Aufführung glaubte. Daß ich aber dennoch mit dem Stücke den Eingang zur Hofbühne gefunden, daß ferner Alle, die mein Stück schon vorher gekannt, dem Tage mit den besten Erwartungen entgegensahen, daß die Intendanz wie die Regie mir so freundlich und hülfreich die Hand geboten, und daß dies Alles mit einem zweifellosen Mißerfolg endete, das nur machte meine Niederlage wirklich empfindlich. Ich habe niemals zu denen gehört, die für ein Mißlingen den Grund in allerlei äußeren Umständen suchen anstatt in der Sache selbst, und die meistens einer schlechten Darstellung die Schuld zuschieben. Nur einen Umstand muß ich in diesem Falle doch als mißlich bezeichnen, den nicht ich zu vertreten hatte, sondern die Regie. Düringer hatte in seinem Eifer für das Stück das ganz Absonderliche darin, was so sehr von allen dem Tagesgeschmack zusagenden Stücken abwich, auch durch ein dafür besonders gewähltes Kostüm unterstützen wollen, indem er

Andeutungen des Altspanischen mit den Hauptmerkmalen der Perrückenzeit verschmelzen wollte. Das war aber mit einer Komödie von so phantastischem Inhalt unverträglich, denn für die große Unwahrscheinlichkeit der ganzen Vorgänge war nur ein Phantasiekostüm gestattet, das keiner Zeit angehört. Durch die Staatsperrücken wurde die Komödie des leichten Schrittes und des symbolischen Charakters beraubt. Ich muß aber hinzufügen, daß solche äußeren Dinge wohl den Erfolg erschweren, nicht aber für ihn entscheidend sein können, wenn sonst der innerste Kern ein fester und solider ist. Düringer hatte übrigens trotz des Mißerfolges das Stück ein paar Tage später wieder gegeben, und zwar unter dem lebhaftesten Beifall. Das konnte aber nichts mehr wieder gut machen, und da auch Rott erkrankte und diese Rolle nicht gut anders zu besetzen war, so blieb es bei den zwei Aufführungen. Und das war auch für andere Bühnen bestimmend. Eine Woche später erhielt ich von Dingelstedt (damals Intendant in München) einen Brief, worin er mir schrieb, meine Komödie habe ihn beim Lesen so lebhaft interessirt, daß er schon gesonnen gewesen sei, sie in München zu geben; aber der Vorgang in Berlin habe ihn natürlich davon wieder zurückbringen müssen.

Aus Wien schrieb mir der ausgezeichnete Schauspieler Carl La Roche, an den ich mich in einer anderen Sache gewendet hatte, noch im Mai des folgenden Jahres: „.... Das Wunder habe ich noch nicht gelesen, doch äußerte Dr. Laube sich günstig darüber, nur war er noch befangen, ob er es wagen dürfe, den fremdartigen Stoff dem Burgtheater-Publikum vorzuführen." — Er hat es denn auch nicht gewagt.

Sehr bemerkenswerth war es, und konnte mir wohl zu einigem Troste gereichen, daß die Kritiker der hervorragendsten Blätter — gewiß ein sehr seltener Fall — zum großen Theil zu Gunsten des Autors Partei nahmen, ja daß einzelne in schärffster Weise dem Publikum Mangel an Verständniß vor-

warfen. Ueber die Gebrechen meiner Arbeit konnte ich mich aber selbst nicht täuschen, und ich habe deshalb in späteren Jahren beharrlich dem aus Bekanntenkreisen gegen mich geäußerten Wunsche widerstrebt, die Komödie durch eine neue Ueberarbeitung — sei es auch für eine andere Bühne — wieder zu Ehren zu bringen. Als nun in neuerer Zeit (1893) derselbe Grundgedanke des Stückes — das heißt die Idee mit dem unsichtbaren Gewebe und Kleide — in L. Fuldas „Talisman“ zu außerordentlichem Erfolg gekommen war, empfand ich zwar keinen Neid, denn der Erfolg war ein verdienter, und ich muß anerkennen, daß Fuldas Komödie mit reiflicherer Ueberlegung geschrieben und sorgfältiger in der Ausarbeitung ist; aber man wird es dennoch begreifen, daß ich durch den sensationellen Erfolg, in der Erinnerung an mein früheres Mißgeschick, etwas wehmüthig berührt wurde. Bemerkenswerth bleibt es außerdem, daß an meiner scharfen Satire weder das Königliche Hoftheater Anstoß genommen hatte, noch der König selbst, wohl aber das verehrliche Publikum.

Eine Episode, die am Tage nach der Aufführung mich noch erheitern konnte, will ich hier beiläufig erwähnen, weil sie für die betheiligten beiden Schauspieler, Rott und Döring, wie überhaupt für gewisse Bühnenverhältnisse charakteristisch ist. Schon vor der Aufführung hatte ich durch Liedtcke gehört, daß zwischen beiden Künstlern kleine Reibungen entstanden waren, weil in der entscheidenden Scene Jeder den Haupteffekt für sich haben wollte. Als ich nun anderen Tags den liebenswürdigen Döring besuchte, um ihm meinen Dank abzustatten für die viele Mühe, die er an die verlorene Sache gesetzt, schüttete er mir gegen seinen Kollegen Rott sein Herz aus, indem er mir schilderte, wie dieser in seinem eiteln Vordrängen sich benommen habe, um die Wirkung von Dörings Spiel abzuschwächen, zu seinen eigenen Gunsten. Hierbei rezitirte nun Döring, Rott parodirend, einzelne Sätze aus der Scene

des zweiten Aktes, wobei er mit seiner wunderbar lebendigen Mimik die ganze Situation so anschaulich schilderte, daß ich laut auflachen mußte. „Lieber Freund", sagte darauf Döring, indem er mich bei den Rockknöpfen hielt, mit dramatisch gesteigerter Erregtheit, „lachen Sie nicht — ich hätte ihn erwürgen können!"

Ich war bei dieser Gelegenheit zum zweiten Male in nähere persönliche Beziehung zu Döring gekommen; aber unser gegenseitiges freundliches Verhältniß hat seitdem dauernd bestanden; so wie er mir immer in herzlicher Weise begegnete, so hatte auch ich für ihn stets die größte Sympathie, nicht nur für ihn als Künstler, sondern auch für seine Charaktereigenschaften. Döring war Schauspieler in jedem Blutstropfen, aber er war dabei nicht das, was man im übeln Sinne als „Komödiant" bezeichnet. Denn er war in seinem wohlberechtigten künstlerischen Selbstgefühl eine durchaus wahrhafte Natur, und er hat es stets verschmäht, das weiß ich sicher, Nebenwege zu gehen, um sich Vortheile zu schaffen, sei es bei der Kritik oder bei der Intendanz. Um so heftiger äußerte sich aber auch seine Abneigung gegen diejenigen Kollegen, von denen er solches voraussetzte. Schon deshalb blieb sein Verhältniß zu Dessoir stets ein so gespanntes, daß dies bei Dörings leidenschaftlich rückhaltlosen Aeußerungen zu mancherlei humoristischen Begegnungen führte. In ihrer künstlerischen Wirksamkeit kamen Beide sich kaum ins Gehege, denn ihren sehr verschiedenen Individualitäten nach war auch das Rollenfach eines Jeden ein ziemlich scharf begrenztes. Aber gerade auf jenem heißen Boden, der ein gemeinsames Zusammenwirken Aller erfordert, pflegt dies Nebeneinanderstehn auch die künstlerische Eifersucht und den Rivalitätsneid zu fördern. Während Dessoirs Künstlerschaft und seine Erfolge vor Allem die Ergebnisse einer spekulativen Verstandesthätigkeit wie seines rastlosen Fleißes waren, konnte Döring sich viel unbefangener seiner glücklichen Naturbegabung

überlassen. Er hatte auch ernste Rollen, in denen er vortrefflich war, nur durften sie weder heroischen Schwung noch ideales Pathos erfordern. Aus noch früherer Zeit habe ich den tiefen Eindruck bewahrt, den in Michael Beers „Struensee", mit der Musik Meyerbeers, seine ergreifende Darstellung des Vaters Struensees machte. Aber der Schwerpunkt seiner schauspielerischen Kunst lag doch in allen Rollen, die eine scharfe humoristische Charakterisirung erforderten, und zwar in den verschiedensten Stufen des Humors, von seinen unvergleichlichen Darstellungen des Dorfrichters Adam, des Malvolio und vor Allem des Falstaff, bis zu Kotzebues Elias Krumm, zu Benedix' altem Magister und mehreren rein komischen Rollen im kleinbürgerlichen Genre — nicht zu vergessen sein entzückender Bankier Müller in Bauernfelds „Liebesprotokoll". Seinem Nathan fehlte die Schlichtheit, in der uns die erhabene Größe des Reinmenschlichen ergreifen soll; hingegen war sein Jude Schewa in dem Cumberlandschen bürgerlichen Schauspiel eine ganz vollendete Leistung. Für den Shylock war er im Besitze der brillanten, gesättigten Farben, die sowohl die ernsten wie die humoristischen Züge verlangen, und er bewahrte ihm dabei das Genrehafte, das die Figur erfordert, wenn sie nicht gewaltthätig, dem Dichter zum Trotz, aus den Rahmen der „Komödie" gerückt werden soll. Im klassischen Gebiete ist aber Dörings Falstaff einzig und unvergleichlich gewesen, weil er in dieser Gestalt nicht nur den dicken Schlemmer und lächerlichen Renommisten zeichnete, sondern auch — unbeschadet aller saftigen Komik — den gewissenlosen Lump und Wouldbe-Gentleman zum Ausdruck brachte, eben jenen Zug, der den meisten Falstaffdarstellern fehlt, wie ja auch die bildlichen Darstellungen des Münchener Malers Grützner in ihrer trivialen Spießbürgerlichkeit himmelweit entfernt vom Shakespeareschen Geiste sind. Soweit wir von Ludwig Devrients Falstaff nach den Ueberlieferungen, schriftlichen und bildlichen, uns eine Vor-

stellung machen können, schien Dörings Darstellung jenem großen Vorbild am nächsten zu stehen. Ueberhaupt war für Döring in vielen seiner Rollen Devrient das Ideal geblieben, und er selbst betrachtete sich gern als denjenigen, dem die künstlerische Erbschaft jenes Genies zu Theil geworden war. Die Befriedigung, die er deshalb in seiner Verehrung des großen Meisters fand, hatte oft etwas sehr Humoristisches. Weil für Devrients bekannte Schwäche, mit der er sich dem allzu reichlichen Weingenusse hingegeben hatte, die Weinstube von Lutter & Wegner in der Charlottenstraße die historisch denkwürdige Stätte geblieben war, so nahm auch Döring dort sein Weinfrühstück zu sich und mußte den festen Platz behalten, über welchem an der Wand Devrients Bildniß hing, zu dem er zuweilen mit kollegialischer Vertraulichkeit hinauf blickte.

Wenn ich durch die erwähnten besonderen Umstände veranlaßt war, über meine satirische Komödie etwas eingehend zu berichten, so werde ich über meine weiteren dramatischen Erzeugnisse, insofern ich sie überhaupt erwähne, mich um so kürzer fassen. Durch den empfindlichen Mißerfolg war ich wohl etwas unsicher geworden, aber doch keineswegs so niedergedrückt, daß mir das Theater dadurch überhaupt verleidet worden wäre. Aber erst nach drei Jahren hatte ich wieder im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater einen entschiedenen Erfolg, und zwar mit einem fünfaktigen Lustspiel „Ein neuer Timon“. Und diesmal waren Publikum und Kritik so übereinstimmend in ihrem Beifall, daß sogar der einstige „große Held“, der jetzt ein Theaterblatt herausgab, sich veranlaßt fühlte, dagegen zu protestiren, und zwar in einer durch drei Nummern seines Blattes gehenden Abhandlung. Daß er beinahe zehn Spalten des Blattes brauchte, um nachzuweisen, daß mein Stück entschieden schlecht sei und der Beifall ein ganz unverdienter, war für mich nur eine Anerkennung mehr. Von welcherlei zufälligen äußeren Umständen aber der Erfolg eines Stückes

abhängen kann, das zeigte sich bei dem meinigen — glücklicherweise erst bei der zweiten Aufführung. An der genannten Bühne war seit Kurzem ein sehr tüchtiger Schauspieler K. engagirt, der bei seiner großen Begabung für humoristische scharf gezeichnete Charaktere der unseligen Leidenschaft des Trunkes sich so sehr ergeben hatte, daß er an keinem Theater lange bleiben konnte. Dennoch erhielt er immer wieder ein neues Engagement, weil man bei seiner sonst so großen künstlerischen Befähigung es doch immer wieder mit ihm versuchen wollte. In meinem Stücke hatte er eine bedeutende Rolle zu spielen, einen lächerlichen Geizhals, der, um seinen leichtsinnigen und verschwenderischen Neffen zu prüfen, sich für todt ausgiebt und dann in die üble Lage kommt, seiner eigenen sehr lustigen Leichenfeier als Zeuge (aber unerkannt) beizuwohnen. Am ersten Abend war K. (ich brauche hier seinen Namen nicht zu nennen) glücklicherweise nüchtern und spielte die Rolle mit voller Wirkung. Dies muß ihn wohl so erhoben haben, daß er die Nüchternheit nicht mehr für nöthig hielt und bei der zweiten Aufführung meines Lustspiels in einem furchtbaren Zustand ins Theater kam. Daß man ihn so überhaupt spielen ließ, war von der Regie oder Direktion geradezu frevelhaft. Ein Freund von mir hatte mich veranlaßt, auch dieser zweiten Aufführung beizuwohnen, und ich mußte nun das Entsetzliche selbst mit ansehen und hören. Er brachte von seinen Reden in der Rolle keinen einzigen Satz hervor, sondern tappte hin und her, nur einiges unverständliche Gelalle herausstoßend, so daß dem Publikum die Hauptscenen des Stückes gänzlich unverständlich bleiben mußten. Und ich als Autor konnte dem Publikum nicht zurufen: Das ist nicht mein Stück — der Mensch ist betrunken und spricht nichts von dem, was er soll! — Hätte sich dies nun bei der ersten Aufführung ereignet, so würde mein Stück unbedingt vernichtet gewesen sein. Für Berlin war natürlich der Erfolg stark geschädigt worden, aber

nach der so günstigen Aufnahme am ersten Abend wurde es dennoch auch außerhalb auf vielen Bühnen gegeben, unter Anderen auch am Dresdener Hoftheater, wo in letzter Zeit an Stelle Gutzkows der Hofrath Pabst als Dramaturg angestellt war.

Mein ehemaliger alter Lehrer F. W. Gubitz, der meinen „Neuen Timon" für „eines der besten Lustspiele der Neuzeit" erklärte, erbot sich mir, das Stück in seinem „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" abzudrucken, wo es denn auch im Jahrgang 1861 erschien. Von dem dafür gebotenen Honorar erhielt ich zuerst eine Anzahlung von 15 Thalern. Leider war Gubitz in seinen Geschäften pekuniär schon sehr zurückgekommen, und als er mir nach Erscheinen des Jahrgangs noch 35 Thaler schickte, fügte er hinzu: „.... Bitte, mit dem Honorar von 50 Thalern zufrieden zu sein, das Jahrbuch trägt's nicht, und ich habe mich mit der Birch auch nach dem Verhältniß gestellt, um nicht fortwährend im Verlust zu sein." – Natürlich war ich damit ganz zufrieden.

Erst im Jahre 1856 hatte ich bei einem Frühlingsausflug nach Dresden dort auch Gutzkow kennen gelernt, und zwar durch Vermittelung von Karl Frenzel, dem ich auch erst in diesem Jahre näher getreten war, und der mir eine Karte an Gutzkow mitgegeben hatte. Der erste Eindruck, den er bei meinem Besuche auf mich machte, war ein etwas kühler. Aber im Laufe des Gesprächs wurde er mittheilsam, ja warm und herzlich.

Ein Jahr war darüber vergangen, als ich im Dezember 1857, noch ehe ich von anderer Seite erfahren hatte, daß der „neue Timon" in Dresden aufgeführt worden sei, von Gutzkow einen Brief erhielt, in dem er mich von der im Ganzen günstigen Aufnahme benachrichtigte. Der Brief begann: „Ich weiß aus Erfahrung, Verehrtester, wie dankenswerth es ist, von dem Schicksal unserer Kinder aus der Fremde zu erfahren. Gestern

hatten wir also Timon von Berlin. Ein wahrheitsgetreues Referat." — Hiernach bemerkte er zunächst, daß seinem dramaturgischen Nachfolger Dr. Pabst bisher keine der Novitäten durchgeschlagen habe, und daß daher mein Stück einer ungünstigen Stimmung begegnet sei.*) Dann schilderte er Akt für Akt die Aufnahme des Stückes, die erst vom dritten Akte an, besonders da der neue Liebhaber noch nicht recht Fühlung gewinnen konnte, lebhafter wurde und dann bis zum Schlusse sehr günstig blieb, so daß er hinzufügen konnte, nach vier Novitäten sei es die erste gewesen, „die nicht erlegen ist". Sein eigenes Urtheil hielt er dabei, auch wo es ungünstig war, nicht zurück. Er fand die Arbeit zu aphoristisch, in den ersten beiden Akten werde zu viel die Handlung exponirt. Dennoch hoffte er, es werde der Kritik nicht entgehen, wie ich „nach höheren poetischen Konflikten" strebe. „Der Gedanke, daß der alte Onkel sich erst für todt ausgiebt, dann kaum wieder aufzuleben wagt, ist vortrefflich, er hätte ein ganzes Stück allein abgegeben." Ich fand Gutzkows Urtheil, besonders in seinen mancherlei Einwendungen, durchaus treffend und lehrreich. Aber vor Allem war ich hocherfreut durch die wahrhaft freundschaftliche Gesinnung, die er mir durch seine ganz unaufgefordert gemachte Mittheilung bewiesen hatte, und ich bin seitdem bis zu seinem Tode ihm in Dankbarkeit und freundschaftlicher Theilnahme verbunden geblieben.

Ich hatte ihn im nächsten Jahre in Dresden wieder besucht; aber zwischen jenem ersten an mich gerichteten Briefe und dem folgenden lag ein Zeitraum von drei Jahren. Ich will dies aber gleich hier anschließen, da jene späteren Briefe durch eine Angelegenheit veranlaßt waren, die an sich von Interesse ist und zugleich bezeichnend für Gutzkows Natur. Ich war damals (1860) schon seit längerer Zeit in Danzig,

*) Diese Meinung mag wohl Gutzkow sich aus der eigenen, seinem Nachfolger ungünstigen Stimmung gebildet haben.

wo ich die „Danziger Zeitung“ redigirte. Gutzkow hatte das Testament Schopenhauers in den von ihm herausgegebenen „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ so scharf kritisirt, daß er dafür von den Erben mit einer Klage bedroht wurde. Zu seinen Ausführungen über den egoistischen Charakter Schopenhauers gehörte auch die Erwähnung eines Prozesses, den derselbe gegen seine eigene Mutter um das väterliche Erbtheil geführt haben sollte. Da Schopenhauer aus Danzig stammte, da ferner ein Danziger Kaufmann, nach Gutzkows Angaben, zum bedeutenden Nachtheil des gesammten Schopenhauerschen Vermögens fallirte, so vermuthete Gutzkow, daß wohl bei dieser Gelegenheit daselbst Streitigkeiten in der Familie ausgebrochen waren. Deshalb bat er mich dringend, ihm in Danzig behülflich zu sein, etwas darüber zu ermitteln, damit er in Erwartung des ihm drohenden Prozesses Beweise für seine Behauptung aufbringen könne. Vielleicht, so hoffte er, würde ich in Danzig eine Persönlichkeit finden, welche die Angelegenheit zu erforschen im Stande wäre. Ich kann mich heute nicht mehr erinnern, was ich dabei herausbrachte, aber es war jedenfalls ungenügend. Denn Gutzkow schrieb mir am 22. November jenes Jahres: „Leider ist das Ergebniß Ihrer Forschungen meiner Behauptung nicht günstig; ich sehe, ich habe mich durch mein Gedächtniß und durch falsch unterrichtete Gewährsmänner täuschen lassen. Bei jenem Fallissement wäre nicht unmöglich gewesen, daß der Sohn gewisse Prioritätsrechte geltend gemacht hätte“ 2c. — Auch später, da die Sache überhaupt meinem Gedächtniß entschwand, habe ich nicht erfahren, ob Gutzkow noch Beweise für seine Anschuldigung erlangen konnte. In seinen viel später (1875) erschienenen „Rückblicken“ kommt er gelegentlich auf die Persönlichkeit Schopenhauers zu sprechen. Er berichtet auch da nur von Schopenhauers Wunderlichkeiten wie über seine Herzlosigkeit, daß er mit seiner eigenen Mutter im Prozesse lebte. Danach

erscheint es zweifelhaft, ob ihm wirklich ein Prozeß daraus entstanden war.

Solche Verdrießlichkeiten aber kamen bei Gutzkow ziemlich oft vor, indem es ihm bei einem geschehenen oder vermeintlichen Unrecht sofort überwallte, wodurch er sich dann häufig durch ein vorzeitiges scharfes Wort Unannehmlichkeiten zuzog. In seiner unzufriedenen Natur steckte gleichzeitig ein gutes Stück vom Heißsporn, auch hinsichtlich der Furchtlosigkeit und Streitbarkeit. Am reizbarsten war er freilich da, wo sein persönlicher Ehrgeiz ins Spiel kam, wobei er auch durch irgend welche ganz unabsichtliche Berührung aufschäumte. Wahrhaft humoristisch war es zuweilen, wenn er aus solcher Stimmung gerade die allerbesten Absichten von Freunden mißdeutete und ins Gegentheil verkehrte. Kam er aber dann zeitig genug zu einer besseren Einsicht, so flüchtete sich sein Mißmuth auch wohl hinter eine gewisse Selbstironie. Oft aber trat bei ihm — trotz seiner krankhaften Reizbarkeit und seines fortwährend an ihm nagenden Gefühls, nicht genug anerkannt zu sein — auch wieder eine wahrhaft rührende Bescheidenheit an den Tag, indem auch die geringsten, wirklich warm und herzlich gemeinten Ausdrücke von Sympathie ihn vorübergehend in höchstem Grade befriedigten. So erinnere ich mich eines solchen Falles in Dresden. Es war in der Zeit, da schon eine ganze Reihe von Bänden seines „Zauberer von Rom" erschienen war. Er hatte mich abgeholt, um abends mit mir in eine von ihm zuweilen besuchte Restauration zu gehen. Eben waren wir eingetreten, als ein Herr, den Gutzkow oberflächlich kannte, ihm mit Zeichen lebhafter Freude entgegentrat, um ihm über einige Eindrücke aus dem zuletzt erschienenen Bande des „Zauberers" sein Herz auszuschütten und auf einzelne Stellen mit besonderer Begeisterung hinzuweisen. Gutzkow war dadurch ersichtlich im Innersten erwärmt. Mit einem behaglichen milden Lächeln, das in solchen Fällen seinen

Gesichtszügen einen sehr liebenswürdigen Ausdruck gab, dankte er dem Sprecher mit ein paar Worten, indem er ihm herzlich die Hand drückte. Dann ging er mit mir weiter an einen benachbarten noch leeren Tisch, indem er zu mir im Tone tiefster Bewegung nur sagte: „Sehen Sie, das thut doch wohl.“ — Er hätte ja, wenn er mich bei den Tischgenossen eingeführt haben würde, sich zum Mittelpunkte der Gesellschaft machen können. Aber er zog es vor, in dem durch jene herzliche Begrüßung bei ihm erregten Gefühle innersten Behagens mit mir allein weiter zu plaudern.

Einmal, da ich in jener Zeit ihn besuchte, hatte ich auch einen Eindruck ganz entgegengesetzter Art von ihm erhalten, der durch eine ihm angethane schwere Kränkung hervorgerufen war. Es war, als eine sehr gehässige Besprechung seines großen Werkes in den „Grenzboten“ ihn in so furchtbare Aufregung und Erschütterung versetzt hatte, daß ich erschrak. Auch in solchen Fällen war er aufrichtiger als mancher Andere, denn er hielt es nicht unter seiner Würde, den ihn durchwühlenden Schmerz über solche Angriffe zu zeigen, anstatt ihn in vornehmer Geringschätzung seiner Gegner zu verbergen. So wie er damals, als ihm die freudige Anerkennung so ungekünstelt entgegenkam, mir sein für solche Wohlthat dankbares Gemüth nicht verbarg, so zeigte er mir auch in diesem anderen Falle die ganze Erregung seines gekränkten Innern ohne Rückhalt. Er war nicht stolz genug, in dem einen Falle sich den Genuß für die Anerkennung zu versagen, und in dem anderen Falle den Schmerz zu bekämpfen und zu verbergen. Kein Wunder, daß bei einer so empfindsamen Natur unter dem steten Wechsel heftiger Erregungen und bei so angestrengter Geistesarbeit es einmal zur tragischen Katastrophe kam.

Ueber diesen Abschnitt seines Lebens werde ich späterhin noch eingehend zu berichten haben. Hier aber muß ich, wenn auch nur in Kürze, zweier Episoden meines eigenen Lebens

gedenken, die zwischen den zuletzt erwähnten Erlebnissen liegen und die beide für längere Zeit meinen Aufenthalt in Danzig bestimmten.

---

## 10. Zweierlei Wirksamkeit in Danzig.

Schon im Winter 1854, nachdem mir in Berlin mein „Wunder“-Glaube so schnell zerstört worden war, ging ich vor Weihnachten nach Danzig, um dort, was ich nicht voraussehen konnte, aus recht trauriger Veranlassung längere Zeit zu bleiben, und zwar — als Theaterdirektor, und dann als Regisseur. Ich berühre diese schmerzliche und rein persönliche Angelegenheit hier nur ganz kurz. Als mein trefflicher Vater bereits vierzehn Jahre lang die Mühen und Sorgen der Theaterdirektion getragen hatte, zeigte es sich, daß der finanzielle Ertrag bei dem von Jahr zu Jahr gesteigerten Gagenetat sich immer mehr verringert hatte. Ich selbst, der ich gar keinen Einblick in das Geschäftliche hatte, konnte nicht ahnen, daß es damit bereits sehr schlimm stand, als bei meinem armen Vater sich Symptome einer Krankheit zeigten, die wohl schon seit längerer Zeit ihre langsam zerstörende Wirkung begonnen hatte, aber in ihrer Bedeutung nicht sogleich erkannt wurde. Gerade bei seinem makellos redlichen Charakter mußten die Sorgen um so schwerer auf sein Gemüth drücken und verderblich wirken. Dabei war mein Vater kein eigentliches kaufmännisches Talent. Seine harmlose Künstlernatur und die Noblesse seines Charakters zogen ihm Verluste zu, die er aber zu verbergen trachtete. Aus dem Theaterpersonal kamen mir endlich Mittheilungen zu über verhängnißvolle Geschäftsversehen, die man unbegreiflich fand. Die nunmehr hereinbrechende pekuniäre Kalamität durch die sich meldenden Gläubiger, die zum Theil zu sehr hohen Zinsen Geld gegeben hatten, traf jetzt mit der schrecklichen Erkenntniß zusammen, daß

der von Sorgen Geängstigte nicht mehr klar in seinem Geiste war und dadurch die Katastrophe beschleunigt und verschlimmert hatte. Nachdem es mit einiger Mühe gelungen war, meinen Vater von aller Thätigkeit zurückzuhalten, wurde mir die notarielle Vollmacht übertragen, die Direktion weiter fortzuführen.

Es war für mich, der ich neben meiner Mutter und jüngsten Schwester allein stand (mein älterer Bruder Richard war als Kapellmeister am Rhein) eine sehr schwere Zeit, und die außerordentlichen Anstrengungen neben dem schweren seelischen Leiden drohten auch mich niederzuwerfen. Mein ganzes Bestreben ging nur dahin, das Theater bis zur Erfüllung aller bis zum 1. Mai laufenden Kontrakte in seinem regelmäßigen Gange zu erhalten und allen Verpflichtungen nachzukommen. Einige angesehene Kaufleute, an der Spitze Heinrich Behrend, suchten eine Verständigung mit den Gläubigern herbeizuführen und versprachen mir ihre Unterstützung, wenn ich auch für fernere Zeit, bis zum Ablauf der Theaterkonzession, die Leitung des Theaters behalten wolle. In ersterer Beziehung war nichts zu erreichen, und im Uebrigen hatte ich keinen anderen Wunsch, als mit der ganzen Sache baldmöglichst und in reinlichster Weise zu Ende zu kommen. Ein früheres tüchtiges Mitglied des Danziger Theaters, E. Th. L'Arronge, der zuletzt die Direktion der Theater von Aachen und Düsseldorf hatte, erbot sich, das Danziger Theater mit dem gesammten Inventar zu übernehmen, wenn ich die Konzession auf ihn übertragen könne. Die Unterhandlungen führten sehr bald zum völligen Einvernehmen, so daß ich bald auch in Stand gesetzt wurde, mit der von L'Arronge für das Inventar gezahlten Kaufsumme allmählich alle Gläubiger abzufinden.

Unterdessen hatte ich alle Anstrengungen gemacht, wenigstens die beiden letzten Monate, März und April, dadurch noch möglichst einträglich zu machen, daß ich die berühmtesten Künstler

zu Gastspielen heranzog. So erschienen in den beiden letzten Monaten Tichatschek, dann Roger, der Wiener Baritonist Beck und noch einige Andere. Fürs Schauspiel aber hatte ich meine liebe Freundin Marie Seebach, die schon als Anfängerin in Danzig gewesen war, jetzt aber als der glänzende Stern des Wiener Burgtheaters auf der Höhe ihres Ruhmes stand, zu einem Gastrollencyklus gewonnen, in dem sie ihre bewundertsten Rollen: die Waise von Lowood, Gretchen, Klärchen, Julia und Adrienne von Lecouvreur, spielte.

Auch einer anderen Künstlerin habe ich hier zu gedenken, die zwar damals noch nicht berühmt war, es aber bald werden sollte. Es war dies Friederike Goßmann, die in Elbing bereits als großes Talent gefeiert wurde und deren sehnlichster Wunsch es war, an das ihr so sehr gerühmte Danziger Theater zu kommen. Ich hatte sie für den letzten Monat engagirt, konnte aber ihrem leidenschaftlichen künstlerischen Streben nicht so entgegenkommen, wie ich es gewünscht hätte, da ich das Repertoire durch die vielen Gastspiele schon zu sehr belastet hatte. Natürlich war sie darüber sehr unglücklich, und ich mußte mich wiederholt bemühen, sie wegen dieses Mißgeschicks zu trösten. Wenigstens aber hatte sie eine Rolle gespielt, in der sie ihre große Begabung zeigen konnte: das Käthchen von Heilbronn. Da mein Nachfolger L'Arronge, dem ich sie zum Engagement empfahl, das Fach der „munteren Naiven“ schon anders besetzt hatte, ging sie nach Hamburg, — zu ihrem Glück, denn dort begann sehr bald ihre glänzende künstlerische Laufbahn, auf der sie ebenfalls nach Wien kam, um dort als die gefeiertste „Grille“ des Jahrhunderts Frau v. Prokesch-Osten zu werden.

Meine Danziger Direktion, mit deren Uebernahme ich ja nur „der Noth gehorchte“, ging mit dem letzten April 1855 zu Ende; sie fand mit einer Aufführung von „Fidelio“ ihren Abschluß. Da L'Arronge in seinem mit mir geschlossenen Ver-

trage mich für das folgende Jahr noch als Regisseur des Schauspiels beibehalten hatte, blieb ich noch bis zum nächsten Frühling in Danzig. Einen Monat vor meinem Weggang war mein Vater, der zuletzt in der Pflege meines als Kapellmeister angestellten Bruders Richard sich befand, von seinem Leiden durch den Tod erlöst worden. Die allgemeine Liebe und Achtung, die er sich erworben hatte, sowohl durch seine Verdienste um die dramatische Kunst wie durch seinen liebenswürdigen, humanen und dabei männlichen Charakter, konnten ihn vor so frühzeitigem und schmerzlichem Ende nicht bewahren. — Ich selbst ging wieder nach Berlin, und ich konnte nach den zwei mühe- und sorgenvollen Jahren nichts mit mir nehmen als das Bewußtsein der Pflichterfüllung.

---

Aus dem wechselvollen Hin und Her meiner Lebensthätigkeit wird man erkannt haben, daß ich ein bestimmtes Ziel niemals für die Dauer im Auge behalten konnte. Danach hätte man mich nach dem Rathe des klugen Shakespeareschen Narren auch auf die See schicken können, um das Was und das Wohin den Wellen und der Unbeständigkeit der Winde zu überlassen.

Ueber meine in Berlin wieder aufgenommene Thätigkeit als Theaterdichter hatte ich schon kurz berichtet. Und siehe — nach drittehalb Jahren wehte wieder ein anderer Wind, der mich nochmals nach Danzig trieb, nicht aber, um mein Glück auf der See mich suchen zu lassen. Im Juni 1858 war nämlich in Danzig eine neue Zeitung gegründet, und ich wurde aufgefordert, für dieselbe Berliner Feuilletonkorrespondenzen zu schreiben, welchem Wunsche ich auch für die ersten Monate der neuen „Danziger Zeitung" entsprach. Da aber im September der erste Redakteur des Blattes, F. Giebe, zurücktrat und die Unternehmer, in erster Reihe ein Kaufmann aus Thorn und ein Buchdruckereibesitzer, in Verlegenheit waren, so wurde ich dringend ersucht, zunächst auf unbestimmte Zeit

die Redaktion zu übernehmen, und zwar in Gemeinschaft mit Herrn Rickert — dem späteren Parlamentarier —, der schon in der Redaktion in Thätigkeit war. Nach Ablauf der zunächst von mir zugesagten Versuchszeit wurde ich fest engagirt und war in dieser Stellung drittehalb Jahre geblieben, als ich durch Verdrießlichkeiten in der Redaktion mich veranlaßt sah, zum Januar 1861 zu kündigen.

Da in dieser meiner Redaktionszeit nichts vorkam, was für weitere Kreise Interesse haben könnte, so gehe ich darüber schnell hinweg. In diese Zeit aber fiel auch die ganz Deutschland in außerordentliche Bewegung setzende festliche Begehung des hundertsten Geburtstages unseres volksthümlichsten Dichters, die große Schiller-Feier im November 1859, in der, neben der Liebe und Begeisterung für den Dichter selbst, das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme zu großartigem Ausdruck kam. Ganz besonders durch diesen Sinn, als eines allgemeinen nationalen Festes, hatte die Schiller-Feier die außerordentliche Bedeutung gewonnen. In Danzig war ich selbst natürlich in mannigfacher Weise dabei thätig, so daß mir die schönen Tage unvergessen sind. Bekanntlich hatte die Feier auch zwei in Beziehung zueinander stehende Schöpfungen hervorgerufen, deren Früchte noch heute Vielen zu gute kommen: die von dem Major Serre in Dresden veranstaltete Schiller-Lotterie und die dadurch erst zu ihrer praktischen Bedeutung gelangte allgemeine deutsche „Schiller-Stiftung“. Für diese hatte ich mit gemeinsamen Freunden die Danziger Zweigstiftung gegründet, die sowohl durch die Zahl der Mitglieder wie auch durch ein großes, dafür veranstaltetes Konzert schnell zu Ansehen kam. In dem Konzerte hatte ich auf das Ersuchen des in erster Reihe mitwirkenden Klaviervirtuosen (späteren Intendanten) Hans v. Bronsart (der Vater war damals Kommandant von Danzig) die Rezitation der bekannten drei melodramatischen Kompositionen von Robert Schumann über-

nommen. Dieser Vorgang wie auch meine Betheiligung an den Leseabenden für Shakespearesche Dramen hatten mich bewogen, nach dem Ende meiner Redaktion und bevor ich Danzig wieder verließ, einige öffentliche Vorlesungen zu halten, die aber noch keineswegs Shakespeare betrafen. Zunächst waren es kritisch-ästhetische Analysen der hervorragendsten weiblichen Gestalten der deutschen dramatischen Dichtung. Diesen zwei Vorträgen ließ ich noch zwei andere humoristischen Inhalts folgen unter der Bezeichnung „Unterhaltungen mit Geistern“. Ich hatte dafür die gerade damals verbreitete und von Amerika eingeführte Manie des Klopfgeisterspukes benutzt, um in einer dafür erfundenen Form Gespräche satirischen Inhalts mit den Geistern Verstorbener zu führen. Ich habe diese meine Geisterunterhaltungen nicht im Druck herausgegeben; vielleicht kommen sie nach meinem Tode heraus, wenn der Spiritismus wieder einmal sein Wesen treiben sollte. Und er wird zweifellos wiederkommen, ebenso sicher wie der Geist Bacons als Shakespeare. Denn der Unsinn hat nun einmal in der Geschichte der Menschheit neben der Vernunft einen festen Platz.

Vor meinem Weggang von Danzig hatten mir viele meiner Freunde, darunter der liebe und gute Rottenburg — der Vater des späteren Unterstaatssekretärs — ein schönes Festmahl mit Ueberreichung eines Pokals gegeben, und damit war wieder ein Abschnitt meines Lebens beendet.

---

## 11. Berufung nach Coburg.

In Berlin war für mich nach meinem letzten und längeren Aufenthalt in Danzig eine unangenehme Zwischenzeit eingetreten. Es war die Periode einer schleichenden Verstimmung, hervorgerufen durch die wiedererrungene Freiheit und Ziellosigkeit.

Der mir seit lange nahe bekannte Buchhändler Rudolph Gaertner, Inhaber der Amelangschen Buchhandlung (damals

noch in der Brüderstraße), hatte mir wohl für die erste Zeit eine Freude dadurch bereitet, daß er noch im Herbst 1861 sich sehr bereitwillig zeigte, meine in Danzig gehaltenen Vorträge über deutsche dramatische Frauengestalten in Verlag zu nehmen. Nachdem ich die Vorträge für den Druck bearbeitet und erweitert hatte, war das Büchlein unter dem Titel „Frauenkranz“ in einem zierlichen Bändchen erschienen und konnte noch auf den nächsten Weihnachtstisch kommen, welche günstige Gelegenheit aber leider sehr Viele übersehen hatten. Nächst meiner spurlos vorausgegangenen Gedichtsammlung war es die erste größere Arbeit von mir, die in einem angesehenen Verlag erschien. Aber obwohl alle kritischen Beurtheilungen des Büchleins äußerst anerkennend waren, so hatte es doch keinen rechten Erfolg. Woran das lag — ob es nicht gut genug oder vielleicht auch nicht trivial genug war —, das weiß ich nicht.

Mit Gutzkow war ich in Verbindung geblieben, indem ich ihm auf sein sehr freundliches Entgegenkommen zuweilen kleine Artikel für die von ihm redigirten und von Brockhaus herausgegebenen „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ schrieb. Aber das waren meist nur Bücherbesprechungen, die viel Mühe machten und natürlich wenig eintrugen.

Mit ein paar dramatischen Arbeiten hatte ich mich vergeblich bemüht. Zu solchen gehörte auch eine politische Komödie phantastisch-satirischen Inhalts, die ich „Germania Wobistu“ nannte. Die durchgehende realistische Figur darin war ein Nachtwächter; in einer kühnen Allegorie ließ ich den deutschen Bundestag in Frankfurt durch einen „Ritter“ sprengen und die darin gefangen gehaltene Germania Wobistu befreien. Vier Jahre später war diese meine Hoffnungsphantasie zur Wahrheit geworden.

Da das einzige Theater (das Friedrich-Wilhelmstädtische in Berlin), dem ich diese Komödie anbot, sich nicht zur Annahme entschließen konnte, ließ ich das Stück liegen. Vielleicht hätte es

sich als gedrucktes Buch ganz gut gemacht, aber als Theaterstück bot es zu viel Abstraktionen und setzte beim Publikum zu viel politisches Verständniß voraus.

Während meines ganzen Lebens bin ich durch jeden derartigen Fehlschlag zunächst etwas entmuthigt gewesen, und ich war es hier so sehr, daß ich nicht recht wußte, wohin ich mich mit meinen Bestrebungen wenden sollte.

Da kamen mir im Beginn des Frühlings 1862 zwei Anerbietungen zu Korrespondenzen für auswärtige Zeitungen. Die eine war die „Stettiner Ostsee-Zeitung“, ein damals sehr angesehenes politisches und Handels-Blatt; die andere Zeitung war das „Mannheimer Journal“, das besonders durch seine litterarischen Verbindungen eines gewissen Rufes genoß. Theodor Mügge war dafür viele Jahre hindurch der Berliner Korrespondent gewesen, und einige Zeit nach seinem Tode hatte die Redaktion gehofft, wie sie mir schrieb, für ihn in meiner Person Ersatz zu finden. Ich sollte mich keineswegs auf Politik beschränken, was mir auch gar nicht angenehm gewesen wäre, sondern über Alles berichten, was in Berlin — auch in Kunst, Litteratur und Theater — von Belang war. Das war mir nun ganz willkommen, und da ich für beide Zeitungen bereits den Anfang gemacht hatte, konnte ich hoffen, für diese Art der Thätigkeit mir bald weitere Kreise zu ziehen.

Zu meinem eigenen und auch zu beider Redaktionen Bedauern hörten diese Verbindungen schon nach einem Monat auf, indem ich durch ein anderes Anerbieten von Berlin abberufen wurde.

Im April erhielt ich nämlich von dem Dichter Eduard Tempeltey, den ich persönlich nur oberflächlich kennen gelernt, ein Schreiben aus Coburg mit der mich überraschenden Anfrage: ob ich vielleicht geneigt sei, die Redaktion der herzoglichen „Coburger Zeitung“ zu übernehmen? Tempeltey war erst einige Jahre zuvor durch seine Tragödie „Klytämnestra“ zu einem Namen gekommen, besonders durch die glänzende Aufnahme in

Wien. Auch in Berlin hatte das Stück Beifall gefunden, doch war der sogenannte „Achtungserfolg“, wie bei allen diesen Dramen antiker Stoffe, ein schnell vorübergehender.*) Da einige Zeit danach Ullrich auf den Antrag des Herrn v. Hülsen das durch den Tod des Hofraths Teichmann erledigte Amt des dramaturgischen Sekretärs in der Königlichen Intendantur übernommen hatte, war Tempeltey für die „National-Zeitung“ als Kritiker an seine Stelle getreten. Durch seinen freundschaftlichen Verkehr im Hause Franz Dunckers, des Besitzers der „Volks-Zeitung“, war er in nähere Beziehungen zu der damaligen Fortschrittspartei gekommen und wurde für das Büreau derselben als Sekretär angestellt. Seine Doppeleigenschaft als Dichter und als politischer Parteimann — obwohl er seiner ganzen poetisch angehauchten Natur nach dazu nicht geschaffen war — mochte wohl der Grund sein, weshalb der Herzog Ernst von Coburg sich bewogen fühlte, ihn als Kabinetsrath zu sich zu berufen. Der Herzog hatte dadurch immer eine Mittelsperson an seiner Seite, durch die er seine Beziehungen zur liberalen Partei unterhalten konnte, denn das war sein Bestreben.

Um dieselbe Zeit hatte Herzog Ernst in Coburg eine Zeitung ins Leben gerufen, um dadurch ein eigenes Organ zu haben, für gelegentliche Zwecke. Der erste Redakteur der „Coburger Zeitung“ war der dramatische Dichter Robert Giseke (Verfasser des Trauerspiels „Johannes Rathenow“). Giseke war aber schon damals von krankhaften Einbildungen befallen und hatte schon nach wenigen Monaten seinen Posten verlassen, um nicht wieder nach Coburg zurückzukehren.**)

*) „Klytämnestra“ hat zu verschiedenen Zeiten die Ehre gehabt, in Berlin für hofbühnenfähig gehalten zu werden, und jede der drei Tragödien — von Michael Beer, von Tempeltey und von Georg Siegert — hat es gerade zu drei Aufführungen gebracht.

**) Giseke, der außer einigen Schauspielen auch mehrere Romane verfaßt hat, wurde 1866 als gemüthskrank in das Kloster Leubus in

Der Herzog Ernst war damals noch auf einer Reise in Afrika, und Tempeltey, dem daran sehr gelegen war, bis zu seiner Rückkehr den Redaktionsstuhl wieder zu besetzen, hatte sich deshalb an mich gewendet. Dazu hatten ihn wohl zum Theil ein paar Feuilletons veranlaßt, die ich für die „National-Zeitung“ geschrieben hatte, vielleicht auch meine vorausgegangene dreijährige Redaktion der „Danziger Zeitung“. Obwohl ich nach dem Ende derselben keineswegs die Absicht hatte, noch einmal die öffentliche Meinung zu vertreten, so kam mir doch jetzt das Anerbieten sehr gelegen. Ich war ein „freier Mann“ in gerade nicht wünschenswerthem Sinne. In dem landschaftlich so reizend gelegenen Coburg, das ich drei Jahre vorher flüchtig besucht hatte, gerade im beginnenden Frühling meinen Wohnsitz zu nehmen, war mir ein sehr erfreulicher Gedanke. Und daß ich für einen so angenehmen Sommeraufenthalt auch noch ein Gehalt beziehen sollte, betrachtete ich als eine besondere Gunst des Schicksals.

Herzog Ernst II. war in jener Zeit der populärste deutsche Fürst. Ein Jahr vorher hatte er den an manchen Orten als gefährlich angesehenen „Nationalverein“ unter seinen Schutz genommen und auch sonst durch manche Handlungen sich als einer der aufgeklärtesten deutschen Fürsten erwiesen. Allerdings war er dabei durch seine persönlichen Bestrebungen, die in seiner starken Eitelkeit und Ruhmsucht wurzelten, mehrmals in Situationen gekommen, die sein freundliches Verhältniß zum preußischen Hofe stark erschütterten. Während er sich das unbestreitbare große Verdienst erworben hatte, mit Preußen die Militärkonvention zu schließen, und damit einen wichtigen Schritt zur Förderung der deutschen Einheit, wenigstens auf militärischem Gebiete, zu thun, fühlte er um so mehr das

Schlesien gebracht. Nachdem er dann einige Zeit in Breslau und Görlitz gelebt, kam er wieder nach Leubus zurück, wo er Ende 1890 verstorben ist.

Bedürfniß, als „liberaler“ Fürst auch in den größeren politisirenden und demonstrirenden Kreisen sich die Volksgunst zu erwerben. Bald nachdem ich schon in Coburg meine Stellung angetreten hatte, in der ich ganz unbehindert durch herzogliche Einflüsse war, hatte er auf dem allgemeinen deutschen Schützenfest in Frankfurt a. M. in der Schützenjoppe sich vom Volke bejubeln lassen. Daß man am preußischen Hofe dies so unverhüllt hervortretende Streben nach der Volksgunst nicht gern sah und es geradezu würdelos fand, wissen wir aus mehreren Briefen des Königs Wilhelm, der für alle solche Dinge den richtigen Blick hatte — während der Kronprinz Friedrich mit dem herzoglichen Oheim stets in freundlichen und vertraulichen Beziehungen blieb.

Ich konnte in Coburg sehr bald wahrnehmen, daß der „liberale“ Herzog in seinem eigenen Lande keineswegs die Beliebtheit genoß, um die er nach außen hin so eifrig und zum Theil auch mit Erfolg sich mühte. Denn seine zur Schau getragene Freisinnigkeit stand zu sehr im Widerspruch mit seinem Charakter, wie man ihn in den übersehbaren Grenzen seines eigenen Landes kannte. Während er gegen geringere Leute, die auf ihn angewiesen waren, oft recht schroff war und keinen Widerspruch duldete, konnte er nach anderer Seite hin seine Gunst oft an Unwürdige verschwenden, wenn er sie zu irgend welchen Zwecken benutzen konnte. Durch mancherlei persönliche Neigungen des Herzogs hatte ein derartiges Günstlingswesen vielfach Nahrung erhalten. Natürlich kannte man alle diese Dinge in der fränkischen Hauptstadt seines Herzogthums sehr genau, und im Anfang erstaunte ich oft über den Ton, in dem selbst höher gestellte Beamte sich über ihn äußerten.

Das Alles war mir noch unbekannt, als ich in Coburg dem Herzog als sein neuer Redakteur vorgestellt werden konnte, und ich war bei meiner ersten Zusammenkunft mit ihm, für

die ich mit Tempeltey zum Mittagessen geladen war, von der Liebenswürdigkeit seines Wesens sehr eingenommen. Und bestechend liebenswürdig konnte er sein, wo es seine Absicht war, Eindruck zu machen. Nur zweierlei hatte mich schon bei dieser ersten Unterredung bedenklich gemacht: Erstens, daß er auf allen Gebieten — der Politik, wie der Litteratur und der Musik — ein kompetenter Beurtheiler sein wollte, dabei aber stets, sobald man auf eine von ihm berührte Frage näher eingehen wollte, eiligst davon abschwenkte. Es war eben bei ihm in Allem eine fürstlich dilettantische Oberflächlichkeit. Was mich aber noch mehr stutzig machte, war die von mir gemachte Wahrnehmung, daß er, um eine von ihm geäußerte Meinung stärker zu bekräftigen, zur Unterstützung derselben auch Behauptungen aufstellte, die der Wahrheit entschieden zuwider waren.

Der Herzog war ein sonderbares Gemisch von wirklicher Begabung und Scheinwesen, von Liberalität und Härte, von Vorurtheilslosigkeit und Hoheitsdünkel.

Entschieden rühmenswerth war es an ihm, daß er den Muth hatte, gewisse in anderen deutschen Staaten politisch gemaßregelte Personen bei sich aufzunehmen. Zu diesen gehörten zwei höchst vortreffliche Männer, mit denen ich sehr bald herzlich befreundet wurde. In erster Reihe war dies der Generalsuperintendent Meyer aus Kurhessen, eine kernige und joviale Natur, von großer Liebenswürdigkeit und dabei einer der ausgezeichnetsten Kanzelredner, den die unerträglichen Zustände in seiner engeren Heimath von dort vertrieben hatten. Ein Anderer war der in Preußen gemaßregelte ausgezeichnete Staatsanwalt Oppermann, der aber erst Anfang 1863 sein Amt in Coburg antrat. Schon mehrere Jahre früher waren die beiden Schleswig-Holsteiner Sammer und Francke in den coburg-gothaischen Staatsdienst getreten. Ersterer hatte seinen Wohnsitz und seine Wirksamkeit in Gotha, kam aber häufig nach Coburg, wo ich nur bei zufälligen Begegnungen ihn

kennen lernte. Francke hingegen war in Coburg die Spitze des Ministeriums, und zu ihm war ich in mancherlei Beziehungen getreten, worauf ich noch zurückkommen werde.

Es war im Jahre 1862 ein besonders zeitiger und wundervoller Frühling. Meine fast ländlich zu nennende Wohnung lag in der kleinen Straße, in der sich das alte Gymnasium Casimirianum, gegenüber der Kirche des Schutzpatrons von Coburg St. Mauritius, befand. Von der um die Stadt sich ziehenden Promenade war meine Wohnung nur durch ein kleines Gärtchen getrennt, in dem mein braver Hauswirth mit besonderer Liebe seine Rosen pflegte. In der Zeit, da ich in Coburg meinen Wohnsitz nahm, begannen die Rosenknospen sich zu öffnen, und der meine Fenster umrankende blühende Wein füllte mit seinem köstlichen Dufte meine Zimmer.

Dreiundeinhalb Jahrzehnte sind seitdem vergangen, aber meine Liebe zu dem alten Städtchen mit seiner freundlichen Landschaft hat sich seitdem nicht vermindert. Während des ersten Sommers war ich täglich — oft auch zweimal am Tage, am Morgen und gegen Abend — nach der alten Feste Coburg hinaufgewandert, um von der oberen Bastei mit der alten großen Linde den Blick über die weit sich hinziehenden schönen Waldungen schweifen zu lassen.

Die Feste Coburg, deren gründliche Renovirung schon längere Zeit vorher der Baurath Rothbart aus Nürnberg übernommen hatte, ist bekanntlich als Lutherburg die fränkische Schwester der thüringischen Wartburg. Denn hier verweilte Luther in der Verborgenheit 1530, während Kurfürst Johann Friedrich sich zum Reichstag nach Augsburg begeben hatte. Unverbürgt ist die Annahme, daß hier das Lied „Ein' feste Burg“ entstanden sei.

Meine Spaziergänge zur Feste hinauf machte ich häufig in der Gesellschaft Tempelteys, oder auch meines lieben, leider schon früh verstorbenen Freundes, des Advokaten Dr. Louis

Rückert, eines Neffen des Dichters Rückert. Auch er war, wie alle aus dem Geschlechte der Rückert, von bedeutender Körperlänge. Bei großer geistiger Begabung war er jedoch im praktischen Leben von kindlicher Unbeholfenheit, was ihn mir aber besonders liebenswerth machte.

Weitere Spaziergänge, in die Waldungen beim Kallenberg, nach der Rosenau und weiter hinaus, liebte ich allein zu machen, welche Neigung mir auch bis heute noch, bei meinem alljährlichen Aufenthalt in den Bergen, verblieben ist.

## 12. Rückert in Neuses.

Sehr werthvoll wurde für mich mein freundschaftlicher Verkehr in der Familie Rückert, sowohl im Dorfe Neuses, wie besonders in Coburg bei seinem verheiratheten Sohne Dr. Karl Rückert, mit dem ich auch bis heute noch in treuer Freundschaft verbunden geblieben bin. Der älteste der Söhne, Heinrich, lebte damals als Professor der Geschichte in Breslau.*) Der zweite Sohn, eben der mir nahe befreundete Karl Rückert, war Arzt; zwei andere Söhne waren Landwirthe; der eine von diesen war in Meiningen, der andere verwaltete das Rückertsche Gut Neuses; ein fünfter endlich war Offizier in der preußischen Armee, ist aber auch schon seit vielen Jahren todt. Von den zwei Töchtern ist die jüngere, Anna, an den Coburger Arzt Dr. Berger verheirathet, während die ältere, Marie, im väterlichen Hause zu Neuses verblieb.

Friedrich Rückert, damals schon in der Mitte der Siebzig, hatte das Gut Neuses bei Coburg nach dem Tode seines Schwiegervaters, des coburgischen Archivrathes Fischer, 1836 in eigenen Besitz genommen. Zwar war er bekanntlich 1841 durch den König Friedrich Wilhelm IV. als Professor an die Universität Berlin berufen und hatte deshalb seinen

*) Er ist dort 1875 verstorben.

Wirkungskreis in Erlangen aufgegeben. Aber er war doch schon damals von der Dorfpoesie zu stark umfangen gewesen, als daß ihm eine große Stadt wie Berlin nicht hätte etwas unbehaglich sein sollen. Schon für den Winter von 1846 zu 1847 hatte er einen längeren Urlaub nach Neuses genommen, wo er im Dezember seine silberne Hochzeit feierte, vor Allem aber einige Schwierigkeiten, die ihm in den ökonomischen Verhältnissen seines Gutes erwachsen waren, zu beseitigen wünschte. Erst in dieser letzten Zeit hatte er in Berlin sich von dem gesellschaftlichen Leben ganz fern gehalten und blieb auf den Verkehr mit wenigen nahen Freunden beschränkt, die ihn besuchten. Man betrachtete ihn daher als Einsiedler oder — wie man zu sagen pflegt — als wunderlichen Heiligen. Daß er lieber in seiner Studirstube saß, als in den Salons der schöngeistigen Gesellschaft verkehrte, hatte zu mancherlei Anekdoten Anlaß gegeben, die aber zum Theil auf Erfindung beruhten; denn Rückert war trotz seiner Scheu vor gesellschaftlichem Glanz doch eine innerlich zu vornehme Natur und als Mensch zu bescheiden, als daß er gegen gesellschaftliche Formen, wo sie geboten waren, hätte verstoßen können. Daß er den Frack sehr ungern trug, aber ihn doch anzog, wo es die Sitte erheischte, zeigte er in den Versen eines jener vielen Gedichte, in denen er bei seiner Meisterschaft in der Behandlung der Vers- und Reimkunst auch durch die Grazie seines liebenswürdigen Humors so ergötzlich ist. Es sind die Verse, in denen er einmal seine Rückkehr nach Neuses besingt:

Aus der staubigen Residenz
In den laubigen frischen Lenz,
Aus dem tosenden Gassenschrei
In den kosenden stillen Mai —

und endlich nach einer längeren Reihe solcher köstlichen Antithesen in den Doppelreimen:

Aus dem häßlichen Stutzerfrack
Zu der läßlichen Gärtnerjack'.

Wenn diese sowohl durch Formvollendung wie durch den drolligen Humor reizvollen Verse (sie erschienen im „Berliner Taschenbuch“ 1843) durchaus keinen Anstoß erregen konnten, so verhielt sich das ganz anders in dem Cyklus von Gedichten, die er gleichzeitig unter dem Titel „Ein Winter in Berlin“ in dem Dresdener Tiedge-Album veröffentlichen ließ. Diese hatten in den Berliner Gelehrten- und Gesellschaftskreisen mit vollem Grund großes Aergerniß erregt, und es ist kaum begreiflich, wie Rückert zu einer so gehässigen Einseitigkeit in der Anschauung der Berliner Verhältnisse gelangen konnte. Das geräuschvolle Leben und den gesellschaftlichen Zwang würde er in jeder anderen großen Stadt ebenso peinlich empfunden haben. Es steckte in unserem Dichter und Orientalisten etwas von Lessings herrlichem Al Hafi. Unter der Masse seiner nachgelassenen kleinen Gedichte befinden sich auch die Verse, die ich hier nach seiner in meinen Besitz gekommenen Handschrift mittheile, weil sie recht hierher passen:

Macht Dich der brausende Sturm beklommen?
Zweierlei Hoffnung bleibt Dir im Braus:
Durch das Getös' hindurch zu kommen,
Oder aus dem Getös' heraus.

Durch seine letzte Abreise von Berlin — im März 1848 — war auch seine Stellung daselbst stillschweigend zu Ende gegangen, und der König war so rücksichtsvoll für den Dichter und Gelehrten, daß er ihn, trotz der kurzen Zeit seiner Berliner Professur, mit der Hälfte seines Gehaltes pensionirte. Seitdem konnte er bis an sein Lebensende in seinem geliebten Neuses verbleiben.

Das Dorf Neuses liegt an der nach dem herzoglichen Schlosse Callenberg führenden Straße, kaum eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, in der Ebene zwischen üppigen Wiesen und schönen Baumgruppen. Unmittelbar am Dorfe führt links von der Hauptstraße ein kurzer laubiger Weg in zwei

Minuten etwas aufwärts zu einem tiefbeschatteten Platz, auf dem ein mit mehreren poetischen Inschriften und bildlichen Zeichen bedeckter Obelisk die Ruhestätte des Dichters Thümmel anzeigt, der hier im Jahre 1817 als coburgischer Minister verstorben war. Diese Stätte macht in ihrer stillen Abgeschiedenheit und in dem Halbdunkel einen ernst-poetischen Eindruck, und auch Rückert hat sie in seinem großen Gedicht auf „Neuseß“ liebevoll beschrieben. Rechts von der Landstraße führt der Weg sogleich mitten ins Dorf, und hinter einer kleinen über die Lauter führenden Steinbrücke blickt man hinter einer grün glänzenden Wiese*) in den Garten Rückerts und auf die innere Seite seines Wohnhauses, dessen Wände vielfach von wildem Wein berankt sind, stets ein gesuchter Aufenthalt für Schaaren von Sperlingen, zu Rückerts großem Vergnügen. In dem recht ansehnlichen Dorf macht sich das Haus des Gutsherrn keineswegs als solches leicht kenntlich. Es ist zwar ziemlich ausgebreitet, aber man sieht, daß nie viel daran gebessert oder gar verschönt worden ist. Von der Hauptstraße des Dorfes etwas abseits gelegen, bildet es im Dorfe selbst eine bescheidene Idylle für sich. Hohe Bäume und Buschwerk umgeben es von allen Seiten, und links davon fließt der muntere Lauter-Bach hart an dem Hause vorüber, um sich bald danach der Itz, dem coburgischen Flüßchen, durch Zuführung von Wasser nützlich zu machen.

Wie eindringlich spricht sich des Dichters Liebe zu dieser Stätte in seinem schon älteren Gedichte „Abschied von Neuseß“ aus in den schönen Versen:

Neuer Sitz im alten Coburg,
Mir im Herbst ein neuer Lenz,
Meine kleine Freudenfrohburg,
Ehrenburg und Residenz.**)

*) In deren Mitte später die Kolossalbüste Rückerts aufgestellt wurde.

**) Die „Ehrenburg“ heißt das herzogliche Residenzschloß in der Stadt Coburg.

Dessen Schatten ein Vertrauter
Meiner Einsamkeiten sprießt,
Wo die Lauter hell und lauter
Meinem Zaun vorüberfließt;
Wo ich, was ich strebt', erstrebte,
Wo ich, was ich rang, errang,
Meinen Liebesfrühling lebte,
Meinen Liebesfrühling sang.

Ganz besonders erwähnt er darin auch die Lieblingsstätte auf seinem ländlichen Gebiete. Das war der nicht weit von Haus und Garten entfernte „Goldberg", der als das eigentliche Asyl des Dichters gelten konnte, wenn er von seinen orientalischen Sprachstudien ausruhte. Gras und Wiesenblumen, das anmuthige Tändeln der Schmetterlinge und das Gesumme der Käfer und Insekten am Gesträuch — das war ihm für seine poetische Stimmung reichliche Nahrung. In seinem übervollen Garten am Hause liebte er die Blumen von lebhaftester und reiner Farbe, während er alles Unbestimmte nicht recht gelten lassen mochte. Erheiternd war es anzusehen, wie er in seinem Garten Alles wachsen ließ, ohne daß die leitende Hand der Kultur nachhelfen durfte, denn jeder der Natur angethane Zwang war ihm zuwider. Nichts wurde beschnitten oder ausgejätet; die schönsten Rosen wechselten mit der Sonnenblume und anderen unebenbürtigen Pflanzen; ja mitten im Garten konnte man zwischen den Blumen ein Fleckchen Kornfeld von etwa zwei Meter Länge erblicken.

Neben dieser sein ganzes Wesen tief erfüllenden Liebe zur Natur bestand seine bekannte Neigung zu kunstvollem Spiel mit der Sprache nur als scheinbarer Gegensatz. Denn die Sprache der Poesie war ihm nicht allein das Mittel, Gedanken und Empfindungen in schöner Form auszudrücken, sondern die Sprache an sich war ihm ein großes Kunstziel, sie war ihm Selbstzweck, und in der erstaunlich reichen Ausbeute der in ihr enthaltenen Schätze war er allerdings „Künstler". Bei

seinem Bestreben, den Geist fremdländischer Poesien in unserer Sprache wiederzugeben, hatte er übrigens auch für die Leistungen Anderer auf diesem Gebiete die wärmste Anerkennung, wo es die Gerechtigkeit erheischte. Als ich einmal in Neuses im Gespräche mit ihm war, kam die Rede auf Shakespeare und dadurch auf Schlegels Uebersetzung, von der er mit wahrer Begeisterung sprach. Er bemerkte dabei — mit einem vorübergehenden Lächeln und nur ganz beiläufig andeutend —, daß ihm Schlegel persönlich nicht gerade angenehm gewesen sei;*) aber — fuhr er dann fort — als Uebersetzer sei er ihm ganz bewundernswürdig. Dabei rezitirte er, um ein Beispiel anzuführen, den Anfang des ersten Monologs Richards des Dritten: „Nun ward der Winter unsers Mißvergnügens“ ꝛc. In solchen Momenten nahmen seine eigenartig geformten, fast harten Gesichtszüge einen anmuthigen Ausdruck von heiterem Wohlbehagen an. Ueberhaupt aber war bei seiner über das gewöhnliche menschliche Maß hinausragenden Hünengestalt, von deren Haupte das silbergraue volle Haar bis auf die Schultern fiel, doch der Grundzug seines Wesens Milde und Wohlwollen, und wenn seinen Mund ein Lächeln umspielte, so war es, wie wenn die Abendsonne eine hohe Felsenstirn küßt.

Daß man an seiner Neigung zu Sprachkünsten, an seinem „Spiel mit Klang und Wort“ vielfach Anstoß nahm, wußte er sehr wohl, und über solche oberflächlichen Kritteler, die nicht im Stande waren, diese Seite seiner Dichtung als einen berechtigten Bestandtheil seiner ganzen dichterischen Eigenart zu würdigen, hat er sich oft genug geärgert. Unter jenen noch ungedruckt gebliebenen kleinen Gedichten, die ich in seiner Handschrift besitze, befindet sich auch ein Blättchen mit einer Reihe von Versen, in denen er in einer für sein sonst so mildes

---

*) Es bezog sich dies wohl auf Schlegels allbekannte grenzenlose Eitelkeit und Selbstverherrlichung.

Wesen ziemlich scharfen Weise sich ausspricht. Ich will hier davon nur die ersten beiden Vierzeiler wiedergeben:

Wie wenig auch, doch viel zu viel
Hab' ich bei meinem Zitherspiel
Bisher noch immer nachgefragt,
Was und was nicht der Welt behagt.

Viel Schmuckes hab' ich unterdrückt
Aus Furcht, ihr schien' es überschmückt,
Und meine feinste Redekunst
Geopfert ihrer schnöden Gunst.

Nun aber, fährt er fort, wolle er sich darum nicht weiter kümmern, sondern dichten, wie es ihm gefällt, und Alles „fein im Haus" behalten.

Das hat er denn auch gethan, und so lebte er in seinem coburgischen Dörfchen eine lange Reihe von Jahren als Poet und Weltweiser — im Geiste niemals ruhend, sondern immer dichterisch schaffend. Aber was er schrieb, das brachte er nur zu seiner eigenen Befriedigung aufs Papier, weil ihm das Dichten Bedürfniß war wie das Athmen. Keine Frage der Zeit, in der Politik wie in der Litteratur, kein Ereigniß in der zahlreichen Familie, mochte es seine Söhne und Töchter oder seine Enkel betreffen, und keine noch so geringfügige Wahrnehmung in der ihn umgebenden Natur ließ er an sich vorübergehen, ohne einige Verse darüber niederzuschreiben, die oft voll liebenswürdigen Humors waren, immer aber eine sinnige Nutzanwendung oder Lebensweisheit enthielten. Vor Allem beschäftigte ihn das Leben in der Natur angelegentlichst. Beim Füttern der Sperlinge widmete er ihnen kleine Gedichte; wenn sein Fuß an eine Schnecke stieß, so bekam die Schnecke ihr besonderes Häuschen in der Poesie; was in seinem Garten gedieh und nicht gedieh, sowie das Leben der Raupen, Spinnen und Käfer —: Alles war ihm Gegenstand für seine Verskunst,

weil für ihn nichts so gering war, daß ihm nicht eine poetische und allgemein ethische Betrachtung abzugewinnen gewesen wäre. Selbst wenn er die Maus in seinem Zimmer nicht mehr „schrapeln“ hörte, brachte er seine Vermuthungen darüber in Verse. In Allem aber war die milde und liebevolle Anschauung des Weltweisen, wenn es ihm auch bei manchen ihm widerwärtigen Erscheinungen in Litteratur und Kunst nicht an scharfen Stacheln fehlte. Aber wo er Zornesworte gebrauchte, da kamen sie aus seiner reinen Natur, die das Häßliche und Verkehrte wie das Schlechte von sich stieß.

Die hier nur in der Mannigfaltigkeit des Inhalts gekennzeichneten kleinen Gedichte und Sprüche, die er nicht mehr für die Leserwelt bestimmte, sondern nur aus innerstem Bedürfnisse zu Papier brachte, schrieb er auf einzelne Oktavblättchen in seiner zierlichen kleinen, aber klaren Schrift. Diese Blättchen wurden in einem besonderen Fache seines großen Pultes übereinander gelegt, und wenn das Fach voll war, wurde das Päckchen zusammengeschnürt, um Neuem Platz zu machen. Daß bei dieser seiner Art, einem jeden, auch an sich gleichgültigen Ereigniß, einer jeden Beobachtung in der Natur wie im Menschenleben eine poetische Seite abzugewinnen, auch vieles Unbedeutende mit unterlief, ist begreiflich, und bei seiner unausgesetzten Thätigkeit im Niederschreiben aller dieser Kleinigkeiten würde es ihm sehr lästig gewesen sein, hinterher daran zu feilen. Daß ihm auch bei den gedruckten Ausgaben seiner erstaunlich zahlreichen lyrischen Gedichte die Gabe für eine kritische Sichtung und zweckmäßige Auswahl fehlte, hat es wohl hauptsächlich verschuldet, daß im Ganzen Rückert nicht in so große Kreise des Volkes gedrungen ist, wie es seinem Werthe entsprechen müßte.

Die Zartheit seines Empfindens lernt man besonders aus den zahlreichen, zum Theil noch ungedruckten Gedichten kennen, die er an seine schon 1859 verstorbene Lebensgefährtin,

bekanntlich der Gegenstand seines „Liebesfrühling", noch nach ihrem Tode richtete. In seinem handschriftlichen Nachlaß hatte ich von diesen zum Theil wundervollen Gedichten etwa ein halbes Hundert gezählt. Auf mehrere dieser Blättchen hatte er unten an den Rand geschrieben: „Zum Liebesfrühling."

In seiner letzten Lebenszeit, da er kränklich wurde, hatte ihn häufig der Gedanke an den Tod beschäftigt. Weil gerade er den reichen Inhalt des Lebens so voll zu würdigen wußte, war ihm der Gedanke an die Trennung vom Leben schmerzlich. In solchen Stimmungen suchte er durch die Poesie sich damit auszusöhnen, und er hinterließ viele Lieder aus dieser Periode, die diese sanfte Abwehr des Schmerzlichen ausdrücken. Von ganz einzigem Reize in der Zartheit sind die wenigen Verse, die aus seinem Nachlaß bereits von Heinrich Rückert („Lieder und Sprüche") mitgetheilt sind:

Wie der Vogel auf dem Baum,
Der sich müd' am Tage sang,
Nur noch zwitschert leis' im Traum,
Daß es in der Nacht verklang:

Also werden meine Lieder
Leiser gegen meine Nacht;
Und die lautern sing' ich wieder,
Wenn mein neuer Tag erwacht.

Wie es für einen großen Dichter nothwendige Bedingung ist, so war auch Rückert ein reiner und edler Mensch. Bei seiner beispiellosen Fruchtbarkeit als lyrischer Dichter ist seine volle Würdigung auch bis heute nicht erschöpft worden, und es wird dies noch künftigen Geschlechtern überlassen bleiben. Wenn wir von seinen großen Dichtungen absehen, die mit seiner wissenschaftlichen Bedeutung als Orientalist zusammenhängen, so wird sich bei ihm Alles aus dem Grundton seines Charakters entwickeln lassen. Die Uebereinstimmung seines Geistes und

Herzens war es auch, was im Zusammensein mit ihm so wohlthuend berührte.

Es war eine verbreitete, aber falsche Meinung, daß er in seiner Abgeschiedenheit zu Neuses für Besuche ziemlich unzugänglich gewesen sei. Das war keineswegs der Fall. Sein ländlicher Sitz außerhalb des ohnedies von den großen Haupt-Reisestraßen etwas abseits gelegenen Coburg war wohl der Grund, daß er nicht allzu viel von Fremden überlaufen wurde. Wer aber zu ihm kam, und von wem er annehmen konnte, daß ihn mehr als oberflächliche Neugier zu ihm führte, den empfing der Dichter freundlich.

Ich selbst war nun freilich in der angenehmen Lage, am besten bei ihm eingeführt zu werden durch seinen Sohn Dr. Karl Rückert und dessen mir nicht weniger in treuer Freundschaft verbunden gewesene Frau, die eine Weimarerin und Urenkelin Wielands war. Der „Kranz der Kinder", in dem Rückert seines Lebens Herbst zu verleben wünschte („Abschied von Neuses"), war zwar nicht mehr vollständig, aber es waren doch noch immer zwei Töchter und zwei Söhne mit deren Frauen; und die Fehlenden wurden durch den frischen Kranz der Enkel ersetzt.

Für den ganzen Werth eines solchen Dichters und Menschen konnte ein Mann wie Ernst II. ein tiefer gehendes Interesse nicht haben. Aber der Dichter war immerhin ein Schmuck des Landes, und er wurde als solcher auch stets mit Aufmerksamkeit behandelt. In der ersten Regierungszeit des Herzogs war Rückert mit seiner Gattin einige Male beim jungen herzoglichen Paare auf dem Schloß Callenberg zum Thee. In den späteren Jahren hatte ihm der Herzog seine Aufmerksamkeit damit bewiesen, daß er ihn zuweilen unverhofft in seiner ländlichen Idylle besuchte. Als Tafelschmuck bei Hofe war der Landmann und Patriarch natürlich nicht zu verwenden. Rückert, der auch dem Herzog gegenüber stets offen und ehrlich

war, schätzte an ihm seine Bestrebungen für die deutsche Sache, ohne aber in seinem persönlichen Verhalten gegen ihn jemals weiter zu gehen, als die dem Landesherrn gebührende Ehrerbietung erforderte. Liebedienerei war seinem reinen und mannhaften Charakter wie seinem Selbstgefühl als Dichter gänzlich fremd.*)

---

## 13. Kleine und große Politik.

Ueber meine coburgische Redaktionsthätigkeit will ich hier nur kurz bemerken, daß sie in den ersten anderthalb Jahren durch keinerlei Rücksichten nach außen hin gebunden war. So

---

*) In einer dem Herzog Ernst gewidmeten, im Jahre 1886 erschienenen panegyrischen Schrift findet sich die Mittheilung, Rückert habe dem Herzog, als dem reformatorischen deutschen Fürsten, in einem Gedicht, das die Ueberschrift „Fürstenspiegel" trägt, ein großartiges „in der poetischen Litteratur einzig dastehendes Denkmal gesetzt". Wenn die Mittheilung und Deutung dieses Gedichtes nicht als eine bewußte und arge Fälschung angesehen werden soll, so ist sie mindestens ein sehr starker, auf Unkenntniß beruhender Irrthum. Das Gedicht ist allerdings von Rückert, aber es steht — in seiner „Weisheit des Brahmanen". Schon hiernach müßte der Verfasser jener Schrift wissen, daß die Verse sich unmöglich auf den Herzog Ernst II. beziehen können, denn erst acht Jahre nach dem Erscheinen jener Dichtung ist der Herzog zur Regierung gekommen! Die in der „Weisheit des Brahmanen" enthaltenen Verse (in der Ausgabe von 1837: IV. 25 und 26) beginnen:

Es ist ein kleiner Fürst im Land, den groß ich preise,
Den, weil er nicht will laut gelobt sein, lob' ich leise.

Nachdem hierauf die Tugenden und Verdienste des (ungenannten) Fürsten bezeichnet sind, schließt der erste der ihm gewidmeten Absätze:

Ihr größern, schaut auf ihn und nehmt von ihm ein Zeichen!
Wie müßt ihr wachsen noch, wenn ihr ihn wollt erreichen!

In Wahrheit bezogen sich die ganzen Verse, wie ich vom Sohne Rückerts weiß, auf den damaligen Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen, der in den dreißiger Jahren in seinem Ländchen mancherlei Reformen eingeführt hatte, die den freieren und vernünftigeren Anschauungen der Zeit entsprachen und Rückerts große Freude erregten.

vergnügt und frei ist in dieser Beziehung wohl nur selten eine „offiziöse" Zeitung redigirt worden. Selbst der in den ersten Sommer (1862) fallende Fürstentag zu Frankfurt, auf dem der Herzog sich bereits zu einer antipreußischen Haltung im Sinne Oesterreichs hatte verleiten lassen, verursachte mir insofern keine Schwierigkeiten, als ich keineswegs genöthigt war, etwas in die Zeitung zu bringen, das bestimmt gewesen wäre, die Haltung des Herzogs zu rechtfertigen. Oft genug hatte bei ihm der persönliche Ehrgeiz seine Klugheit überwunden. Ich lasse es dahingestellt sein, ob er damals schon das Bedenkliche seiner beim Fürstentag gespielten Rolle empfand; ich aber konnte mich gern begnügen, die spärlichen Thatsachen in aller Kürze zu berichten.

Bei dem unruhigen Temperament des Herzogs, das ihn fortwährend auf abenteuerliche Wege verlockte, wäre es mir in der That schwer gewesen, den offiziösen Charakter der Zeitung sehr ernst zu nehmen. So hatte ich auch Ende 1862 nach der griechischen Revolution und der Absetzung des Königs Otto über die Thronkandidatur des Herzogs Ernst — nur zu schweigen, was eine ganz angenehme Beschäftigung war. Bei dem jüngsten, die gesammte europäische Diplomatie erregenden griechisch-türkischen Krieg wird es Manchem in Erinnerung gekommen sein, daß auch der Herzog von Coburg einst allen Ernstes nach der griechischen Königskrone trachtete. Er war thatsächlich zu diesem Zwecke nach Athen gereist; vermuthlich hatte gerade er sich dazu berufen gefühlt, nachdem sein Neffe Prinz Alfred die auf ihn gefallene Wahl abgelehnt hatte. Ueber die Kandidatur des Herzogs Ernst hatten auch die Zeitungen bereits ganz bestimmte Nachrichten gebracht, und als die „Augsburger Allgemeine Zeitung" ein Telegramm aus London veröffentlichte: daß der Lord Elliot die Annahme der griechischen Krone seitens des Herzogs Ernst bereits in Athen angezeigt habe, wendete ich mich an Tempeltey nach Gotha mit der

Anfrage, ob das richtig sei. Wahrscheinlich stand aber die Sache schon damals so, daß es dem Herzog lieber war, wenn in seiner Zeitung ein diplomatisches Stillschweigen darüber beobachtet werde.

Mir selbst machten solche Zwischenfälle nicht viel Kopfzerbrechen. Da die Zeitung überhaupt von bescheidenem Umfang war, so ließ meine Arbeit dafür mir Zeit genug übrig zu meinen Spaziergängen und Ausflügen in die reizende Umgebung, wie auch zum geselligen Verkehr in der Stadt, ja sogar zu dem regelmäßigen Vergnügen auf der Kegelbahn. Denn das Kegeln war in Coburg ein so allgemeines Vergnügen, daß jede einigermaßen achtbare Bierwirthschaft auch mit einer eigenen guten Kegelbahn versehen sein mußte.

Neben den vielen freundlichen und auch freundschaftlichen Beziehungen, die ich hatte, war nur eine Person am herzoglichen Hofe, zu der mein Verhältniß kein gutes war und sich in der Folge mehr und mehr verschlechterte. Das war der Geheime Kabinetsrath v. Meyern-Hohenthal, ein geborener Braunschweiger. Gustav v. Meyern war nicht nur Kabinetsrath, sondern er war auch Intendant des Herzoglichen Theaters und sogar selbst dramatischer Dichter. Meine Berichte über die Theatervorstellungen wurden vom Publikum gern gelesen, weil man sich freute, daß ich auch auf diesem Gebiete meine Meinung unbefangen aussprach. Mit Herrn v. Meyern kam ich dadurch wiederholt in Differenzen, und als er einmal ein wirklich herzlich schlechtes Lustspiel geschrieben hatte, was ja dem besten Menschen widerfahren kann, hatte ich nach der Aufführung desselben bei aller nur möglichen Schonung doch meine wahre Meinung darüber nicht zurückgehalten. So bestand während der ganzen Zeit zwischen uns ein gegenseitiges Mißtrauen; aber ich that deshalb doch keinen Schritt, mich ihm persönlich zu nähern, weil ich mir vor Allem meine volle Freiheit bewahren wollte.

Gegen eine andere Persönlichkeit, die der Herzog wegen seiner politischen Pläne an sich gezogen hatte, oder sie doch sehr berücksichtigte, hatte ich aus ganz anderen Ursachen eine wirkliche Abneigung. Das war der Advokat Streit, der im Nationalverein eine herrschende Rolle spielen wollte und vom Herzog mehr, als gut war, geduldet und begünstigt wurde. Streit gehörte der demokratischen Richtung der Süddeutschen an und war Großdeutscher. Das wäre ja noch keineswegs bedenklich gewesen, wenn nicht auch sonst sein Charakter zur Vorsicht ermahnen mußte. Der Herzog hatte aber die Schwäche, auf gewisse persönliche Eigenschaften kein Gewicht zu legen, wenn er glaubte, solche Leute gelegentlich für sich benutzen zu können, oder wenn er es vermeiden wollte, sie sich zu Feinden zu machen. Streit hatte eine Buchdruckerei in Coburg angelegt und der Herzog hatte ihm den Druck der „Coburger Zeitung“ übergeben; außerdem hatte er auch den Druck der „Schützen- und Wehrzeitung“ und der Wochenschrift des Nationalvereins. Meine Stellung zu den beiden Wochenblättern war eine ganz unabhängige. Mit der Redaktion hatte ich nichts zu thun, denn die „Schützen- und Wehrzeitung“ hatte ein Herr Kallenberg in Stuttgart, für das Turnwesen aber der Staatsanwalt Sterzing in Gotha zu redigiren, und für das Wochenblatt des Nationalvereins, dessen eigentlicher Redakteur v. Rochow in Stuttgart war, hatte der mir nahe befreundete Advokat Dr. Louis Rückert die Verantwortlichkeit übernehmen müssen. Die kleinen Reibungen, die zwischen mir und Herrn Streit entstanden, will ich hier übergehen, und es ist auch nicht nöthig, das Ende seiner Laufbahn hier in Erinnerung zu bringen.

Mein guter Louis Rückert, der schon erwähnte Neffe des Dichters, hatte mit seiner Verantwortlichkeit für die Redaktion der Wochenschrift des Nationalvereins, um deren Inhalt er sich wenig kümmerte, ein unverschuldetes Mißgeschick, das aber

ziemlich humoristisch war. Da der Fall auch noch weitere Folgen hatte, wodurch er in ganz Deutschland bekannt wurde, so will ich die Angelegenheit hier als Episode einschalten. Im Fürstenthum Reuß-Greiz war eine „Prinzessin-Steuer" ausgeschrieben worden. Die Nachricht davon war in der Wochenschrift des Nationalvereins mit der Notiz in tendenziöse Verbindung gebracht worden, daß im Fürstenthum Reuß-Greiz das Betteln streng verboten sei. Die dadurch so berühmt gewordene Fürstin Caroline führte deshalb Klage gegen das Blatt, und mein guter Louis Rückert wurde in seiner Unschuld als „Verantwortlicher" (er selbst erfuhr erst dadurch von der Existenz jener bösen Notiz) zu zwei Wochen Gefängniß verurtheilt. Es war ein sehr merkwürdiger Zufall, daß gerade zwei meiner intimsten Freunde wegen der Fürstin Caroline haben „sitzen" müssen. Denn der Coburger Fall wurde in Berlin vom „Kladderadatsch" aufgegriffen, und gab ihm Anlaß zu einem allerdings sehr boshaften Gedicht, wegen dessen dann mein älterer Freund Ernst Dohm, der hierbei der wirklich Verantwortliche war, zu einer fünfwöchentlichen Gefängnißstrafe verurtheilt wurde, und er hat die Strafe in dem Hause am Molkenmarkt bis auf einen ihm erlassenen Rest auch abgesessen.*)

Daß ich selbst in Coburg viel Vertrauen auch bei den maßgebenden Persönlichkeiten der Stadt genoß, zeigte sich mir unter Anderen auch im Herbst 1863 bei der Feier eines schönen patriotischen Festes: es war der fünfzigste Jahrestag der Schlacht bei Leipzig, für den auch in Coburg große Festlichkeiten veranstaltet wurden. Am 18. Oktober, nach dem Gottesdienst

*) Es war im Dezember 1864, und da die preußischen Truppen gegen Ende des Monats aus Schleswig-Holstein siegreich zurückkehrten, war die damit verbundene Feier der Anlaß zur Abkürzung der Strafzeit geworden. Der darauf bezügliche Brief Bismarcks an Dohm ist in dem Anhang des von mir redigirten Bismarck-Albums des „Kladderadatsch" in Facsimile mitgetheilt.

in der Moritz-Kirche und nach dem Festzuge fand der Hauptakt in der Mittagsstunde auf dem Markt statt, und von dem aus den städtischen Behörden und anderen Persönlichkeiten gebildeten Komitee war ich zum Festredner ausersehen worden, was für mich, als einen in Coburg doch noch ziemlich fremden Gast, sehr ehrenvoll war. Von eigentlichen Verdiensten konnte ja bei mir noch kaum die Rede sein; aber vielleicht betrachtete man es als ein Verdienst, daß ich in meiner Stellung als Zeitungsredakteur meine geraden Wege ging und von Niemand mich beeinflussen ließ, auch nicht von Solchen, die auf des Herzogs Unterstützung rechnen konnten. Denn der Herzog hatte sich in der That von manchen spekulativen Abenteurern mißbrauchen lassen; und wenn solche meine Unterstützung durch die Zeitung zu erlangen hofften, so wies ich sie einfach zurück. In einem solchen Falle wurde mir eine sanfte Rüge beigebracht, die mich aber in meinen Grundsätzen nicht wankend machen konnte und zunächst auch weiter keine Folge hatte.

Gegen Ende des Jahres 1863, im November, trat nun ein politisches Ereigniß ein, dessen damals noch ganz unabsehbare Folgen auch meiner bescheidenen Stellung unvorhergesehene Schwierigkeiten bereiten sollten. Es war die Zeit, als mit dem Tode des Königs von Dänemark — durch die Erbfolgefrage in den Herzogthümern — das schon seit den letzten Jahren wieder angefachte Feuer für Schleswig-Holstein in ganz Deutschland zu hohen Flammen aufloderte.

Der Kampf für Schleswig-Holstein ist nie zuvor so populär gewesen, wie es im Beginn dieser leidenschaftlich erregten Tage der Fall war; wenigstens in Coburg habe ich diesen Eindruck gehabt. Im Saale des Rathhauses wurden Volksversammlungen gehalten unter Leitung des trefflichen Bürgermeisters Oberländer und unter lebhaftester Betheiligung aller einigermaßen namhaften Persönlichkeiten. Es wurden Erklärungen beschlossen, Sammlungen zur Unterstützung der

bedrängten Schleswig-Holsteiner wie auch zur Anschaffung von Waffen wurden veranstaltet, und in Coburg wie in Gotha fanden eifrige Uebungen für die sich bildenden Freikorps statt.

Auch Friedrich Rückert hatte in seiner Dorfidylle sich zu neuen Kampfesliedern mit wahrem Jugendfeuer erhoben, denn trotz seines Stilllebens verfolgte er alle Ereignisse, die mit dem Wohle und der Fortentwickelung unserer vaterländischen Fragen in Beziehung standen, mit ungeschwächtem Interesse. So war auch seine Feder sofort wieder bereit, das dänische Ereigniß, und was daran sich knüpfte, in einer kleinen Sammlung von Gedichten zu besingen. Wenn sein nationaler Zorn herausgefordert war, dann konnte der so liebevolle Dichter ganz erstaunlich grob werden. So trug er auch hier zu dem lodernden Feuer einige recht dicke Kloben bei, und die Freude daran gab ihm auch seinen kräftig sich äußernden Humor wieder.

In Coburg hatten zu der so starken Bewegung der Gemüther die Anwesenheit und der Eifer des Geheimen Staatsraths Francke, eines echten knorrigen Holsteiners, nicht wenig beigetragen. Ich war sehr bald in seinem Hause befreundet geworden. Im Anfang hatte ich in der liebenswürdigen Familie mich besonders auch an den ästhetischen Leseabenden betheiligt. Dies harmlose Vergnügen hörte nun auf, und der allgemeine Schlachtruf hatte auch mich auf den Plan der Kriegspoesie geschleudert; ein leidenschaftliches Gedicht von mir, „Zur Entscheidung!“, wurde zuerst (Anfang Dezember 1863) durch die „Schützen- und Wehrzeitung“ veröffentlicht. Sowie mir Francke für eine schon im Mai stattgehabte Versammlung eine kurz gedrungene Resolution aufgesetzt hatte, so wurde ich auch jetzt und fernerhin für die in der Zeitung zu erörternde Rechtsfrage von ihm ausreichend informirt. Indem Francke in Coburg und Sammer in Gotha mit ganzem Eifer für das Thronfolgerecht des Erbprinzen von Augustenburg alle Mittel

in Bewegung setzten, fanden sie auch im Herzog Ernst den bereitwilligsten Förderer. Als im Anfang des Jahres 1864, während die preußisch-österreichische Armee in die Elb-Herzogthümer einrückte, der coburgische Hof (wie stets um Neujahr) nach Gotha übergesiedelt war, hatte thatsächlich die Regierung des erhofften neuen schleswig-holsteinschen Staates ihren Sitz in Gotha, wo Sammer dem Thronprätendenten Friedrich als diplomatischer Berather zur Seite stand und die bereits mehr und mehr fühlbar werdenden Schwierigkeiten zu bekämpfen suchte. So herrschte dann ganz besonders in Gotha eine beispiellose Geschäftigkeit, ohne daß Jemand ahnen konnte, in welchen Hafen das so reich bewimpelte Schiff laufen werde.

Vor Allem aber war der Herzog Ernst, der sich zum Protektor des rechtmäßigen Prätendenten aufgeworfen hatte, von dem Gefühl beseelt, wieder einmal eine Rolle spielen zu können. Er hatte es deshalb für zweckmäßig gehalten, einen eigenen diplomatischen Vertreter nach den bereits okkupirten Herzogthümern zu schicken, und er hatte dafür seinen Kabinetsrath Tempeltey auserſehen. Während die Preußen in siegreichen Kämpfen schnell vorrückten, war Tempeltey bald in Kiel, bald in Flensburg 2c. Francke, der sich ebenfalls nach Holstein begeben hatte, schrieb mir am 9. Februar aus Kiel: „Dr. Tempeltey ist gestern, den 8ten, im tiefsten Schnee zu Fuß nach Flensburg von Schleswig gewandert, da Wagen nirgends disponibel für Zuschauer.“ — Aber auch dies Vergnügen endete unerwartet und in höchst unliebsamer Weise damit, daß er von dem preußischen Gouvernement ohne Umstände — ausgewiesen wurde, was auch der Herzog Ernst als einen sehr deutlichen Wink empfinden mußte. Tempeltey, der ja vom besten Willen und vor Allem von Enthusiasmus erfüllt war, hatte zwar einen Protest veröffentlicht gegen die Art und Weise, wie man mit dem Vertreter seines gnädigsten

Herrn verfuhr. Aber auch das änderte an dem Gang der Weltgeschichte nichts.

Die Sache wurde bereits für die gothaisch-augustenburgische Regierung — wie man zu sagen pflegt — brenzelig, obwohl ja das letzte Ziel Bismarcks, des damals allgemein Verhaßten, noch keineswegs zu durchschauen war. Daß der Erbprinz Friedrich von Augustenburg allenthalben in Deutschland als der rechtmäßige Herrscher für Schleswig-Holstein betrachtet wurde, hatte ja vor Allem schon darin seinen Grund, daß er den dänischen Ansprüchen gegenüber als der Vertreter des Deutschthums galt, und auch die holsteinschen Stände hatten sich für ihn ausgesprochen. Diese Umstände hatten auch der Agitation des Herzogs Ernst eine gewisse Popularität erhalten, während allerdings von Berlin aus die Sache schon in ein anderes Fahrwasser geleitet war.

Es kann hier nicht in meiner Absicht liegen, über die große politische Aktion, in der sich Bismarcks geniale Staatskunst wohl am glänzendsten gezeigt hat, mich zu äußern. Ich mußte aber diesen Zeitpunkt besonders hervorheben, weil in ihm (wie man gleich erfahren wird) auch der Ausgangspunkt für die Wendung in meiner persönlichen Stellung lag.

Wenn ich bis dahin ziemlich unbehelligt in meiner Redaktionsthätigkeit geblieben war, so erhielt dies schöne Gefühl der Zuversicht den ersten Stoß, als ich im Februar 1864 auf dem mir zur Verfügung stehenden Zeitungspapier mich gegen das Verhalten des Deutschen Bundes in nicht gerade respektvoller Weise geäußert hatte. Ich muß zuvor hier daran erinnern, daß seit dem Frankfurter Fürstentag die freundlichen Beziehungen des preußischen Hofes zum Herzog Ernst stark erschüttert waren. Und König Wilhelm, bei seinem klaren Blick für die ganzen Verhältnisse, hatte allen Grund, auch in der Folge über verschiedene Plänkeleien und bedenkliche Schritte

des Herrn Vetters gegen diesen sich theils erstaunt, theils ernstlich mißbilligend zu äußern. Hingegen blieb der Herzog mit dem preußischen Kronprinzen schon durch die gemeinsame Abneigung gegen Bismarck noch verbunden, und diese Uebereinstimmung wurde noch gefestigt durch die englische Verwandtschaft, die damals sicherlich mit dem coburgischen Schwager in diesem Punkte harmonirte.

In seinem bekannten Memoirenwerke äußert sich der Herzog über die Ernennung Bismarcks zum Ministerpräsidenten sehr vorsichtig ausweichend, indem er schreibt: „Was ich selbst darüber dachte, läßt sich kaum in wenigen Worten sagen.“ — Allerdings nicht, wenn man die Wahrheit umgehen wollte; aber im anderen Falle ließe es sich in wenigen Worten schon sagen: der Herzog war — wie ich aus persönlicher Erfahrung sagen kann — über die Ernennung Bismarcks aufs äußerste bestürzt, beunruhigt, ja sogar erbittert; denn er meinte, daß diese Wendung überaus gefahrvoll sei, für Preußen und für Deutschland. Aber er fühlte wohl, daß sie vor Allem gefahrvoll für ihn selbst war, für seine eigenen Pläne, die phantastisch genug waren, und mit denen seine ganze Popularitätssucht zusammenhing. Darüber ließe sich wohl noch Manches sagen; aber da ich nicht Geschichtschreiber bin, so beschränke ich mich auf das, was mich persönlich anging, und wofür ich noch schriftliche Zeugnisse in Händen habe.

Nicht etwa um mich zu rühmen, sondern einfach der Wahrheit gemäß kann ich hier bekennen, daß ich von Anbeginn seines Kampfes mit dem preußischen Landtag mich zu Bismarck hingezogen fühlte, weil ich vor Allem die Empfindung hatte: Gott sei Dank, das ist doch mal ein ganzer Mann, der auch die Entschlossenheit zum Handeln hat. Mit dieser meiner Ansicht stand ich freilich auch in Coburg allein und auch mit allen meinen Freunden und Bekannten im Widerspruch. In erster Reihe aber würde es dem Herzog

sehr recht gewesen sein, wenn ich seine Zeitung mit Angriffen gegen die verruchte Bismarck'sche Politik angefüllt hätte. Das that ich aber — trotz mehrfacher Winke — keineswegs, sondern ich beschränkte mich darauf, über die Vorgänge zu referiren, freilich so, daß auch hinter der scheinbaren Objektivität mein Widerstand gegen das allgemeine Geschrei zu spüren war.

Diese halbe Zurückhaltung gab ich im Anfang des Jahres 1864 immer mehr auf, wobei ich mehr meinem natürlichen Gefühle folgte als einem bestimmten Vorsatz. So kam es denn eben, daß ich einmal gegen die Politik des Deutschen Bundes einen so scharfen Angriff brachte, daß er allerdings in einem „Organ" des Herzogs als offenbarer Verrath angesehen werden mußte. Denn Herzog Ernst hatte sich gerade darauf eingerichtet, in der Majorität des Bundes eine Rolle zu spielen — natürlich der damaligen Sachlage nach in antipreußischem Sinne. Es durfte mich daher gar nicht wundern, daß mir für den Artikel ein scharfer Verweis zu Theil wurde, den mir des Herzogs Privatsekretär Herrmann zu übermitteln hatte. Das Schreiben „Im Höchsten Auftrag" war vom 21. Februar datirt und besagte, daß dieser so tadelnswerthe Angriff auf die Majorität des Bundes ohne Rücksichtnahme „auf den diplomatischen Verlauf der Verhandlungen" erfolgt sei, und Seine Hoheit könne es „nicht dulden, daß in seinem Organ eine entgegengesetzte Politik in dieser Frage beobachtet wird". Der Sekretär Herrmann, ein trefflicher, liebenswürdiger Mann, fügte dem herzoglichen Diktat ein Privatschreiben hinzu, worin er in freundlichster Weise mich über den Zorn des gnädigsten Herrn zu beschwichtigen suchte und mich bat, in Zukunft doch lieber solche Artikel gegen die Bundesmajorität zu vermeiden.

Diese Sorge um mein Heil war von dem braven Manne, der den Auftrag ungern ausgerichtet hatte, sicher sehr gut

gemeint, aber für meinen bösen Charakter verschwendet. Denn ich legte das herzogliche Diktat „zum Uebrigen“ und war keineswegs gesonnen, dem herzoglichen Zeitungsbesitzer auf seinen verworrenen Wegen zu folgen.

Von den beiden offiziellen Räthen des Herzogs Ernst standen der Geheime Kabinetsrath v. Meyern, der bekanntlich auch Dichter war, und Kabinetsrath Tempeltey auf ganz verschiedenem politischen Standpunkt. Das war für die schwankende Politik des Herzogs eine ganz zweckmäßige Einrichtung, denn er hatte auf solche Weise für jeden Fall einen ihm zustimmenden Berather, je nachdem gerade seine wechselnden Anschauungen ihn brauchten. Gustav v. Meyern, damals zugleich herzoglicher Theaterintendant, war durchaus österreichisch gesinnt, in diesem Falle also antipreußisch, und er brauchte deshalb jetzt allen Schritten des Herzogs nur zustimmend zu folgen. Kabinetsrath Tempeltey hingegen war von ganzem Herzen Preuße, und seine Stellung war deshalb von jenem Zeitpunkt ab eine so schwierige, daß der Herzog ihn auch gegen meine Widerspenstigkeit selten brauchte. Er wurde nur zuweilen beauftragt, mich mündlich zu erinnern, daß ich diesen oder jenen Artikel aus dem Kabinet noch immer nicht gebracht hätte. Und damit war die Sache dann abgethan.

Wie sehr aber die Politik des Herzogs durch den unverhofften und ihm unerwünschten Gang der schleswig-holsteinischen Angelegenheit gänzlich aus den Fugen einer nationalen Politik gerathen war, dafür möge das Folgende als Beispiel dienen: Als man über die Ziele der Bismarckschen Politik schon nicht mehr in Zweifeln sein konnte, obwohl sie selbst in der preußischen Kammer noch bekämpft wurden, wollte Herzog Ernst, um nur etwas für die von ihm vertretene Sache zu retten, lieber eine Theilung der Herzogthümer — der up ewig ungedeelten! — befürworten, als sie an Preußen oder unter dessen dominirenden Einfluß kommen zu lassen.

Ich berichte dies hier nicht etwa als eine bloße Meinung, sondern als eine Thatsache, die ich verbürgen kann, denn ich habe die von des Herzogs Hand geschriebene Anweisung zu einem Artikel — im Interesse der „Theilung als einziges Lösungsmittel" — in meinen Händen behalten und das Blatt seit zweiunddreißig Jahren mit Diskretion behandelt. Jetzt aber gehört es zu den Kleinigkeiten in der „Geschichte", und ich lasse es deshalb hier in der Original-Handschrift*) folgen:

Artikel.

Für die Theilung, als einziges Lösungsmittel zu sprechen.
Aus beiden Anlagen aus-führlich das Interessanteste auszuziehen und beide sofort zurückzusenden.

---

*) Es handelt sich hier nur um die zwei ersten Zeilen; das Uebrige betrifft, wie man sieht, eine Anweisung zur redaktionellen Benutzung anderer Schriften. Der darunter stehende Namenszug ist sehr flüchtig und undeutlich, während bei anderen aus dem Kabinet und in des Herzogs Namen von Herrn v. Meyern geschriebenen Anweisungen der Name des Herzogs in voller Deutlichkeit geschrieben ist.

Man könnte nun wohl zur Entschuldigung oder Milderung des Falles geltend machen, daß der Herzog durch seine Freundschaft und persönliche Theilnahme für den Erbprinzen Friedrich, der ja ein durchaus makelloser Charakter war, zu solcher Entgleisung gekommen sei. Aber nichtsdestoweniger zeigt es sich auch hier wieder, wie sehr bei diesem Fürsten überhaupt die persönlichen Interessen die wirklich nationalen überwogen.

Seinem Wunsche oder Befehle kam ich erst nach wiederholter Erinnerung daran insofern nach, als ich in einer nur kurzen Notiz bemerkte, daß die Ansicht von der Nothwendigkeit einer Theilung der Herzogthümer bereits mehr Anhänger fände. Im Uebrigen sorgte ich dafür, daß durch Abdruck anderer Artikel diese Ansicht wieder bekämpft wurde.

Trotz der durch des Herzogs Politik mir erwachsenen Schwierigkeiten hatte ich durch meine Art, die Dinge zu behandeln, mir übrigens — was ich jetzt wohl sagen darf — viele Sympathien in Coburg erworben, und zwar auch bei solchen Männern, an deren guter Meinung mir gelegen war. Zu diesen gehörte auch der gothaische Minister v. Seebach, an Verstand wie an vornehmem Charakter wohl einer der trefflichsten Minister, die je in einem der deutschen Klein- und Mittelstaaten gewesen sind. Wiederholt hatte er in freundlichen Schreiben mir einen Wunsch — ohne Wissen des Herzogs, aber in seinem wirklichen Interesse — mitgetheilt, wenn es nämlich darauf ankam, irgend eine von ihm befürchtete, weil nicht als zweckmäßig erachtete Mittheilung desselben lieber zu vermeiden. Derartige Wünsche trafen denn auch sicher mit meiner eigenen Meinung und Entschließung zusammen.

Bei alledem mußte ich mir ja sagen, daß der Herzog durchaus in seinem Rechte sei, wenn er in seiner eigenen Zeitung keine Politik dulden mochte, die der seinigen entgegengesetzt war. Ich wollte es deshalb zu einem förmlichen Bruche kommen lassen, und nachdem ich wiederholt seine Unzufriedenheit herausgefordert

hatte, wozu auch noch mancherlei Differenzen mit Herrn v. Meyern kamen, hatte ich meine Absicht erreicht. Im Herbst erhielt ich ein Schreiben: Seine Hoheit hätten sich wiederholt überzeugt, daß ich nicht gesonnen sei, die Zeitung in seinem Sinne zu redigiren, und er sähe deshalb den Vertrag mit Ablauf des Jahres als gelöst an.

Aber noch eines anderen Falles, der für die politische Einsicht des Herzogs sehr bezeichnend ist, möge hier gedacht sein.

Nach Beendigung des schleswig-holsteinischen Krieges, bevor aber noch das preußisch-österreichische Kondominat in den Herzogthümern bestand, war die Spannung zwischen dem König Wilhelm und dem intriguirenden Herrn Vetter eine immer ernstere geworden. Da fand in Wien Ende Oktober mit der Entlassung des Grafen Rechberg eine sehr wesentliche Veränderung im Ministerium statt, indem der zum Minister des Aeußern ernannte Graf v. Mensdorff berufen sein sollte, die noch schwebende Frage der okkupirten Herzogthümer für Oesterreich in günstigerer Weise zu lösen. Der Herzog Ernst und Graf v. Mensdorff-Pouilly standen zueinander in einem entfernt verwandtschaftlichen Verhältniß, und der Herzog hoffte nunmehr, in Wien einen politischen Einfluß zu erlangen, der ihm in Berlin unmöglich gemacht worden war. Ich that, als wisse ich von diesen Beziehungen nichts, und erlaubte mir die kleine Bosheit, in des Herzogs eigener Zeitung einen Artikel aus der Berliner „Volks-Zeitung" abzudrucken, worin Graf Mensdorff als Politiker in sehr scharfer Weise angegriffen wurde.

Darüber herrschte natürlich wieder große Entrüstung. Im Kabinet des Herzogs wurde darauf von ihm und dem Herrn v. Meyern ein aus Wien datirter Artikel verfaßt, der im Gegensatze zu jenen Angriffen die ausgezeichneten staatsmännischen Eigenschaften Mensdorffs hervorhob, mit allen seinen Vorzügen — „Redlichkeit und Geradheit, Wahrheitsliebe, Ver-

schwiegenheit und Energie" —, Eigenschaften, die unter seinem Vorgänger „mehr oder weniger zu vermissen waren".

Als ich diesen sonderbaren Artikel mit dem Befehl zum Abdruck in der Zeitung erhalten hatte, sandte ich denselben zurück, mit der ehrerbietigen Vorstellung, ob nicht einige Sätze darin, die ich angestrichen hatte, sehr übeln Eindruck machen und Anlaß zu Angriffen geben würden. Ich hatte die Genugthuung, das Manuskript mit Veränderung eines einzigen von mir besonders beanstandeten Satzes wieder zugeschickt zu erhalten, um den Artikel nun aber auch sofort zu bringen. Das that ich denn natürlich auch und habe mir das Aktenstück gleichfalls aufbewahrt.

In den engen Verhältnissen Coburgs hatte meine Entlassung wahrhaftes Aufsehen gemacht, und die Sympathien für mich waren dadurch nur gestiegen. „Männerstolz vor Königsthronen" macht ja immer populär. So wenig ich selbst auch — wie ich versichern kann — in meinem Leben nach solchem Ruhm gestrebt habe, so wurde es mir doch allgemein sehr hoch angerechnet, daß ich meine Selbständigkeit vor dem Fürsten des Landes bewahrt hatte. An den mancherlei darüber gegen den Herzog gerichteten kleinen Bosheiten in verschiedenen Blättern (besonders in Hildburghausen, Gotha ꝛc.) war ich völlig unschuldig. Denn da ich selbst diesen Ausgang mit Bewußtsein herbeigeführt hatte, so mußte ich ihn auch ganz in der Ordnung finden.

Noch länger als zwei Jahre war ich danach in dem mir sehr lieb gewordenen Coburg geblieben, und ich konnte also mit großer Heiterkeit noch beobachten, wie nach mir die „Coburger Zeitung" ganz als österreichisches Blatt versorgt wurde, bis — — ja bis! — nun, bis eben im Juni 1866 die Sache plötzlich ganz anders wurde.

---

## 14. Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen —.

Ehe ich nun auf die weitere Entwickelung der Dinge zu reden komme, habe ich vor Allem noch der hübschen Episode zu gedenken, mit der meine Redaktionsthätigkeit einen wirklich humoristischen Abschluß finden sollte.

Von Anbeginn meines Coburger Aufenthaltes hatten die dortigen Nachtwächter in mir eine liebevolle Theilnahme und Neigung erweckt, indem ihr eigenartiges Absingen der Stunden mich sehr gemüthlich berührte. Die Stadt hatte nach alter Sitte auch noch ihren Thurmwächter, der in der Stille der Nacht in seiner besonderen Sprache zu uns redete. In der einförmigen Regelmäßigkeit seiner musikalischen Signale lag für mich eine symbolische Hindeutung auf die gleichmäßig und unbeirrt durch alle Weltereignisse dahinschreitende Zeit. Was aber der Thurmwächter nur symbolisch andeutete, das sprach der Straßenwächter klar und deutlich aus, indem er nicht allein die Flüchtigkeit der Zeit uns zum Bewußtsein brachte, sondern in den allstündlich wechselnden Versen seines nächtlichen Liedes den Menschen auch an seine Pflichten erinnerte.

In der ersten Zeit hatte es mich wohl oft gestört, wenn der Wächter um zehn Uhr und danach wiederum jede Stunde, und zwar unmittelbar unter meinen Fenstern, in sein Horn stieß und einen Vers absang. Ich weiß nicht, ob er mich, als den Zeitungsredakteur, für einen ganz besonderen Sünder hielt, oder ob ihm nur daran lag, mich als Fremden mit der Moralphilosophie der nächtlichen Aufsichtsbehörde vertraut zu machen.

Ehe ich aber über seine Lehren ganz im Klaren war, das heißt, ehe ich die sämmtlichen Verse in den fortschreitenden Stunden auch gehört und richtig verstanden hatte, wurde mir zu meiner freudigen Ueberraschung von einem Freunde, der mein Interesse für die Nachtwächter kannte, eine kleine Druck=

schrift mitgetheilt, aus der ich ersah, daß die Coburger Nachtwächterverse von einem alten Lieblingsdichter des deutschen Volkes, nämlich von Christian Fürchtegott Gellert, herrührten. Das Lied war nämlich in einer 1861 zum Besten des Gellert-Denkmals in Hainichen herausgegebenen Schrift abgedruckt worden, und zwar als eine frühe Jugendarbeit, die aus der Zeit herrührte, da Gellert noch auf der Fürstenschule in Meißen war. Das Gellertsche Original des Liedes hat sieben Strophen und bezieht sich auf die Stunden von 9 bis 3 Uhr morgens — was ja auch recht bezeichnend für die veränderten Lebensverhältnisse ist.

Nachdem ich die Entdeckung der Gellertschen Autorschaft gemacht hatte, wollte ich doch auch meine Coburger Leser über den klassischen Ursprung ihres Nachtwächterliedes belehren, und ich wählte jene Verse zu einem Sylvesterartikel für die beiden letzten Nummern des Jahres, die auch zugleich die letzten unter meiner Redaktion sein sollten. Ich hatte zu diesem Zwecke die Verse selbst mit allerlei Randglossen versehen, die zwar in ihren allgemein menschlichen Beziehungen nichts Gefährliches enthielten, aber doch gedeutet werden konnten. Ehe ich auf diese Glossen und ihre schrecklichen Folgen zu reden komme, mögen hier die Gellertschen Verse selbst mitgetheilt sein. Sie lauten:

Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen:
Unsre Glock' hat neun geschlagen.
  Neun vergaßen Dank und Pflicht,
  Mensch, vergiß die Wohlthat nicht.
Unser Wachen wird nichts nützen,
Gott muß wachen, Gott muß schützen.
Herr, durch deine große Macht
Gieb uns eine gute Nacht.

Hört, ihr Herrn rc.
Unsre Glock' hat zehn geschlagen.
  Zehn Gebote schärft Gott ein,
  Ach, laßt uns gehorsam sein.

Hört, ihr Herrn ꝛc.
Unsre Glock' hat elf geschlagen.
  Nur elf Jünger blieben treu,
  Hilf, Herr, daß kein Abfall sei.

Hört, ihr Herrn ꝛc.
Unsre Glock' hat zwölf geschlagen.
  Zwölf das ist das Ziel der Zeit,
  Mensch, bedenk die Ewigkeit.

Hört, ihr Herrn ꝛc.
Unsre Glock' hat eins geschlagen.
  Eins ist Noth, o treuer Gott,
  Gieb uns einen sel'gen Tod.

Hört, ihr Herrn ꝛc.
Unsre Glock' hat zwei geschlagen.
  Zwei Weg' hat der Mensch vor sich,
  Herr, den besten lehre mich.

Hört, ihr Herrn ꝛc.
Unsre Glock' hat drei geschlagen.
  Drei ist Eins! Was Christ nur heißt,
  Ehrt Gott Vater, Sohn und Geist.

Das wären die Verse, soweit sie von Gellert herrührten. Der Coburger Nachtwächter, der erst um 10 Uhr sein Lied begann, hatte dafür noch zwei Strophen mehr, für 4 und 5 Uhr, und er fügte dann dem letzten Vers noch eine summarische Danksagung und Ermahnung hinzu, welche — wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht — also lautete:

Mensch, ermuntre deine Sinnen,
Denn die Nacht sie geht von hinnen.
Dank, Herr, daß du diese Nacht
Uns so väterlich bewacht.

Daß der jugendliche Gellert nicht weiter als bis 3 Uhr den Nachtwächter versorgt hatte, entsprang vielleicht einer zarten Rücksichtnahme auf die Thatsache, daß die meisten Menschen in jenen frühen Morgenstunden am festesten schlafen. Aber der Dichter hatte auch vorgeschrieben, daß die der ersten Strophe

angehängten vier Verszeilen: „Unser Wachen kann nichts nützen“ rc., auch einer jeden der folgenden Strophen hinzugefügt werden sollten. Daraus könnte man freilich den Schluß ziehen, daß das ganze Lied mehr für die Wachenden als für die Schlafenden berechnet war. Ich kann auch gestehen, daß mir in der ersten Zeit recht unheimlich zu Muthe wurde, wenn ich — um Mitternacht durch den schreienden Ton des Horns aufgeschreckt — den strengen Mahnruf vernahm: Mensch, bedenk die Ewigkeit! — Wie soll man denn auch beim Bedenken solcher transscendentalen Fragen ruhig schlafen!

In meinem Sylvesterartikel hatte ich außer solchen Glossen zum Thema des Nachtwächterliedes dem Haupttext auch noch andere Betrachtungen beigefügt. So bemerkte ich auch, daß ich über die Pflichten des „Gehorsams“, deren wir uns in der zehnten Stunde erinnern sollen, wohl einige darüber bestehende und voneinander abweichende Ansichten zur Sprache bringen könnte. Ferner hatte ich über die auf 2 Uhr bezüglichen Verse von den „zwei Wegen“ mir die Bemerkung erlaubt: Es gebe ja bekanntlich nur *einen* Weg zum Guten, aber tausend Wege zum Bösen. Möge man nun auch oft im Leben zweifelnd vor der Entscheidung stehen und sich fragen: Welches ist nun der rechte Weg, den ich zu gehen habe? — so glaube ich doch: Was Recht und Pflicht ist, das würde für den, der nach Recht und Pflicht handeln will, nicht gar so schwer zu erkennen sein. Freilich würde oft genug die Antwort anders lauten, wenn man nicht nach dem *besseren*, sondern nach dem *vortheilhafteren* Wege fragt. In meinem eigenen Lebenskatechismus habe eine solche Frage nie gestanden — und hieran hatte ich noch über Lakaiengehorsam und dergleichen einige ganz allgemeine Bemerkungen — ohne deutlich hervortretende Tendenz — geknüpft, die aber — infolge des vorausgegangenen Ereignisses meiner Kündigung — *nicht gedruckt* wurden, denn diese zweite Hälfte meines Artikels erschien nicht.

Als ich am letzten Tage des Jahres am Vormittag auf das mir stets zugestellte erste Exemplar der Zeitung vergeblich gewartet hatte, fragte ich in der Expedition nach und erfuhr zu meiner nicht geringen Ueberraschung, welches Gericht über das unschuldige Blatt auf Befehl Seiner Hoheit gehalten worden war: die schon gedruckte Nummer war bereits in der Buchdruckerei unterdrückt worden, um durch eine andere Ausgabe ersetzt zu werden; kurz — der Herzog hatte seine eigene Zeitung konfisziren lassen.

Einen heiterern Abschluß konnte wahrlich meine Redaktion nicht finden. Die in dem Blatte vom 30. Dezember erschienene erste Hälfte meines Artikels mochte vielleicht den Geheimen Kabinetsrath Herrn G. v. Meyern schon etwas stutzig gemacht haben, so daß er erwartete, die Fortsetzung werde etwas Böses enthalten. Und diese Voraussetzung verursachte es wohl auch, daß man wirklich etwas Böses darin fand.

In der hierauf hinter meinem Rücken veränderten zweiten Ausgabe der Zeitungsnummer, bei der man auch ganz korrekt meinen Namen als Redakteur weggelassen hatte, fehlte aber nicht nur jene zweite und größere Hälfte meines Sylvesterartikels, sondern es war noch eine andere Aenderung darin vorgenommen, die ich als bezeichnend für die Situation und für die Kabinetsweisheit erwähnen muß. Schon wiederholt hatte der Herzog sich gegenüber anderen Zeitungsnachrichten zu offiziösen Dementis veranlaßt gefühlt; wogegen er selbst sich nicht viel Skrupel über die Zuverlässigkeit der von ihm verbreiteten Nachrichten machte. So hatte er in den letzten Tagen mir durch das Kabinet eine Nachricht für die Zeitung zugeschoben, des Inhalts: Bismarck habe gegen den königlich sächsischen Gesandten wegen des Rückmarsches der sächsischen Truppen (aus Schleswig-Holstein) eine „Rüge“ ausgesprochen. Das offiziös sächsische „Dresdener Journal“ hatte diese Nachricht — zuverlässig aus sehr gutem Grunde — für „völlig

erfunden" erklärt. Darauf war mir nun aus dem herzoglichen Kabinet eine Duplik zugeschickt worden, in der über das Wort „völlig erfunden" bemerkt wurde: „Dieser Ausdruck dürfte übel gewählt sein. Es mag bezüglich des königlich sächsischen Gesandten eine Personenverwechselung (!) vorliegen; die Nachricht von der ausgesprochenen Rüge entstammt aber guter Quelle".

Ich hatte nun gar keine Lust, dies Meisterstück kabinetsräthlicher Weisheit und Unverfrorenheit noch auf das Konto meiner zu Ende gehenden Redaktion zu nehmen, und hatte deshalb der Notiz eine andere Fassung gegeben, die weniger dreist und bloßstellend war. Aber auch diese meine wirklich gute That wurde mit der konfiszirten Zeitungsnummer beseitigt, indem für die neue Ausgabe des Blattes das echte Kabinetsmeisterstück wieder hergestellt wurde.

Man wird nun wohl — das sehe ich voraus — nach allen diesen Geständnissen zu dem Urtheil kommen, daß ich zu einem „Offiziösen" nicht recht veranlagt war. Aber ich konnte darum doch sehr zufrieden sein, daß meine Redaktion einen so heiteren Abschluß gefunden hatte, und ich bin auch heute noch damit zufrieden. Nachdem ich mit der Zeitung den Drang des Ird'schen abgeschüttelt hatte, konnte ich — indem ich in Coburg noch ein paar Jahre verblieb — mich wieder einer erhebenderen Beschäftigung zuwenden. Denn dort war es, wo ich vor einem zahlreichen und mir lieb gewordenen Publikum meine Shakespeare-Vorträge begann, die dann, auf einem mehr und mehr erweiterten Gebiet, für eine Reihe von Jahren mir eine ungetrübte freie Thätigkeit verschaffen sollten. Auch in diesem Sinne hatte ich den „rechten Weg" gefunden, zu dem der gute Coburger Nachtwächter mich so oft ermahnt hatte.

---

## 15. Beginn meiner Shakespeare-Vorträge.

Meine Coburger Redaktionsthätigkeit hatte mich keineswegs so in Anspruch genommen, daß ich dabei nicht auch Muße hätte finden können, mich mit anderen litterarischen Arbeiten zu beschäftigen. Auch meinem altgewohnten Boden, dem Theater, war ich dadurch nicht ganz entfremdet worden. Die bloß kritische Beschäftigung damit hatte mir nicht genügen können, denn ich habe immer mehr Befriedigung darin gefunden, selbst zu schaffen, als über die Arbeiten Anderer zu urtheilen. So hatte ich denn auch noch im Sommer 1864 ein kleines Schauspiel geschrieben, das ich schon deshalb nicht ganz mit Stillschweigen übergehen kann, weil es der Zeitstimmung entsprang. Die schnellen und glänzenden Siege unserer Truppen in Schleswig-Holstein waren es, die mir die Stimmung gaben, eine der glänzendsten preußischen Waffenthaten unter Friedrich dem Großen, die Schlacht bei Roßbach, dramatisch zu besingen. In recht frischer und fröhlicher Stimmung hatte ich ein zweiaktiges Schauspiel mit Gesang geschrieben, das ich nach Berlin schickte, und das dort in dem neuen Wallner-Theater unter dem Titel „Bei Roßbach“ im Dezember zur Aufführung kam, und zwar mit sehr glücklichem Erfolge. Die eigentliche Handlung darin war allerdings eine ernste, aber der überwältigende Humor, der in jenem überraschenden Siege über die Franzosen lag, kam in zwei Gestalten zum Ausdruck, die in Berlin in den sichersten Händen waren. Das galt besonders von der Figur eines Trompeters der Seydlitzschen Kürassiere, den Reusche spielte. Da ich bei der Aufführung nicht anwesend war, aber schon in Berlin mit Reusche freundlichst verkehrt hatte, so erhielt ich von ihm einen noch am Abend nach der Vorstellung geschriebenen Brief, worin er in freudiger Weise mich benachrichtigte, daß „Bei Roßbach“ „ganz außerordentlich eingeschlagen“ habe. Ueber seine eigene Leistung, die sicher

ausgezeichnet war, berichtete er nur die Zahl der Applause und besonders auch, daß sein Lied auf den alten Fritz „rasend da capo“ begehrt wurde. Auch in den Tageskritiken, die dem Beifall des Publikums lebhaft zustimmten, wurde mit Zuversicht prophezeit: daß das Lied bald in Aller Munde sein würde. Das ist nun leider nicht eingetroffen, denn da der Direktor Wallner mit seinem neu eröffneten Theater vor Allem auf die Lokalposse spekulirte und auf etwas Neues von Kalisch wartete, so war er meinem Stück, das zur Tendenz des Possentheaters nicht stimmte, trotz der glänzenden Aufnahme nicht besonders gewogen. So wurde denn auch „Bei Roßbach“ auf dieser Bühne nicht sehr lange gefeiert, und infolgedessen hat das patriotische Stückchen auch außerhalb Berlins wenig Verbreitung gefunden, was mir heute noch sehr leid thut.

Unterdessen aber war ich in Coburg — Dank dem Ende meiner Redaktion — durch eine dramaturgische Thätigkeit anderer Art in ein neues Fahrwasser gelangt, in dem mein Schifflein unvermuthet schnell und glücklich vorwärts kam.

Da regelmäßig in der Jahreswende mit dem herzoglichen Hof auch das Theater für die zweite Hälfte des Winters nach Gotha übersiedelte, so kam mir der Gedanke, in dieser Zeit meinen vielen Freunden eine Reihe von Vorlesungen zu halten. Ein paar vereinzelte Vorlesungen hatte ich schon in den verflossenen Jahren dem Publikum des Kasino dargeboten. Dazu gehörten auch meine schon in Danzig vorgetragenen „Unterhaltungen mit Geistern“. Schon seit vielen Jahren aber hatte ich mich mit Shakespeare beschäftigt; erst kurz zuvor hatte auch das Jubiläumsjahr 1864, in dem die Feier seines dreihundertsten Geburtstages stattfand, mir Veranlassung zu einer Reihe von Artikeln für meine Zeitung gegeben, und ich schrieb danach auch für das bei Brockhaus erscheinende „Deutsche Museum“, dessen Redaktion Karl Frenzel übernommen hatte, mehrere Abhandlungen.

Für meine Vorlesungen in Coburg hatte ich mir zunächst sechs Dramen erwählt, und zwar drei Tragödien — „Julius Cäsar", „Romeo und Julie" und „Macbeth" — und die drei Komödien: „Kaufmann von Venedig", „Was ihr wollt" und „Sommernachtstraum". Da ich mir darüber klar war, daß für Vorlesungen oder Rezitationen ein gewisser Zeitraum nicht überschritten werden dürfe, um die Zuhörer nicht zu ermüden, daß aber mit dem dafür erforderlichen bloßen Zusammenstreichen des Dramas unmöglich die volle Wirkung desselben erreicht werden könne, so hatte ich mir für meine Vorträge eine besondere Form gebildet, indem ich die dramatische Rezitation mit kritischer Analyse der wegfallenden Partien verband. Ich begann zunächst, als ob ich nur über das Drama sprechen wollte, wobei ich sogleich die mir wichtigen Gesichtspunkte feststellte; dann flocht ich in die nur analysirenden Verbindungstheile mehr und mehr die Worte des Dichters selbst ein, bis ich dann in ganzen Scenen und auch längeren Scenenfolgen den Dichter selbst sprechen ließ, mit unterscheidender Charakterisirung der dramatischen Gestalten durch die Stimme. Durch diese Methode, des theils kritisch analysirenden, theils dramatisch rezitirenden Vortrages, gewann ich viel Zeit und konnte doch den vollen Eindruck von dem Ganzen geben. Die Schwierigkeiten, die in diesem Verfahren lagen, erkannte ich selbst erst im Laufe der folgenden Jahre, denn im Anfange war ich ohne viel Ueberlegung ans Werk gegangen; ich überließ das Gelingen mehr dem guten Glück. Für die Modulationen der Stimme, beim Charakterisiren der einzelnen Personen, hatte ich nicht die mindesten Vorstudien oder gar Zimmerübungen gemacht. Erst wenn ich im Saale vor der Zuhörerschaft sprach, gab ich den Reden der verschiedenen Personen diejenigen Tonfärbungen, die ich mir vorher beim stillen Lesen nur gedacht hatte. Auch in der Einrichtung der Stücke zu meinem Zwecke ging ich anfänglich sehr oberflächlich zu Werke. Es kam vor,

daß ich mit der nöthigen Durchsicht des Stückes noch nicht bis zum Schlusse gelangt war, wenn das Schlagen der Uhr mich mahnte, daß ich schon im Kasinosaal sein sollte.

Trotz dieser Leichtfertigkeit, mit der ich an die große Aufgabe gegangen war, konnte ich doch bald spüren, welche starke Wirkung die Vorträge auf mein Publikum machten, sowohl bei den Tragödien, wie bei den Lustspielen, unter denen mir von jeher „Was ihr wollt" als das Muster aller Lustspiele galt, und das ich auch wegen der darin so scharf gezeichneten humoristischen Gestalten mit besonderer Liebe meinen Vorträgen einreihte. Beim Vortrag des „Sommernachtstraum" hatte ich in Coburg, es war am Schlusse des ganzen Cyklus, die Mitwirkung der Musik zu Hülfe genommen, indem ich von zwei jungen Damen, die ich als meine musikalischen Elfen bezeichnete, die Zwischenspiele Mendelssohns auf dem Klavier vierhändig spielen ließ. Es waren dies eine junge allerliebste Klavierlehrerin Fräulein Schunke, und ein Fräulein Gerl, die später eine vortreffliche Sängerin wurde. Natürlich habe ich später die Mitwirkung der Musik sofort aufgegeben, und es ist mir dann sogar immer eine besondere Freude gewesen, auf diese gerade wegen ihres großen Reizes so gefährliche Rivalität verzichtend, einzig mit den Worten dieser wunderbaren Märchenkomödie große Wirkung zu machen.

In Coburg war dies etwas Anderes. Einmal waren dort meine Vorträge nur die ersten Versuche, und dann las ich dort in demselben Saal, in dem ich ein paar Jahre lang für die gesellschaftlichen Unterhaltungen der Kasinogesellschaft zu sorgen hatte. Dort hatte ich, außer dem, was ich persönlich bieten konnte, auch musikalische Abende veranstaltet, hatte zum Beispiel aus Mozartschen Opern, besonders aus „Figaros Hochzeit", größere Gruppen von Gesangsnummern, einschließlich der Finales, ausführen lassen. Sehr beliebt wurden auch die von mir veranstalteten Schattenspiele mit lebenden Personen. Unter

den zuweilen nach Coburg kommenden auswärtigen Künstlern, mit denen ich ein Konzert für die Kasinogesellschaft vereinbarte, war auch ein mit ihrer Mutter eingetroffenes, mir von München empfohlenes, noch sehr junges Mädchen, Sophie Menter, der ich für die Anfänge ihrer Künstlerlaufbahn behülflich war.

---

## 16.

## Karl Gutzkow. – Von Weimar nach St. Gilgenberg.

Aus der Zeit meines Coburger Wohnsitzes habe ich hier noch von meinen fortgesetzten Beziehungen zu dem Manne zu reden, dessen Leben und geistiges Wirken in dieser Zeit durch eine traurige Katastrophe unterbrochen wurde. Auch von Coburg aus hatte ich an Karl Gutzkow, der seit Anfang 1862 als Generalsekretär der Schiller-Stiftung in Weimar lebte, von Zeit zu Zeit Beiträge für die von ihm redigirten „Unterhaltungen am häuslichen Herd" geschickt, zu denen er mich wiederholt anregte. Nachdem ich meine Stellung in Coburg angetreten hatte, schrieb er mir einen Brief voll launiger Bemerkungen, sowohl über meine Stellung wie über andere Dinge. Da ich für die Zeitung noch Korrespondenten aus den benachbarten thüringischen Staaten suchte, hatte ich auch bei ihm angefragt, ob er mir dafür eine zuverlässige Person in Weimar empfehlen könne. Bereitwilligst entsprach er meinem Wunsche, indem er mir einen Herrn B., der für ihn zuweilen Sekretärsdienste that, empfahl. Sonderlichen Werth hatten diese Korrespondenzen für mich freilich nicht. Sie brachten meist gleichgültige Dinge oder es waren Nachrichten, die ich schon aus anderen Zeitungen erhalten hatte.

Einmal meldete er mir etwas Neues, aber gerade dies bereitete mir eine große Verdrießlichkeit: einen Konflikt mit

dem von mir sehr verehrten Dichter Victor Scheffel. Herr B. hatte nämlich geschrieben, Scheffel wäre — bei seiner Rückkehr aus einer thüringischen Heilanstalt (Ilmenau) — in Weimar gewesen und schiene erfreulicherweise ganz wieder hergestellt.

Es war damals das Gerücht verbreitet, daß der Dichter des „Ekkehardt" in einen krankhaften Zustand gerathen sei, den die Kranken selbst nicht gern eingestehen. Scheffel wird von solchen über ihn verbreiteten Gerüchten Kenntniß gehabt haben; deshalb war er infolge jener Nachricht über seine Rückkehr aus einer Heilanstalt sehr gereizt und schrieb aus Karlsruhe an mich — als an den Redakteur derjenigen Zeitung, durch die jene Mittheilung verbreitet worden — einen Brief mit der Forderung, ihm den Urheber jener durch die „Coburger Zeitung" verbreiteten Nachricht zu nennen. Ich theilte dies sofort Herrn B. in Weimar mit, zugleich bei ihm anfragend, ob er gegen die Nennung seines Namens nichts einzuwenden habe. B. war aber darüber höchlich erschreckt und bat mich inständigst, daß ich ihn nicht nennen möge. Ich sprach deshalb gegen Scheffel nur mein Bedauern über die falsche Nachricht aus, in der jedoch durchaus keine kränkende Absicht gelegen habe; den Namen aber des Korrespondenten könne ich ihm nicht nennen. Scheffel muß wohl eine bestimmte Person in Weimar in Verdacht gehabt haben, denn er wiederholte seine Forderung nochmals, worauf ich zum zweiten Male dies verweigern mußte, zugleich ihm aber fest versicherte, der Korrespondent sei ein durchaus harmloser, ihm wahrscheinlich ganz unbekannter Mensch, der nur ein Geschwätz aufgeschnappt habe, um es zu einer Korrespondenz zu verwerthen. Die mir unangenehme Sache war damit abgethan.

Da aber Herr B. mir auch sonst wenig nützte, so hatte ich bald danach unser Verhältniß in sanfter Weise gelöst. Schon vorher hatte ich Gutzkow über seinen Empfohlenen

Mittheilung gemacht, worauf er mir schrieb (am 22. Juni 1864), daß er mit dem Herrn schon seit einem Jahre auseinander sei, „aus Gründen, die ich nach meiner Auffassung nicht erzählen mag, da ich dem Herrn B. das audiatur et altera pars nicht abschneiden möchte". Aber demungeachtet fügte er sogleich den eigentlichen Grund hinzu, indem er bemerkte, daß Herr B., der auf seine (Gutzkows) Verwendung eine kleine Anstellung am Theater erhalten habe, nur noch im Interesse Dingelstedts thätig sei — „er ignorirt mich seit einem Jahre in seinen ihm von mir vermittelten Korrespondenzen". Damit war schon der Ursprung des in seinem Gemüthe keimenden Wahnes bezeichnet: es war die Persönlichkeit Dingelstedts. Auch in anderen seiner Briefe fand ich schon damals Manches, was für seine bald darauf ausbrechende Geistesstörung vorbedeutend klingt. Waren bis dahin in seine Klagen immer noch Züge wirklichen Humors, selbst manche mich ergötzende Scherze gemischt, so zeigten seine beiden letzten Briefe aus dem Sommer 1864 eine immer verbittertere Stimmung, aus der wiederholt sein tiefer Groll gegen diejenige Persönlichkeit sprach, neben der er, wie es schien, nicht länger zu bestehen vermochte. Für zwei solche Persönlichkeiten wie Gutzkow und Dingelstedt (Letzterer war damals der Intendant des Weimarischen Theaters) war eine Stadt wie Weimar zu klein und zu eng. Beide voll brennendem Ehrgeiz auf einem Boden, auf dem sich Beider Interessen nahe berührten. Der Eine aber, Gutzkow, voll Leidenschaftlichkeit und Erregtheit, in der er Alles, was ihn verdroß, gleich aussprühte —, Dingelstedt hingegen glatt und voll kühler Berechnung. An einer solchen Natur mußte Gutzkow mit seinem Temperament scheitern.

Noch im Juli desselben Jahres hatte Gutzkow in der ihm bereiteten Feier eines Jubiläums — vor fünfundzwanzig Jahren (1839) war sein erstes Schauspiel auf die Bühne gekommen — einige freundliche Eindrücke erhalten. In dem Briefe, mit dem

er mir auf meine Gratulation dankte, die ihm „innig wohlgethan“, berichtete er von den mancherlei Ehrenbezeugungen, die ihm zu Theil geworden waren. Bei dem Worte „Jubiläum“ hatte er eingeschaltet: „Ich möchte beischreiben sic! wie man thut, wenn ein Wort etwa das Gegentheil bedeuten sollte — ein deutscher Dramatiker und jubeln?!“ Ueber die ihm gewordenen Festgaben schrieb er: „Die besten Geschenke sind Becher und Wein. Das haben wir noch von den alten Deutschen. Dingelstedt hat kein Glück gewünscht, weil Gutzkow zu den Shakespeare-Repertoireüberschwemmungen kein Glück gewünscht.“

In demselben Briefe theilt er mir noch mit: „Ich wollte, wir wären heute in Dresden. Alle mir wohlgesinnten Autoren und Litteraturfreunde wollen heute nach Loschwitz, um Gryphius und wie ich höre — mich zu feiern. Ich sollte dabei sein, fürchtete aber die Nasenrümpfer.“

Seit diesem Briefe hatte ich bis zum folgenden Winter nichts von ihm gehört, bis mich die Schreckenskunde von seiner Entfernung von Weimar und seinem Selbstmordversuch traf.*) Bekanntlich war der Unglückliche nach diesem Ereigniß in eine Privat-Heilanstalt für Geisteskranke, nahe von Baireuth, gebracht worden.

Im Frühling desselben Jahres, im März 1865, hatte ich in Coburg den Entschluß gefaßt, mit meinen dort begonnenen Shakespeare-Vorträgen es auf einem anderen, mir weniger vertrauten Boden zu versuchen. Ich hatte Nürnberg dafür gewählt, wo ich Beziehungen zu ein paar Persönlichkeiten hatte, die mir für das Geschäftliche hülfreich beistanden. Auch dort hatte ich mit meinen Vorträgen lebhaften Anklang gefunden, der auch in den Nürnberger Blättern (es war der „Fränkische Kurier“ und der alte, seit Jahren ein-

*) Es geschah dies am 15. Januar 1865 in einem kleinen hessischen Orte Friedberg.

gegangene „Korrespondent") zum Ausdruck kam. Infolgedessen erhielt ich aus Baireuth von dem mir persönlich bekannten Buchhändler Gießel, bei dem das „Baireuther Tageblatt" erschien, die Anfrage, ob ich nicht Lust hätte, von Nürnberg aus das so nahe Baireuth zu besuchen, um auch dort ein paar Shakespeare-Vorträge zu halten. Ich ging auf den Vorschlag um so williger ein, als ich Gutzkow dort wußte, und es mich drängte, den Aermsten in seinem Asyl zu besuchen, falls dies überhaupt zulässig war.

Infolge meiner Zusage hatte das „Baireuther Tageblatt" die Nachricht von meinem beabsichtigten Hinkommen gebracht. Sobald Gutzkow, wie mir gleich danach mitgetheilt wurde, diese Notiz gelesen hatte, ersuchte er den Arzt Dr. Falco, er solle mich, sobald ich in Baireuth sei, sogleich zu ihm führen, da er Vieles mit mir zu sprechen habe.

Nachdem ich in Baireuth angelangt war und einiges Nothwendige wegen meiner Vorträge besprochen hatte, eilte ich nach St. Gilgenberg, wo die Anstalt des Dr. Falco war, in der Nähe des bekannten Lustschlosses Phantasie.

Es war gegen Mitte April. Der Schnee war bereits völlig geschmolzen und mildere Lüfte durchhauchten die zwar noch farblose, aber freundliche Landschaft. Nachdem ich bei dem Arzte mich hatte melden lassen, empfing mich derselbe mit besonderer Freude, denn, wie er mir sogleich mittheilte, hatte Gutzkow schon wiederholt, und zwar erst wieder an dem nämlichen Tage, nach mir gefragt, mit dem ausdrücklichen Bemerken: ich sei einer seiner besten Freunde. Daß der unglückliche Kranke bei seinem hochgradigen Verfolgungswahnsinn doch eines Menschen in so freundlichem Sinne sich erinnerte und sogar dringend nach ihm verlangte, während er doch im Uebrigen jede persönliche Annäherung fürchtete, erweckte begreiflicherweise bei dem Arzte die Hoffnung, daß ich im Stande sein würde, auf Gutzkows Gemüth einen wohlthuenden Einfluß

zu üben. Wie schwierig aber das war, ja wie aussichtslos, das sollte ich bald erfahren.

Der Arzt hatte mich zunächst in einem längeren Gespräch über den Zustand des Kranken genau unterrichtet, wobei er auch mancherlei Fragen that, um über diesen und jenen Punkt, der ihm noch unbekannt war, Aufschluß zu erhalten und vielleicht Nutzen daraus für seine Behandlungsweise ziehen zu können. Er unterrichtete mich über die verschiedenen Symptome seines Wahns, bezeichnete mir Manches, was ich im Gespräch zu vermeiden hätte, andere Dinge dagegen, die ich berühren möge. In letzterer Hinsicht lag es besonders in seinem Wunsche, daß es mir gelingen möchte, dem Kranken eine gute Meinung über ihn, den Arzt, beizubringen.

Nach dieser Vorbereitung führte mich Dr. Falco die Treppe hinauf. Er klopfte dann an die Thür, öffnete sie und meldete mich an.

Nicht ohne Befangenheit trat ich ein, wonach der Arzt sich entfernte, um mich mit dem Patienten allein zu lassen. Das Schwierige meiner Lage steigerte sich besonders dadurch, daß Gutzkow, anstatt mir entgegenzukommen, wie ich es erwarten durfte, sich im Gegentheil bis in das äußerste Ende seines geräumigen Zimmers zurückgezogen hatte. Die Arme auf dem Rücken, ließ er mich so bis dicht an sich herankommen, indem er den düsteren Blick unbeweglich auf mich richtete, als ob er erst erwarten wollte, was ich etwa Böses gegen ihn im Sinne habe.

Da ich nach den vorausgegangenen Mittheilungen erwarten durfte, freudig begrüßt zu werden, wird man es begreiflich finden, daß mich dieser Empfang etwas aus der Fassung brachte. Selbst wenn ich mich auf die Zusammenkunft genauer und fester vorbereitet haben würde, als es der Fall war, so würde ich vermuthlich alles Vorbereitete vergessen haben. Da ich aber durchaus nicht mit einer eingelernten Rolle zu ihm

gekommen war, sondern Alles dem Augenblick überlassen wollte, so hatte ich die größte Mühe, in dieser schwierigen Lage ihm die nöthige Unbefangenheit zu zeigen.

Als ich dicht vor ihm stand, reichte ich ihm meine Hand dar, die er aber nur zögernd, immer den forschenden Blick auf mich gerichtet, entgegennahm. Offenbar war ihm in dem Augenblicke meines Erscheinens der Gedanke gekommen: ob ich nicht doch vielleicht auch unterdessen von dem gegen sein Leben gerichteten „Komitee" gewonnen worden sei? Denn das Bestehen eines solchen Komitees war, wie ich bald aus dem sich entwickelnden Gespräch entnahm, der Mittelpunkt seines Irrwahns, die eigentliche fixe Idee, die ihn beherrschte.

Nachdem ich einige möglichst unbefangene Worte zu seiner Begrüßung gesagt hatte, erwiderte er ruhig: „Ich sehe, Sie sind von dem Menschen hier" — mit dieser Bezeichnung sprach er wiederholt von dem Arzte — „schon über meine Person instruirt worden." Indem ich mit einiger Mühe meine Verlegenheit zu bekämpfen suchte, antwortete ich ihm, ich wüßte nicht, was er damit meine; ich sei, wie ihm ja bekannt, zufällig nach Baireuth gekommen und hätte mich sehr gefreut, daß er meiner in so freundlicher Weise gedacht und mich zu sprechen gewünscht habe; deshalb sei nach meiner Ankunft in Baireuth mein erster Gang zu ihm gewesen. Nun schien ihm doch durch meinen Ton und meine ganze Haltung und Miene die bessere Empfindung gegen mich wiederzukommen. Er fühlte offenbar, daß ich nicht zu dem Komplott gegen ihn gehören könne. Nachdem er nochmals einen forschenden, aber milderen Blick auf mich gerichtet, deutete er auf das Sofa und sagte: „Nun bitte, setzen Sie sich; ich werde Ihnen die ganzen Ereignisse, wie sie sich mit mir zugetragen, erzählen."

Als ich mich gesetzt hatte, begann er seinen Bericht mit solcher Klarheit, in so vollkommen logischem Zusammenhang der mir ja schon bekannten Vorgänge, daß man hierbei den

Gedanken an eine geistige Störung des Mannes hätte verlieren können. Seine Kämpfe und Streitigkeiten in der Schiller-Stiftung, die Aergernisse, die ihm durch widerstrebende Meinungen und angebliche, gegen ihn gesponnene Intriguen bereitet wurden, bildeten den Anfang seines Berichtes. Schon hierbei hatte er wiederholt und mit gesteigerter Erregtheit Dingelstedts gedacht. Dann fuhr er ungefähr so fort: „Zu den fortwährenden Aufregungen, die mir diese Angelegenheiten verursachten, kam noch hinzu, daß ich durch angestrengtes Arbeiten an einem neuen Roman" — hier schaltete er wörtlich ein: „Er spielt in Hohenschwangau" — „meine Nerven sehr zerrüttet waren.*) Zu alledem erfuhr ich dann, daß sich in Deutschland ein Komitee gebildet hatte, dessen Bestreben es war, mich geistig und physisch zu ermorden." Bei dieser Wendung steigerte sich seine Aufregung in hohem Maße; er stand auf und ging mit großer Unruhe auf und nieder. Dann wieder vor mir stehen bleibend, fuhr er in seinem Berichte fort, wie dies gegen ihn gebildete Komitee über ganz Deutschland verbreitet sei, und daß an der Spitze desselben — Dingelstedt stehe.

Endlich kam er denn auch, immer den richtigen Zusammenhang der Ereignisse festhaltend, auf seinen Selbstmordversuch zu sprechen, den er nur kurz und mit einer gewissen Scheu erwähnte und ihn einer vorübergehenden geistigen Störung zuschrieb, die er durch die mannigfachen Erschütterungen seines Gemüthes erlitten habe. Als er in der Folge nochmals Dingelstedt als den Leiter jener Verbindung bezeichnete, versuchte ich es, durch ein nur scheinbares Eingehen auf seine Behauptungen, ihn von diesem Wahne abzubringen. Ich that, als habe ich selbst allerdings eine sehr üble Meinung von Dingelstedt, besonders auch von dessen Gesinnung gegen ihn, fuhr aber dann lächelnd fort: ich hätte trotzdem die Ueber-

*) Der Roman „Hohenschwangau" erschien erst drei Jahre später.

zeugung, daß ein Mensch von der Natur Dingelstedts nie zu der Willensstärke und zu dem Entschlusse kommen könne, ihn zu ermorden. Da flammte es unheimlich wild in Gutzkows Blicken auf und er rief mit bebender Heftigkeit: „Dingelstedt?! Hier — auf dieser Stelle würde er mir das Messer in die Brust stoßen!“

Gegenüber dieser Wildheit seines schrecklichen Wahnes war nun in der That nichts zu machen. Um ihn aber etwas zu beruhigen und auf andere Gedanken zu bringen, ging ich scheinbar absichtslos ans Fenster und äußerte, indem ich hinausblickte, meine Freude über die angenehme Lage seiner jetzigen Wohnung. „Ja“ — sagte er mit bitterem Hohn —, „sehen Sie nur die Eisenstäbe“, und wies dabei auf die in der That zu seiner Sicherheit vergitterten Fenster. Dann blickte er mit mir hinaus und deutete auf eine Gruppe von Leuten, die draußen in den Gartenanlagen mit Erdarbeiten beschäftigt waren, und sagte: „Sehen Sie diese Leute dort; die gehören alle zu dem Komitee und stehen alle im Solde des schrecklichen Menschen, der mich hier eingesperrt hält.“

Da er wiederholt mit solchem Ausdruck des Widerwillens, ja des Abscheus, von dem Arzte sprach, einer durchaus freundlichen und sehr einnehmenden Persönlichkeit, so fühlte ich, wie schwer es sein würde, dessen Wunsch zu erfüllen, das heißt gelegentlich dem Kranken eine gute Meinung über ihn beizubringen. Ich that denn auch bei Gutzkows letzter Aeußerung, als ob ich gar nicht verstände, wen er mit jenem „schrecklichen Menschen“ meine, brachte aber dann bald selber bei der nächsten mir sich bietenden Gelegenheit das Gespräch auf den Arzt. Ich bemerkte dem Kranken, wie erfreulich es mir gewesen wäre, mit welcher innigen Theilnahme und Verehrung sich Dr. Falco über ihn zu mir sich ausgesprochen habe. Wir standen jetzt Beide in der Mitte des Zimmers. In Gutzkows Brust wogte es heftig, und er antwortete mir: „Nun, dafür

dem von mir sehr verehrten Dichter Victor Scheffel. Herr B. hatte nämlich geschrieben, Scheffel wäre — bei seiner Rückkehr aus einer thüringischen Heilanstalt (Ilmenau) — in Weimar gewesen und schiene erfreulicherweise ganz wieder hergestellt.

Es war damals das Gerücht verbreitet, daß der Dichter des „Ekkehardt" in einen krankhaften Zustand gerathen sei, den die Kranken selbst nicht gern eingestehen. Scheffel wird von solchen über ihn verbreiteten Gerüchten Kenntniß gehabt haben; deshalb war er infolge jener Nachricht über seine Rückkehr aus einer Heilanstalt sehr gereizt und schrieb aus Karlsruhe an mich — als an den Redakteur derjenigen Zeitung, durch die jene Mittheilung verbreitet worden — einen Brief mit der Forderung, ihm den Urheber jener durch die „Coburger Zeitung" verbreiteten Nachricht zu nennen. Ich theilte dies sofort Herrn B. in Weimar mit, zugleich bei ihm anfragend, ob er gegen die Nennung seines Namens nichts einzuwenden habe. B. war aber darüber höchlich erschreckt und bat mich inständigst, daß ich ihn nicht nennen möge. Ich sprach deshalb gegen Scheffel nur mein Bedauern über die falsche Nachricht aus, in der jedoch durchaus keine kränkende Absicht gelegen habe; den Namen aber des Korrespondenten könne ich ihm nicht nennen. Scheffel muß wohl eine bestimmte Person in Weimar in Verdacht gehabt haben, denn er wiederholte seine Forderung nochmals, worauf ich zum zweiten Male dies verweigern mußte, zugleich ihm aber fest versicherte, der Korrespondent sei ein durchaus harmloser, ihm wahrscheinlich ganz unbekannter Mensch, der nur ein Geschwätz aufgeschnappt habe, um es zu einer Korrespondenz zu verwerthen. Die mir unangenehme Sache war damit abgethan.

Da aber Herr B. mir auch sonst wenig nützte, so hatte ich bald danach unser Verhältniß in sanfter Weise gelöst. Schon vorher hatte ich Gutzkow über seinen Empfohlenen

Mittheilung gemacht, worauf er mir schrieb (am 22. Juni 1864), daß er mit dem Herrn schon seit einem Jahre auseinander sei, „aus Gründen, die ich nach meiner Auffassung nicht erzählen mag, da ich dem Herrn B. das audiatur et altera pars nicht abschneiden möchte". Aber demungeachtet fügte er sogleich den eigentlichen Grund hinzu, indem er bemerkte, daß Herr B., der auf seine (Gutzkows) Verwendung eine kleine Anstellung am Theater erhalten habe, nur noch im Interesse Dingelstedts thätig sei — „er ignorirt mich seit einem Jahre in seinen ihm von mir vermittelten Korrespondenzen". Damit war schon der Ursprung des in seinem Gemüthe keimenden Wahnes bezeichnet: es war die Persönlichkeit Dingelstedts. Auch in anderen seiner Briefe fand ich schon damals Manches, was für seine bald darauf ausbrechende Geistesstörung vorbedeutend klingt. Waren bis dahin in seine Klagen immer noch Züge wirklichen Humors, selbst manche mich ergötzende Scherze gemischt, so zeigten seine beiden letzten Briefe aus dem Sommer 1864 eine immer verbittertere Stimmung, aus der wiederholt sein tiefer Groll gegen diejenige Persönlichkeit sprach, neben der er, wie es schien, nicht länger zu bestehen vermochte. Für zwei solche Persönlichkeiten wie Gutzkow und Dingelstedt (Letzterer war damals der Intendant des Weimarischen Theaters) war eine Stadt wie Weimar zu klein und zu eng. Beide voll brennendem Ehrgeiz auf einem Boden, auf dem sich Beider Interessen nahe berührten. Der Eine aber, Gutzkow, voll Leidenschaftlichkeit und Erregtheit, in der er Alles, was ihn verdroß, gleich aussprühte —, Dingelstedt hingegen glatt und voll kühler Berechnung. An einer solchen Natur mußte Gutzkow mit seinem Temperament scheitern.

Noch im Juli desselben Jahres hatte Gutzkow in der ihm bereiteten Feier eines Jubiläums — vor fünfundzwanzig Jahren (1839) war sein erstes Schauspiel auf die Bühne gekommen — einige freundliche Eindrücke erhalten. In dem Briefe, mit dem

er mir auf meine Gratulation dankte, die ihm „innig wohlgethan“, berichtete er von den mancherlei Ehrenbezeugungen, die ihm zu Theil geworden waren. Bei dem Worte „Jubiläum“ hatte er eingeschaltet: „Ich möchte beischreiben sic! wie man thut, wenn ein Wort etwa das Gegentheil bedeuten sollte — ein deutscher Dramatiker und jubeln?!“ Ueber die ihm gewordenen Festgaben schrieb er: „Die besten Geschenke sind Becher und Wein. Das haben wir noch von den alten Deutschen. Dingelstedt hat kein Glück gewünscht, weil Gutzkow zu den Shakespeare-Repertoireüberschwemmungen kein Glück gewünscht.“

In demselben Briefe theilt er mir noch mit: „Ich wollte, wir wären heute in Dresden. Alle mir wohlgesinnten Autoren und Litteraturfreunde wollen heute nach Loschwitz, um Gryphius und wie ich höre — mich zu feiern. Ich sollte dabei sein, fürchtete aber die Nasenrümpfer.“

Seit diesem Briefe hatte ich bis zum folgenden Winter nichts von ihm gehört, bis mich die Schreckenskunde von seiner Entfernung von Weimar und seinem Selbstmordversuch traf.*) Bekanntlich war der Unglückliche nach diesem Ereigniß in eine Privat-Heilanstalt für Geisteskranke, nahe von Baireuth, gebracht worden.

Im Frühling desselben Jahres, im März 1865, hatte ich in Coburg den Entschluß gefaßt, mit meinen dort begonnenen Shakespeare-Vorträgen es auf einem anderen, mir weniger vertrauten Boden zu versuchen. Ich hatte Nürnberg dafür gewählt, wo ich Beziehungen zu ein paar Persönlichkeiten hatte, die mir für das Geschäftliche hülfreich beistanden. Auch dort hatte ich mit meinen Vorträgen lebhaften Anklang gefunden, der auch in den Nürnberger Blättern (es war der „Fränkische Kurier“ und der alte, seit Jahren ein-

*) Es geschah dies am 15. Januar 1865 in einem kleinen hessischen Orte Friedberg.

gegangene „Korrespondent") zum Ausdruck kam. Infolgedessen erhielt ich aus Baireuth von dem mir persönlich bekannten Buchhändler Gießel, bei dem das „Baireuther Tageblatt" erschien, die Anfrage, ob ich nicht Lust hätte, von Nürnberg aus das so nahe Baireuth zu besuchen, um auch dort ein paar Shakespeare-Vorträge zu halten. Ich ging auf den Vorschlag um so williger ein, als ich Gutzkow dort wußte, und es mich drängte, den Aermsten in seinem Asyl zu besuchen, falls dies überhaupt zulässig war.

Infolge meiner Zusage hatte das „Baireuther Tageblatt" die Nachricht von meinem beabsichtigten Hinkommen gebracht. Sobald Gutzkow, wie mir gleich danach mitgetheilt wurde, diese Notiz gelesen hatte, ersuchte er den Arzt Dr. Falco, er solle mich, sobald ich in Baireuth sei, sogleich zu ihm führen, da er Vieles mit mir zu sprechen habe.

Nachdem ich in Baireuth angelangt war und einiges Nothwendige wegen meiner Vorträge besprochen hatte, eilte ich nach St. Gilgenberg, wo die Anstalt des Dr. Falco war, in der Nähe des bekannten Lustschlosses Phantasie.

Es war gegen Mitte April. Der Schnee war bereits völlig geschmolzen und mildere Lüfte durchhauchten die zwar noch farblose, aber freundliche Landschaft. Nachdem ich bei dem Arzte mich hatte melden lassen, empfing mich derselbe mit besonderer Freude, denn, wie er mir sogleich mittheilte, hatte Gutzkow schon wiederholt, und zwar erst wieder an dem nämlichen Tage, nach mir gefragt, mit dem ausdrücklichen Bemerken: ich sei einer seiner besten Freunde. Daß der unglückliche Kranke bei seinem hochgradigen Verfolgungswahnsinn doch eines Menschen in so freundlichem Sinne sich erinnerte und sogar dringend nach ihm verlangte, während er doch im Uebrigen jede persönliche Annäherung fürchtete, erweckte begreiflicherweise bei dem Arzte die Hoffnung, daß ich im Stande sein würde, auf Gutzkows Gemüth einen wohlthuenden Einfluß

zu üben. Wie schwierig aber das war, ja wie aussichtslos, das sollte ich bald erfahren.

Der Arzt hatte mich zunächst in einem längeren Gespräch über den Zustand des Kranken genau unterrichtet, wobei er auch mancherlei Fragen that, um über diesen und jenen Punkt, der ihm noch unbekannt war, Aufschluß zu erhalten und vielleicht Nutzen daraus für seine Behandlungsweise ziehen zu können. Er unterrichtete mich über die verschiedenen Symptome seines Wahns, bezeichnete mir Manches, was ich im Gespräch zu vermeiden hätte, andere Dinge dagegen, die ich berühren möge. In letzterer Hinsicht lag es besonders in seinem Wunsche, daß es mir gelingen möchte, dem Kranken eine gute Meinung über ihn, den Arzt, beizubringen.

Nach dieser Vorbereitung führte mich Dr. Falco die Treppe hinauf. Er klopfte dann an die Thür, öffnete sie und meldete mich an.

Nicht ohne Befangenheit trat ich ein, wonach der Arzt sich entfernte, um mich mit dem Patienten allein zu lassen. Das Schwierige meiner Lage steigerte sich besonders dadurch, daß Gutzkow, anstatt mir entgegenzukommen, wie ich es erwarten durfte, sich im Gegentheil bis in das äußerste Ende seines geräumigen Zimmers zurückgezogen hatte. Die Arme auf dem Rücken, ließ er mich so bis dicht an sich herankommen, indem er den düsteren Blick unbeweglich auf mich richtete, als ob er erst erwarten wollte, was ich etwa Böses gegen ihn im Sinne habe.

Da ich nach den vorausgegangenen Mittheilungen erwarten durfte, freudig begrüßt zu werden, wird man es begreiflich finden, daß mich dieser Empfang etwas aus der Fassung brachte. Selbst wenn ich mich auf die Zusammenkunft genauer und fester vorbereitet haben würde, als es der Fall war, so würde ich vermuthlich alles Vorbereitete vergessen haben. Da ich aber durchaus nicht mit einer eingelernten Rolle zu ihm

gekommen war, sondern Alles dem Augenblick überlassen wollte, so hatte ich die größte Mühe, in dieser schwierigen Lage ihm die nöthige Unbefangenheit zu zeigen.

Als ich dicht vor ihm stand, reichte ich ihm meine Hand dar, die er aber nur zögernd, immer den forschenden Blick auf mich gerichtet, entgegennahm. Offenbar war ihm in dem Augenblicke meines Erscheinens der Gedanke gekommen: ob ich nicht doch vielleicht auch unterdessen von dem gegen sein Leben gerichteten „Komitee" gewonnen worden sei? Denn das Bestehen eines solchen Komitees war, wie ich bald aus dem sich entwickelnden Gespräch entnahm, der Mittelpunkt seines Irrwahns, die eigentliche fixe Idee, die ihn beherrschte.

Nachdem ich einige möglichst unbefangene Worte zu seiner Begrüßung gesagt hatte, erwiderte er ruhig: „Ich sehe, Sie sind von dem Menschen hier" — mit dieser Bezeichnung sprach er wiederholt von dem Arzte — „schon über meine Person instruirt worden." Indem ich mit einiger Mühe meine Verlegenheit zu bekämpfen suchte, antwortete ich ihm, ich wüßte nicht, was er damit meine; ich sei, wie ihm ja bekannt, zufällig nach Baireuth gekommen und hätte mich sehr gefreut, daß er meiner in so freundlicher Weise gedacht und mich zu sprechen gewünscht habe; deshalb sei nach meiner Ankunft in Baireuth mein erster Gang zu ihm gewesen. Nun schien ihm doch durch meinen Ton und meine ganze Haltung und Miene die bessere Empfindung gegen mich wiederzukommen. Er fühlte offenbar, daß ich nicht zu dem Komplott gegen ihn gehören könne. Nachdem er nochmals einen forschenden, aber milderen Blick auf mich gerichtet, deutete er auf das Sofa und sagte: „Nun bitte, setzen Sie sich; ich werde Ihnen die ganzen Ereignisse, wie sie sich mit mir zugetragen, erzählen."

Als ich mich gesetzt hatte, begann er seinen Bericht mit solcher Klarheit, in so vollkommen logischem Zusammenhang der mir ja schon bekannten Vorgänge, daß man hierbei den

Gedanken an eine geistige Störung des Mannes hätte verlieren können. Seine Kämpfe und Streitigkeiten in der Schiller-Stiftung, die Aergernisse, die ihm durch widerstrebende Meinungen und angebliche, gegen ihn gesponnene Intriguen bereitet wurden, bildeten den Anfang seines Berichtes. Schon hierbei hatte er wiederholt und mit gesteigerter Erregtheit Dingelstedts gedacht. Dann fuhr er ungefähr so fort: „Zu den fortwährenden Aufregungen, die mir diese Angelegenheiten verursachten, kam noch hinzu, daß ich durch angestrengtes Arbeiten an einem neuen Roman" — hier schaltete er wörtlich ein: „Er spielt in Hohenschwangau" — „meine Nerven sehr zerrüttet waren.*) Zu alledem erfuhr ich dann, daß sich in Deutschland ein Komitee gebildet hatte, dessen Bestreben es war, mich geistig und physisch zu ermorden." Bei dieser Wendung steigerte sich seine Aufregung in hohem Maße; er stand auf und ging mit großer Unruhe auf und nieder. Dann wieder vor mir stehen bleibend, fuhr er in seinem Berichte fort, wie dies gegen ihn gebildete Komitee über ganz Deutschland verbreitet sei, und daß an der Spitze desselben — Dingelstedt stehe.

Endlich kam er denn auch, immer den richtigen Zusammenhang der Ereignisse festhaltend, auf seinen Selbstmordversuch zu sprechen, den er nur kurz und mit einer gewissen Scheu erwähnte und ihn einer vorübergehenden geistigen Störung zuschrieb, die er durch die mannigfachen Erschütterungen seines Gemüthes erlitten habe. Als er in der Folge nochmals Dingelstedt als den Leiter jener Verbindung bezeichnete, versuchte ich es, durch ein nur scheinbares Eingehen auf seine Behauptungen, ihn von diesem Wahne abzubringen. Ich that, als habe ich selbst allerdings eine sehr üble Meinung von Dingelstedt, besonders auch von dessen Gesinnung gegen ihn, fuhr aber dann lächelnd fort: ich hätte trotzdem die Ueber-

---

*) Der Roman „Hohenschwangau" erschien erst drei Jahre später.

zeugung, daß ein Mensch von der Natur Dingelstedts nie zu der Willensstärke und zu dem Entschlusse kommen könne, ihn zu ermorden. Da flammte es unheimlich wild in Gutzkows Blicken auf und er rief mit bebender Heftigkeit: „Dingelstedt?! Hier — auf dieser Stelle würde er mir das Messer in die Brust stoßen!“

Gegenüber dieser Wildheit seines schrecklichen Wahnes war nun in der That nichts zu machen. Um ihn aber etwas zu beruhigen und auf andere Gedanken zu bringen, ging ich scheinbar absichtslos ans Fenster und äußerte, indem ich hinausblickte, meine Freude über die angenehme Lage seiner jetzigen Wohnung. „Ja“ — sagte er mit bitterem Hohn —, „sehen Sie nur die Eisenstäbe“, und wies dabei auf die in der That zu seiner Sicherheit vergitterten Fenster. Dann blickte er mit mir hinaus und deutete auf eine Gruppe von Leuten, die draußen in den Gartenanlagen mit Erdarbeiten beschäftigt waren, und sagte: „Sehen Sie diese Leute dort; die gehören alle zu dem Komitee und stehen alle im Solde des schrecklichen Menschen, der mich hier eingesperrt hält.“

Da er wiederholt mit solchem Ausdruck des Widerwillens, ja des Abscheus, von dem Arzte sprach, einer durchaus freundlichen und sehr einnehmenden Persönlichkeit, so fühlte ich, wie schwer es sein würde, dessen Wunsch zu erfüllen, das heißt gelegentlich dem Kranken eine gute Meinung über ihn beizubringen. Ich that denn auch bei Gutzkows letzter Aeußerung, als ob ich gar nicht verstände, wen er mit jenem „schrecklichen Menschen“ meine, brachte aber dann bald selber bei der nächsten mir sich bietenden Gelegenheit das Gespräch auf den Arzt. Ich bemerkte dem Kranken, wie erfreulich es mir gewesen wäre, mit welcher innigen Theilnahme und Verehrung sich Dr. Falco über ihn zu mir sich ausgesprochen habe. Wir standen jetzt Beide in der Mitte des Zimmers. In Gutzkows Brust wogte es heftig, und er antwortete mir: „Nun, dafür

werde ich in der nächsten Nacht so schauderhaft gemordet werden, wie es nie dagewesen ist!"

In diesem fürchterlichen Wahn, daß jetzt die Mörder an seiner Thür lauern, hatte der Arme sich jeden Abend ins Bett gelegt!

Uebrigens konnte ich jetzt bei seinen Aeußerungen des Wahnsinns mich völlig beherrschen. Auf seine letzte erstaunliche Bemerkung sagte ich ganz heiter zu ihm, indem ich seine Hand ergriff: „Lieber Gutzkow, ich hoffe mit Bestimmtheit, bei meinem nächsten Besuche Sie noch so wie heute am Leben zu finden. Ich will jetzt gehen, und ich komme nächster Tage wieder zu Ihnen heraus."

„Dann", erwiderte er mir, indem er nach den Winkeln des Zimmers wies, „werden Sie nur hier und da einige Reste von mir finden."

Ich versuchte, auch auf diese Aeußerung ihm etwas Heiteres und Beruhigendes zu sagen, und verabschiedete mich dann, indem ich nochmals ihm einen zweiten Besuch in Aussicht stellte.

Unten berichtete ich dem mit gespannter Theilnahme mich erwartenden Arzte, was ich für Eindrücke erhalten und wie der Kranke sich gegen mich verhalten habe. Dr. Falco sagte kopfschüttelnd: „Immer dieselben Geschichten!" Nachdem ich kaum zehn Minuten mit dem Arzte gesprochen, wurde derselbe durch heftige Schritte über uns, wo gerade Gutzkows Zimmer lag, aufmerksam. Er entfernte sich, um oben nachzusehen, was der Patient vorhabe, oder ob er etwas wünsche. Er kam gleich wieder, um mir zu melden: Gutzkow wolle mich durchaus nochmals sprechen; er habe mir noch Einiges zu sagen.

Mit etwas schwererem Herzen als das erste Mal ging ich wieder hinauf. Gutzkow ging noch in großer Erregung im Zimmer auf und nieder. Was er mir noch zu sagen hatte, schien ihm jetzt nicht ganz klar zu sein, aber es war ersichtlich, daß ihm Vieles im Kopfe durcheinander ging. Ich hatte jetzt

mit ihm noch ein Gespräch von etwa einer halben Stunde, in der er hauptsächlich nur von sich selbst sprach, über seine Eigenschaften, seine Fehler und seine guten Seiten. Doch kann ich von seinen Aeußerungen kaum etwas Bestimmtes mittheilen; erstens, weil er in ganz seltsamer Weise auf Dinge zu sprechen kam, über die man nicht so leicht zu Anderen zu sprechen pflegt, und dann auch, weil Alles, was er jetzt sagte, in sehr unruhiger und zerrissener Weise herauskam. Er hatte offenbar daran gedacht, daß ich vielleicht jetzt schon Einiges über ihn schreiben werde — vielleicht gar einen Nekrolog. Er sprach dabei zugleich von unserem gemeinschaftlichen Freunde Karl Frenzel und deutete mir den Wunsch an, ihm zu berichten, was in der Beurtheilung seines Charakters anzuerkennen, was von seinen Fehlern und Schwächen zu entschuldigen sei. Dabei wurde er so tief bewegt, daß ich Thränen in seinen Augen sah. Seine große Aufgeregtheit nöthigte mich, wenigstens so lange noch bei ihm zu bleiben, bis er wieder etwas ruhiger geworden war. Dann verabschiedete ich mich zum zweiten Mal.

Schon auf meiner Rückfahrt nach Baireuth war ich entschlossen, den Besuch bei Gutzkow nicht zu wiederholen, denn es wäre auch wieder vergeblich gewesen. Auf meiner Fahrt nach der Stadt war ich in recht trauriger Stimmung, denn ich nahm den von seinem ganzen Wesen erhaltenen trüben Eindruck mit mir, daß der Arme nie wieder hergestellt werden könne.

Dennoch war er etwa drei Viertel Jahre später, im Anfang des Jahres 1866, aus der Anstalt des Dr. Falco als „geheilt“ entlassen worden, jedenfalls auf Betreiben seiner Angehörigen, besonders seiner Frau und jüngsten Tochter, die ihn wieder bei sich haben wollten. Da ich später in Berlin wieder mit ihm zusammengetroffen war, werde ich noch einmal auf ihn zurückkommen.

---

## 17. In München, 1861 und 1865.

Durch den günstigen Anfang meiner in Nürnberg gehaltenen Shakespeare-Vorträge war mir meine weitere Laufbahn in so bestimmter Weise vorgezeichnet worden, daß ich nun auch dabei verharrte. Noch im Herbst desselben Jahres ging ich nach München, wo ich bereits persönliche Beziehungen hatte, um daselbst eine Reihe von Shakespeare-Vorträgen im Liebigschen chemischen Hörsaal zu halten.

Schon vier Jahre vorher — 1861 — war ich das erste Mal in München gewesen, um dort ein festeres Freundschaftsband mit einem Manne zu knüpfen, den ich zufällig bei meinem ersten Besuch in Nürnberg kennen gelernt hatte. Es war mein ausgezeichneter und unvergeßlicher Freund Julius Knorr, der schon seit der Gründung des Nationalvereins in München einer der Wenigen war, die mit deutsch-patriotischem Eifer die Ziele jener allgemeinen Vereinigung zu den ihrigen gemacht hatten. Vor Allem aber war Knorr der unermüdlich thätige Förderer der nationalen Bestrebungen geblieben. Im Sommer 1861 — also noch vor meiner Uebersiedelung von Berlin nach Coburg — war mein eigentliches Ziel Berchtesgaden gewesen, das mir besonders durch Gutzkow in Dresden sehr dringend zu einer Sommer- und Erholungsreise empfohlen worden war, wofür ich ihm nach geschehenem Besuch einen Artikel über Berchtesgaden für die „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ schrieb.

Berchtesgaden, wo ich seitdem dreiunddreißig Mal gewesen bin, war 1861 von München aus noch nicht so bequem zu erreichen, wie jetzt, denn die nach Salzburg führende Eisenbahnlinie ging nur bis Traunstein, und von da hatte man mit der Post über Inzell erst nach Reichenhall zu fahren. Nach meiner Rückkehr aus dieser für mich auch bis heute noch unvergleichlichen landschaftlichen Schönheit hatte ich in München auf Knorrs dringende Einladung mein Quartier bei ihm genommen,

und zwar in dem sogenannten Knorr-Hause, einem sehr großen, wenn auch etwas veralteten Häuserviereck im Anfang der Briennerstraße, am Maximilianplatz, wo schon seit lange an Stelle der alten Häuser moderne Bauten entstanden sind, in denen unter Anderem auch das prächtige „Café Luitpold“ sich befindet. Es war bereits Mitte September, als Knorr mir vorschlug, mit einer Gesellschaft von Münchener Turnern einen gemeinschaftlichen Ausflug nach Oberammergau zu machen. Nicht das Passionsspiel war der Zweck, denn dies hatte im Vorjahre stattgefunden und wird nur alle zehn Jahre wiederholt. Der Anlaß war vielmehr von einer nationalen Bewegung gegeben: Es wurde nämlich in allen deutschen Gauen von den Turnvereinen zu einem Denkmal für Vater Jahn beigesteuert, und zwar bestand diese Beisteuer in Steinblöcken, die aus allen Gegenden des deutschen Vaterlandes herbeigeschafft wurden, um schon durch den Bau des Postamentes die deutsche Einheit zum Ausdruck zu bringen. Zu eben diesem Zweck machten die Münchener Turner den Ausflug nach Oberammergau, um von dort aus weiter nach der Zugspitze zu gehen. Man kann sich wohl denken, wie vergnüglich und erquickend dieser Ausflug war. Wir wanderten zunächst zu Fuß nach Murnau, von dort war ein Leiterwagen mitgenommen, für Solche, die etwa unterwegs ermüdeten, denn es war eine volle Tagestour, die wir zu machen hatten.

Auf dem Rückweg von Oberammergau erstrahlte das Wettersteingebirge von dem die Höhen deckenden frisch gefallenen Schnee im reinsten Silberglanze.

Gegen Ende September nach München zurückgekehrt, blieb ich dort noch so lange, bis ich nicht nur das volksthümliche Oktoberfest auf der Theresienwiese mitmachen, sondern auch einer Feier am Jahrestag der Schlacht bei Leipzig beiwohnen konnte, wofür die große Westendhalle mit allen deutschen Fahnen und mit den Bildnissen der bekanntesten Helden der Freiheits-

kriege geschmückt war. Für alle solche Veranstaltungen gab Knorr die Anregung und wußte unermüdlich dafür zu wirken. Dies Mal war nun zu der deutschen Einheitsstimmung noch die durch ganz Deutschland gehende Bewegung für die deutsche Flotte gekommen. Man wird sich ja noch des beschämenden Eindrucks erinnern, als die deutsche Flotte durch Hannibal Fischer unter den Hammer kam. Eine Folge davon war eine fast allenthalben sich kundgebende Bewegung zu Gunsten einer zu schaffenden — deutschen Flotte! Jetzt mögen wir darüber lachen, aber in jener Zeit war auch dies nicht ohne Bedeutung. In München, das ja allerdings näher den Bergen liegt als dem Meere, hatte die Flottenfrage die Gemüther noch kalt gelassen. Meinem Freunde Knorr zu Liebe, der in mich drang, bei jener Feier der Leipziger Schlacht etwas zu sprechen, nahm ich die Gelegenheit wahr, von der deutschen Flotte zu reden. Es war dies allerdings ein Wagniß — in der altbayerischen Hauptstadt, als Preuße für eine deutsche Sache! Und wenn ich auch nicht den Lokalpatriotismus besaß, Berlinisch zu sprechen, so hat doch selbst das dialektfreieste Norddeutsch für das Ohr des Süddeutschen etwas Geziertes und Affektirtes. In diesem Punkte ist der Süddeutsche wenig duldsam.

Aber muthig bestieg ich die Tribüne und sprach drauf los. Wenn ich auch ganz frei sprach, so hatte ich doch nach vorheriger kurzer Ueberlegung den Schluß meiner Rede zu einem kühnen Bilde zugespitzt — das einzige, was ich davon im Gedächtniß behalten habe. Ich sagte ungefähr: „Es sei in der Geschichte vorgekommen, daß das Verbrennen der eigenen Flotte eine große patriotische That war. Wir aber könnten nicht, wie Cortez, unsere Flotte selbst verbrennen, bevor wir nicht eine haben. Dann aber würden wir Deutsche wohl auch einer patriotischen That fähig sein und unsere Flotte lieber verbrennen, als sie nochmals — verauktioniren lassen.“ Man weiß ja, welche Wirkung derartige Vergleiche, auch wenn sie

nicht ganz passend sind, auf die Menge ausüben können, und das war auch hier der Fall.*) Einige Damen gingen mit Tellern im Saale umher, um sogleich eine Sammlung für die deutsche Flotte zu beginnen, während gleichzeitig die Bildung eines Flottenkomitees beschlossen wurde. Was übrigens mit den in jenen Jahren allenthalben für die deutsche Flotte gesammelten Geldern geschehen ist, dessen kann ich mich heute nicht mehr erinnern. Daß wir aber von gesammelten freiwilligen Spenden kein einziges Schiff, viel weniger eine Flotte bauen konnten, liegt auf der Hand.

Mein lieber Freund Knorr war aber in seiner Begeisterung für die nationale Sache von dem Resultat sehr befriedigt, um so mehr, als er für Alles, was aus Preußen kam, Sympathie hatte.

Im nächsten Sommer, als ich in Coburg schon mit der Redaktionsscheere arbeitete, las ich in den Blättern zu meiner

---

*) Zur Vervollständigung will ich hier aus dem Referat eines damals erschienenen Münchener Blattes eine Stelle anführen. Es ist die von mir aufbewahrte Nummer der „Süddeutschen Zeitung" (unter Redaktion von Ad. Wilbrandt) vom 19. Oktober. Ueber diesen letzten Theil der Feier heißt es darin: „. . . .Nachdem das Schleswig-Holstein-Lied in vollem Chor gesungen war, ergriff ein anwesender Fremder das Wort; es war, wie wir hören, der seit einigen Wochen sich hier aufhaltende Schriftsteller Rudolph Genée aus Berlin. Der Redner erinnerte zunächst daran, daß das fortwährende Liedersingen den Schleswig-Holsteinern nicht helfen könne. Wem es Ernst damit sei, der müsse es durch die That beweisen. Das Meer sei es, wohin gegenwärtig jeder Patriot sein Augenmerk zu richten habe, vom Meere töne uns die dringende Mahnung zu, daß wir uns auch nach jener Seite hin wehrhaft machen müßten. Der Redner widerlegte dann die schwächlichen Bedenken, die hier und da gegen die Flottenbewegung laut würden, besonders hier in München, das fast isolirt von der großen Bewegung dastehe. Der kräftige Hinweis auf den Hohn Englands, der sarkastische und geistvolle Vergleich mit Cortez' verbrannten Schiffen wirkten so eindringlich, daß die freiströmende Rede gar oft durch stürmischen Zuruf unterbrochen und mit nicht enden wollendem Jubel aufgenommen wurde . . ." ꝛc.

Ueberraschung: Das in München erscheinende Blättchen (oder Blattl), die „Neuesten Nachrichten“, sei von Herrn Julius Knorr mit der Summe von 95 000 Gulden gekauft worden. Ich war darüber erschrocken, denn da Knorr — wie gesagt, ein echtes Münchener Kind — als ein Mitglied des National-vereins und als Preußenfreund heftig angefeindet war, so fürchtete ich, er würde sein Vermögen dabei verlieren. Als Knorr die „Neuesten Nachrichten“ kaufte, war das in klein Oktav erscheinende Blättchen hauptsächlich für Inserate. Die politischen Nachrichten waren sehr dürftig und nur von Zeit zu Zeit brachte es auch eine politische Erörterung. Um nun dies Blatt den bayerisch-partikularistischen und ultramontanen Einflüssen zu entziehen, hatte sich Knorr entschlossen, es ganz an sich zu bringen. Und es gelang! Die Konkurrenzblätter, die sogleich auftauchten, in der sicheren Erwartung, das „Knorr-Blattl“ todt zu machen, verschwanden bald wieder oder thaten doch keinen Schaden. Einestheils bewirkte dies die Macht der Gewohnheit, anderntheils aber auch die Vorsicht und Geschicklichkeit, mit der Knorr und sein vortrefflicher Helfer und Freund, der Redakteur Vecchioni, die Sache anfaßten, so daß das Blatt von Monat zu Monat an Ansehen und Verbreitung wuchs.

Drei Jahre waren seitdem vergangen, als ich es wagte, in München eine Reihe meiner Shakespeare-Vorträge anzuzeigen, für die mir der Liebigsche Hörsaal freundlichst bewilligt wurde. Nach der zweiten oder dritten Vorlesung wurde mir von einem Freunde gesagt, daß unter meinen Zuhörern sich eine ältere Dame befinde, die mit so außerordentlich gespanntem Interesse folge, als wolle sie kein Wort sich entgehen lassen. Diese Dame sei Frau v. Oven — die einstige Charlotte v. Hagn. Diese Mittheilung erfreute mich sehr, und ich beschloß, der einstigen Freundin meiner Jugend einen Besuch zu machen. Sie hatte ihr Haus in den Arkaden des

Hofgartens und kam mir mit so vieler Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit entgegen, daß wir seitdem in fester Freundschaft verbunden blieben. Seit ihrer Berliner Glanzzeit, da sie noch in meinem elterlichen Hause verkehrte, waren allerdings fünfundzwanzig Jahre hingegangen. Ja damals — in Berlin! Als Charlotte in strahlender Schönheit war und ich ein Knabe von vierzehn Jahren, da hatte sie einmal, als ich ihr ein Lied vorsingen mußte, mir einen herzlichen Kuß gegeben, und dieser Kuß hatte einen gewaltigen Eindruck auf mich gemacht. Jetzt war sie freilich in den Fünfzigern, aber bei ihrem lebhaften und schnell empfänglichen Geist und ihrer Theilnahme an Allem, was Kunst und Poesie betraf, hatte sie in ihrer stets anregenden Unterhaltung etwas sehr Fesselndes. Obwohl ihre Ehe nur eine kurze gewesen war, hatte sie doch seit ihrer Verheirathung die Bühne nicht wieder betreten. Aber ihre Antheilnahme an allen Angelegenheiten des Theaters war ihr geblieben. Wenn sie bei ihrer Klugheit es auch vermied, an ihre einstigen glänzenden Triumphe zu erinnern, so wußte sie doch in ihrer witzigen und pikant geistreichen Weise auch manches sehr Unterhaltende aus ihrer frühesten Münchener Zeit zu erzählen, namentlich Mancherlei vom alten König Ludwig, der sie ja auch für seine „Galerie der Schönheiten“ hatte malen lassen. Ludwig I. lebte in München nur noch als Privatmann. Man konnte den originellen und durch seine vielen Kunstschöpfungen auch vielfach verdienten Herrn häufig sehen, auf der Straße, wie in den Odeonkonzerten, wo er es liebte, bei seinem Erscheinen mit Allen, die ihm begegneten, in zwanglosester Weise sich zu unterhalten. Von seinen wunderlichen Versen, als Unterschriften zu den Wandgemälden unter den Arkaden des Hofgartens, hatte ich mir die bezeichnendsten abgeschrieben. Wenn er aber auch als Dichter keinen Ruhm ernten konnte, so wird doch sein deutsches Nationalgefühl, das man in den Zeiten unserer politischen

Erbärmlichkeit und Selbstverspottung „Deutschthümelei“ nannte, heute mehr gewürdigt werden, als es damals der Fall war.

Charlotte v. Oven wurde übrigens auch jetzt wieder gemalt, obwohl seit der Galerie der Schönheiten etwa vierzig Jahre vergangen waren. Ihr Maler war jetzt aber Franz Lenbach, dessen Bekanntschaft ich durch Charlottes jüngeren Bruder, den ihm befreundeten trefflichen Genremaler Ludwig v. Hagn, gemacht hatte. Lenbach stand damals gerade in der ersten Periode seiner Berühmtheit. Er, Louis v. Hagn und ich hatten viel miteinander verkehrt. Zwei Jahre später, als ich wieder in München Shakespeare-Vorträge hielt, hatte Lenbach den Wunsch geäußert, auch mich zu malen. Ich erhielt dabei Kenntniß von seiner eigenartigen Technik, der Untermalung in Temperafarben; denn er behauptete, daß sich damit für die Gesichtsfläche viel feinere Töne erreichen ließen. Er hatte mir dann das werthvolle Bildniß zum Geschenk gemacht und nach Dresden geschickt.

Charlotte v. Oven, mit der ich dauernd in Beziehungen blieb, war später für einen ganzen Winter nach Dresden gekommen, wo sie ihr großes Interesse für meine Vorlesungen auch dadurch bekundete, daß sie bei einzelnen Stellen ihre Befriedigung in halblauten Ausrufungen kund that — allerdings zum Befremden der ihr zunächst sitzenden Zuhörer. Aber auch dies entsprach ganz ihrer lebhaften und echt künstlerischen Natur. Unsere freundschaftlichen Beziehungen haben wir noch jahrelang auch brieflich unterhalten. In den letzten Jahren ihres Münchener Lebens war sie leider durch wiederholte Lähmung schwer heimgesucht, und es war rührend, ihre Bekümmerniß zu sehen, wenn sie bei ihrem fortdauernd geistigen Interesse für Alles nicht mehr ihrer Zunge nach Wunsch gebieten konnte.

Mit München habe ich seit meinen ersten Besuchen den Verkehr fortgesetzt, und ich werde im anderen Buche über die bemerkenswerthesten Episoden meines dortigen Aufenthaltes noch zu berichten haben.

---

## 18. Coburg am Scheidewege.

Während ich in diesen Jahren auch in Nürnberg meine Shakespeare-Vorträge fortsetzte, ebenso in Augsburg und in Würzburg, hatte ich meinen Wohnsitz noch in Coburg behalten.

Hier war im Januar 1866 Friedrich Rückert in seinem geliebten Neuses gestorben. Rückert stand bei seinem Tode in seinem achtundsiebzigsten Lebensjahre; aber das Sterben war ihm schwer geworden, obwohl er seit Jahren in seinen nur für sich und aus eigenem Herzensbedürfniß geschriebenen Gedichten sich wiederholt mit dem Gedanken des Todes durch die Poesie auszusöhnen suchte. Ich hatte schon in dem früheren, ihn betreffenden Kapitel eines dieser tief empfundenen Gedichte aus seinem Nachlaß mitgetheilt. Aus derselben Molltonart klingt ein anderes Lied, das er nur wenige Wochen vor seinem Tode auf ein Blättchen geschrieben hatte. Es trägt in der Handschrift das Datum „Neuseß, Dezember 1865“ — und obwohl ich es schon vor vielen Jahren bei einer Gelegenheit veröffentlicht habe, möge es doch hier seinen Platz finden:

Der Berg an seinen Rändern,
Sonst bunt von Blumenbändern,
Hat einen Eisbart angelegt;
Der schmilzt im Sonnenschein nieder
Und wird vom Nachtfrost wieder
In neue Zacken ausgeprägt.

Sollt' ich nicht auch des neuen
Festschmuckes mich erfreuen,
Den die Natur hat ausersehn?
Mich schrecket nicht der Winter,
Ich sehe schon dahinter
Den lichten Baum des Frühlings stehn.

Ich hatte auch bereits bemerkt, wie Rückert seit dem Tode seiner geliebten Gattin Luise in seinen Gedichten immer wieder auf sie zurückkam und sich wiederholt mit dem Gedanken seiner

Untrennbarkeit von ihr beschäftigte. Mehrmals kommt in diesen Gedichten der Wunsch zum Ausdruck, daß er einst neben ihr ruhen möge, und so hatte er auch eine darauf sich beziehende Grabschrift entworfen. Da ich unter mehreren hinterlassenen Gedichten auch dies von seiner Hand geschriebene Blättchen besitze, so möge es hier nach dem Original im Facsimile wiedergegeben werden:*)

Grabschrift

Hier ruhen wir in Frieden
Im Tod wie im Leben ungeschieden
L W F geb. +
Fr R – –

Selbstverständlich ist diese Bestimmung von den Hinterbliebenen getreu ausgeführt worden. Beide ruhen nebeneinander auf dem alten Kirchhof von Neuses, und die Gedenktafel bildet die Rückwand für beide Gräber.

Der schönste Nachruf, der Rückert zu Theil werden konnte, war die an seinem Grabe gesprochene Gedächtnißrede des Generalsuperintendenten Dr. Meyer, der Rückerts Wesen in großen Zügen so vollendet und in so schönen Worten schilderte, daß sie diesem ausgezeichneten Manne selbst Zeugniß gaben für seine hervorragende geistige Bedeutung.**)

*) Die unter den zwei Verszeilen zunächst stehenden Buchstaben L. W. F. bedeuten: Luise Wiethaus Fischer. Sie war eine geborene Wiethaus und wurde von dem zweiten Manne ihrer Mutter, dem Archivrath Fischer, adoptirt. Sie mochte aber selbst nicht gern ihren eigentlichen Namen aufgeben, und deshalb behielt auch Rückert ihre beiden Namen bei.

**) Carl Friedr. Meyer ist bereits im März 1870 zu Coburg gestorben, betrauert von Allen, die ihn kannten, und in seiner Bedeutung gewürdigt in der Grabrede, die ihm sein Amtsbruder Diakonus Prager, mein alter Freund, gehalten hat.

Zu beklagen ist, daß Rückert die große Wendung in unserer Geschichte 1866 nicht mehr erleben konnte, denn er hatte sein ganzes Leben lang auf das „neue Deutschland" gehofft. Nur die lang ersehnte Befreiung der Elbherzogthümer zu erleben, war ihm noch beschieden gewesen, und dies Ereigniß hatte seine schon ganz gesunkenen Hoffnungen wenigstens vorübergehend neu belebt.

Was Rückert in dem letzten Abschnitte seines Lebens noch dichterisch und wissenschaftlich Alles geschaffen, grenzt an das Wunderbare. Denn sein Eifer in der kritischen Durchforschung und in den Uebersetzungen der Poesien aller Kulturvölker des Orients hatte sich in dem letzten Jahrzehnt fast noch gesteigert. Einen Begriff davon giebt seine mit Tausenden von Randbemerkungen und Zetteleinlagen versehene linguistische Bibliothek, die mehrere Jahre nach seinem Tode von der Berliner Königlichen Bibliothek angekauft wurde.*) Das Arabische, Indische, Persische sind nur ein Theil dieser erstaunlichen Arbeiten. Am lebhaftesten war er in den letzten Lebensjahren noch mit der Vollendung eines koptischen Lexikons beschäftigt,

*) Schon im November 1866 hatte Professor Heinrich Rückert in Breslau dem preußischen Kultusministerium das Angebot gemacht, doch war dasselbe von Herrn v. Mühler einfach ad acta gelegt. Erst in der neuen Zeit — im Jahre 1874 — hatte sich Heinrich Rückert wieder an das Ministerium gewendet und fand nunmehr beim Minister Dr. Falk sogleich freundliche Bereitwilligkeit, indem das ganze Material dem Geheimrath v. Olshausen zur Prüfung überwiesen wurde. Dieser hatte sich deshalb selbst nach Neuses begeben und einen genauen Bericht über den Inhalt geschrieben, wonach im Juli 1875 der Ankauf dieser linguistischen Bibliothek erfolgte. Aus dem genauen Verzeichniß von Olshausen mögen nur die dabei vertretenen verschiedenen Sprachen erwähnt sein. Es waren: Arabisch, Sanskrit, die arischen Sprachen (namentlich Neupersisch), das Malaiische (und Hawaiische), die südindischen nicht sanskritischen Sprachen, das Türkische, Koptische, die Berbersprache, das Albanesische, das Littauische, die slawischen Sprachen, das Finnische. „Den größten Umfang und reichsten Inhalt zeigen die lexikalischen Sammlungen für das Koptische."

und noch bis vier Tage vor seinem Tode hat er daran gearbeitet. Wie ich durch seinen Sohn Karl weiß, hatte es ihm wahre Sorge gemacht, daß er diese Arbeit nicht werde zu Ende führen können — „wenn ich nur mit meinem Lexikon noch fertig werden könnte!“ — das sprach er ein paar Mal seufzend aus.

Und neben dieser wissenschaftlichen Thätigkeit, die schon allein ein Menschenalter ausfüllen könnte, blieb ihm die deutsche Lyrik immer noch die freundliche Begleiterin in den Mußestunden, und sie giebt uns seine verschiedenen Stimmungen, Beobachtungen und Gedanken wieder.

---

Ich komme nun an den verhängnißvollen Sommer des Jahres 1866. Der Frühling war mit allen seinen Herrlichkeiten besonders zeitig erschienen; aber als schon Alles im frischen Grün erstrahlte, trat im Mai ein so grausamer Rückschlag ein, daß der vorzeitigen Freude eine um so größere Bekümmerniß folgte. Ich berichte diese Thatsache nicht nur aus dem Gedächtniß, sondern ich hatte mir meine eigenen Betrachtungen darüber niedergeschrieben, und zwar im Hinblick auf den schon als unvermeidlich angesehenen Krieg mit Oesterreich. Als Alles in der Natur schon im vollen Grün war und blühte, da wehte von Norden her ein Wind mit eisiger Kälte. Die jungen Blätter erstarrten und verdarben; von den Bäumen, die schon abgeblüht hatten, fielen die jungen, noch grünen Früchte in Massen welk und todt herab, so daß Tausende schöner Bäume aller Früchte beraubt wurden.

Die Natur selbst war damit nur dem Zerstörungstrieb der Menschen zuvorgekommen, denn was brauchte sie ihre Gaben verschwenderisch auszustreuen, wenn die Menschen sich allenthalben in Deutschland rüsteten zu einem Kampfe, der doch die schönen Saaten zerstören konnte.

Und doch mußte es so sein — das weiß heute jeder Deutsche. Was Alles seit dem Ende des schleswig-holsteinischen

Krieges zwischen Preußen und Oesterreich verhandelt worden, und wie die weitblickende Politik Bismarcks immer bestimmter darauf hinsteuerte, dem für ganz Deutschland verderblichen Dualismus der beiden Großmächte durch Blut und Eisen ein Ende zu machen — das braucht hier nicht in Erinnerung gebracht zu werden.

Coburg war durch seine geographische Lage wie durch die politischen Verhältnisse in besonders ernste Sorge versetzt. Mit Preußen durch die Militärkonvention verbunden, im Süden mit seinem Gebiete ganz nahe der bayerischen Grenze, und der Herzog — in verzweifelter Ungewißheit, auf welche Seite hin er durch die Verhältnisse gedrängt werden würde.

In der That — nur durch die Verhältnisse, denn Herzog Ernst hatte in seiner Spannung mit dem preußischen Hofe und in seinem Hasse gegen Bismarck, der ihm so schöne Pläne zerstört hatte, sich immer entschiedener auf die Seite der Mensdorfschen österreichischen Politik gestellt, einen Einfluß erstrebend.*) Seit meiner Entlassung als Redakteur seiner Zeitung war diese nur im Sinne des Wiener Kabinets versorgt worden. Daher war nunmehr, als es zur Entscheidung durch die Waffen kommen sollte, der Herzog selbst in die allerbedenklichste Lage gerathen, denn er mußte nun auf die preußischen Forderungen sich entscheiden, und sein Coburger Kontingent — hatte preußische Offiziere.

Einer der keckten Schmeichler des Herzogs hatte ihn in einer Schrift, mit Hinweis auf die Militärkonvention, den „Begründer

---

*) Wie in Preußen bei den maßgebenden Persönlichkeiten die Meinung über den Herzog Ernst war, dafür haben wir erst jüngst, im Sommer 1896, in den veröffentlichten Briefen von Roon und Bismarck sehr bestimmte Zeugnisse erhalten, namentlich in dem vom April 1866 datirten Briefe Roons, worin er an Bismarck über den „Schützen-Ernst", über die „Coburger Manscherei" 2c. in der allerwegwerfendsten Weise sich äußerte.

der deutschen Einheit" genannt. Diese Militärkonvention war nun zwar 1866 anfänglich die Verlegenheit, schließlich aber doch die Rettung des Herzogs geworden, denn sie nöthigte ihn, auf der Seite zu stehen, auf die er hingehörte. Freilich — wäre es anders gekommen, so würden wahrscheinlich die coburg-gothaischen Lande heute keinen Ausländer als Herzog haben.

Ende Mai, also noch ein paar Wochen vor der Bundestagsabstimmung (die entscheidend nicht mehr sein konnte, da ja alle Karten für 1866 schon in den Händen der Betheiligten waren), hatte ich mich nach Dresden begeben. Denn meine Mutter und zweite Schwester hatten dort seit einigen Jahren ihren Wohnsitz genommen, und da der Krieg schon sicher war, so drängte es mich, mit Rücksicht auf die vielleicht übertriebene Aengstlichkeit der Frauengemüther, ihnen zur Seite zu sein, denn daß Dresden, wie ganz Sachsen, zunächst durch den Krieg gefährdet war, lag auf der Hand. So kam es, daß ich den thatsächlichen Beginn des Krieges wie auch den schnellen Fortgang desselben in Dresden verlebte.

---

## 19. In Dresden 1866.

Als ich gegen Ende Mai von Coburg nach Dresden gereist war, um bei dem bevorstehenden Kriege den Meinigen zur Seite zu sein, fand ich die Physiognomie der Stadt, die mir jederzeit, so oft ich auch wieder hingekommen bin, einen wohlthuend ästhetischen Eindruck gemacht hat, im Allgemeinen noch wenig verändert. Allerdings hatten bei den wachsenden Kriegsbefürchtungen viele Fremde die gefährdete Stadt schon verlassen. Aber die Dresdener selbst waren um so mehr in Bewegung, denn die gesteigerte Spannung auf das, was nun werden sollte, trieb sie hinaus ins Freie, und auch in den Gartenrestaurationen, bei Kaffee oder Bier, bei Militärmusik

und Unterhaltung, konnte man immer etwas Neues erfahren oder wenigstens sich aussprechen. Man hatte auch trotz aller drohenden Anzeichen immer noch nicht recht daran glauben mögen, daß die gegen Preußen gerichtete Verbindung der deutschen Staaten es wirklich zum Kriege werde kommen lassen, oder daß Preußen so verwegen sein würde, den Krieg gegen eine so mächtige Gegnerschaft zu wagen.

Aber am 14. Juni, in Erwartung der in Frankfurt gefaßten Beschlüsse, wurde doch die Stimmung ernster, besorgter, und als die Abendzeitungen den gegen Preußen gerichteten Bundesbeschluß meldeten, sah man in den Hauptstraßen der Altstadt überall Menschengruppen, in denen mit besorgten Mienen die Telegramme in den Zeitungen gelesen und besprochen wurden.

Am nächsten Tage folgte ein Ereigniß auf das andere, um die Aufregung in der Bevölkerung zu steigern. Die Dampfschifffahrten auf der Elbe wurden eingestellt, weil alle Fahrzeuge von der Regierung in Anspruch genommen wurden. Mit dem Aufhören dieser fröhlichen Bewegung des Dampferverkehrs schien eine Stockung in der Lebensader der Stadt eingetreten zu sein. Dann kam die Nachricht, die Schienenwege seien auf mehreren Strecken wegen des zu erwartenden Einmarsches der Preußen unfahrbar gemacht, die große Eisenbahnbrücke bei Riesa sei unterminirt. Gegen Abend marschirten die sächsischen Bataillone mit Trommelschlag durch die Straßen nach dem Böhmischen Bahnhof zu, um durch Extrazüge weiterbefördert zu werden. Schon am Abend wurde die preußische Kriegserklärung bekannt, und noch in der Nacht waren preußische Truppen bei Strehla wie an anderen Punkten über die Grenze gegangen; am anderen Morgen lasen die Dresdener die Proklamation des Königs, daß er, für jetzt der Uebermacht weichend, sich in die Mitte seines tapferen Heeres begeben habe. Alles das folgte Schlag auf Schlag, und am Mittag des 16. Juni

sah man die Bevölkerung auf den Straßen und Plätzen, wie erstarrt dahin und dorthin blickend, der weiteren Dinge harrend. Die Einwohnerschaft der Residenzstadt schien sich an diesem Tage wie verwaist zu fühlen. Aus diesem dumpfen Gefühl wurde man nur zuweilen aufgeschreckt durch falsche Nachrichten, nach denen bald die Oesterreicher, bald wieder die Preußen anrücken sollten. Die Phantasie des Volkes arbeitet in solchen Fällen außerordentlich rasch. Da nicht schon gleich nach der Kriegserklärung die Preußen eingerückt waren, so entstanden bald die tollsten Gerüchte von großen Schlachten in Böhmen oder Schlesien, in denen natürlich die Preußen vollständig geschlagen wurden — Prinz Friedrich Karl schwer verwundet — Benedek auf dem Marsche nach Berlin — und was mehr dergleichen erzählt und geglaubt wurde.

So unter den wechselnden Eindrücken der fortwährend umgehenden Gerüchte war der vierte Tag herangekommen, der 18. Juni.*)

Ich wohnte mit meiner Mutter und zweiten Schwester in der Prager Straße und war den Vormittag zu Hause geblieben. Da — stürzt meine gute Schwester mit freudig strahlendem Gesicht zu mir ins Zimmer und meldet: „Die Preußen sind da — sie sind wirklich schon in Dresden!“ Binnen zwei Minuten war ich zum Ausgehen angekleidet und eilte auf die Straße. Von allen Seiten liefen die Menschen herbei, in der Richtung nach dem Altmarkte oder der Elb-Brücke zu. Aber die ganze Bewegung war keine lärmende — dafür war die Stimmung eine viel zu ernste. Mit banger Spannung in den Gesichtern eilten die Menschen durcheinander, einer dem anderen das Ereigniß mittheilend. Als ich nach dem

*) Ich kann über alle einzelnen Tage hier so genau berichten, da ich mir Alles tagebuchartig aufgeschrieben hatte. Natürlich kann ich hier nicht alle Einzelheiten mittheilen, die heute kein allgemeines Interesse mehr haben würden.

Altmarkt kam, war der Platz schon angefüllt mit Menschen, deren immer mehr zuströmten. Und über die Köpfe der Menge hinweg, vor dem Rathhause zeigte sich — ein einziger preußischer Husar, neben ihm das leere Pferd seines Offiziers, der ins Rathhaus gegangen war wegen der zu ordnenden Unterkunft der Truppen und der sonst erforderlichen Maßregeln. Die Husaren waren von den blauen Rheinländern, und die Schwadron, die von der Chemnitzer Straße in die Stadt gekommen war, hielt mit dem Rittmeister zwischen der Elb-Brücke und der Hofkirche. Die kräftigen, stattlichen Reiter mit ihren offenen und frischen Gesichtern sahen vortrefflich aus. Aber der einzelne Husar vor dem Rathhause, in einer feindlichen Stadt und umgeben von einer großen Menschenmenge, machte mir einen unvergeßlichen Eindruck. Er saß auf seinem Pferde so zuversichtlich und wohlgemuth und sah auf die ihn umgebende, mehr und mehr anwachsende Menge mit so heiterer Gelassenheit herab, daß dieser Anblick für mich etwas Herzerhebendes hatte. Immer dichter wurde er umringt; bald nahte sich ihm Einer, der sein Pferd klopfte, ein Anderer legte ihm Fragen vor, die er nur mit Lächeln oder Achselzucken beantwortete; endlich wurde ihm sogar eine Cigarre angeboten, die er freundlich ablehnte.

Man hatte sich die verhaßten Preußen offenbar viel schlimmer vorgestellt und war nun von den Erscheinungen und dem zwar zuversichtlichen, aber doch freundlichen Benehmen der Leute angenehm überrascht und einigermaßen beschwichtigt.

Im Laufe des Tages füllte sich die Stadt immer mehr mit preußischen Truppen aller Gattungen. Infanterie und Kavallerie (Husaren und Ulanen) sowie mehrere Batterien Artillerie zogen noch bis 6 Uhr abends herein und defilirten dann auf dem Platze zwischen dem Schloß und dem Theater vor dem Oberkommandirenden, General Herwarth v. Bittenfeld, bei den wechselnden Klängen ihrer Regimentsmusik.

In später Abendstunde machte ich noch einen Gang durch die nächsten Straßen und hatte hierbei durchaus nicht mehr den Eindruck, als ob ein „Feind“ diese Stadt besetzt habe. Ja, in den belebtesten Straßen sah man vor mehreren Hausthüren bereits einzelne frisch gewaschene Füsiliere, in ihren Leinenjacken und mit kurzer Pfeife, umringt von den Dresdener Dienstmädchen und im heiteren Gespräche mit denselben. Aber nicht nur von dieser leicht eroberten Klasse, sondern auch aus anderen Kreisen der Bevölkerung hörte man nur anerkennende Worte über das Verhalten der Preußen.

Als Dresden am anderen Morgen erwachte, da hatte es nicht etwa — wie das Bäumchen im Rückertschen Märchen — statt der grünen Blätter goldene bekommen, aber es sah sich doch einigermaßen verwundert an. Zwar stand die Brühlsche Terrasse noch auf demselben Fleck, auch die Elb-Brücke war glücklicherweise noch unversehrt, und man hatte nur einige Noth damit, den Preußen begreiflich zu machen, daß auch sie über die Brücke „rechts gehen“ müßten. Von den Gebäuden der Stadt war allein mit dem Zwinger, diesem reizenden Musterbau aus der Rokokozeit, eine Veränderung vorgegangen; denn schon vor dem Einrücken der Preußen hatte das sächsische Gouvernement alle Eingänge zu den Zwingerhöfen sowie die niederen Fensteröffnungen mit Brettern vernageln lassen. Die Rafaelsche Madonna und Alles, was die Zwingerräume enthalten, mit Brettern vernagelt! Was damit eigentlich bezweckt werden sollte, war nicht ganz klar, denn wenn die Preußen Vandalen wären, so würden die Bretterwände sie schwerlich von der Zerstörung abgehalten haben. Aber andererseits war es unter dem Eindruck der so ganz neuen Verhältnisse begreiflich, daß man in solchen Vorkehrungen weiter ging, als nöthig war. Die mustergültige Disziplin in der preußischen Armee lernte man nun bald auch in der sächsischen Haupt- und Hofstadt kennen. Aber trotz dieses beruhigenden Bewußtseins konnte die

gedrückte Stimmung und peinliche Beklommenheit nicht so bald schwinden. Die Preußen, vor denen der gute König mit seiner Armee das Land verlassen mußte und bei deren Herannahen man Brücken sprengte und verbrannte, Telegraphenleitungen und Schienenwege zerstörte, waren vorläufig die „Herren“ im Lande. Daß das berechtigte patriotische Gefühl dadurch wehmüthig berührt wurde, ist natürlich, und es wäre ja sehr ungerecht, solche Empfindungen zu mißachten. Im Ganzen hatte auch die Dresdener Bevölkerung dabei sich vortrefflich benommen. An den älteren Bürgern war wohl eine bittere Resignation zu bemerken, aber im Allgemeinen war man gegen die Soldaten freundlich und gefällig, wo dieselben sich mit Fragen an die Bürger wendeten.

Aber noch nach Ablauf des zweiten Tages hatte Dresden eine Nacht und auch noch den folgenden Tag voll schreckhafter Spannung zu durchleben.

Es war am 19. Juni abends. Im Hoftheater war „Don Juan“ zur Hölle gefahren, und mit diesem Akt der strafenden Gerechtigkeit hatte die Generaldirektion die Vorstellungen bis auf Weiteres ausgesetzt. Auf der „Terrasse“ war es munter zugegangen, denn zwei preußische Musikkorps hatten dort das Publikum durch ihre freigebigen Leistungen sehr befriedigt. Die letzten Füsiliere waren aus den Straßen bereits verschwunden, und ich selbst war eben eingeschlafen — als plötzlich Alarmsignale die nächtliche Stille unterbrachen. Bald marschirten die Infanterie-Bataillone durch die Straßen, zum Theil im Laufschritt, während von allen Seiten einzelne Husaren vorübersprengten zu ihren Sammelplätzen. Die Hauptzüge der in der Altstadt befindlichen Truppen bewegten sich nach dem Böhmischen Bahnhof. Die Civilbevölkerung war auch schnell munter geworden, Viele liefen durch die Straßen, den Truppen folgend, Andere harrten an den überall hell werdenden Fenstern mit Bangigkeit dessen, was kommen werde. Aber

der weitere Theil der Nacht verlief ruhig. Die Infanterie biwakirte in den Hallen und auf den Vortreppen des Böhmischen Bahnhofs, die Kavallerie schien weiter hinausgerückt zu sein.

Ob der ganze Alarm nur eine Uebung für die Truppen war, weiß ich nicht. Aber die beunruhigendsten Gerüchte, daß es in oder bei Dresden zu einer Schlacht kommen werde, durchflogen sogleich die Stadt, und die Besorgnisse wuchsen derart, daß die Bewohner der nach Süden gelegenen äußeren Straßen bereits ihre Häuser räumten. Wagen mit Möbeln und Hausgeräth bewegten sich durch die Prager Straße nach dem Innern der Stadt, in deren sämmtlichen Gassen sich schnell alle Verkaufsläden schlossen. Diese gespannte Lage dauerte bis zum Nachmittag, an dem sich allmählich die Stimmung veränderte. Gegen 3 Uhr lief die Nachricht durch die Stadt: Die Preußen ziehen sich zurück! Lange Züge von Infanterie und Artillerie bewegten sich nun über beide Elb-Brücken nach der Neustadt zu. Von einem „Rückzug“ konnte wohl nicht gut die Rede sein, da zugleich andere Truppenzüge in der südlichen Richtung gegen den Großen Garten hin marschirten. Gleichviel, die Volksmeinung blieb vorläufig dabei: die Preußen treten den eiligen Rückmarsch an, um nicht durch den Feind von der ganzen Heeresabtheilung abgeschnitten zu werden. Die strategische Wissenschaft war Allen ganz geläufig geworden.

Aber gegen Abend kamen schon wieder neue Truppen aus den umliegenden Ortschaften in die Altstadt gezogen, um von hier nach dem Großen Garten weiterzurücken und zu lagern. Der Magistrat hatte die Anzeige erhalten, Lieferungen für das Biwak zu schaffen. Die Schnelligkeit, mit der das geschehen mußte, führte zu sehr unangenehmen Auftritten, denn die meisten Verkaufsläden waren noch sorgfältig verschlossen gehalten, andere, besonders Bäcker- und Fleischwaarenläden, wurden schnell geschlossen. Die ermüdeten Soldaten, die mit den Requisitionen beordert waren, mußten hier und da die Läden

gewaltsam öffnen und stellten gegen die entnommenen Lebensmittel, für deren Aufnahme große Wagen auf dem Altmarkt harrten, den Lieferanten Quittungen aus. Nach einzelnen heftigen Auftritten hatten sich die Gemüther auf beiden Seiten wieder beruhigt, und die beladenen Wagen zogen zum Großen Garten hin, dem nächtlichen Biwak zu dienen.

Alles, was bis dahin durch Dresden marschirt war, gehörte den Regimentern aus Rheinland und Westfalen an. Die westfälische Landwehr, von der ich auch ein paar Mann als Einquartierung hatte, machte durch männliche Kraft und ein gewisses Selbstbewußtsein einen sehr guten Eindruck, aber von einer Lust für diesen Krieg war bei ihnen keine Spur, im Gegentheil äußerten sie ihren Mißmuth darüber auffallend rücksichtslos.

Seit dem Abzug des Oberkommandirenden der Elb-Armee, Herwarth v. Bittenfeld, war der Generallieutenant v. d. Mülbe als Militärgouverneur für Sachsen in Dresden geblieben, die Stadt erhielt eine „stehende Garnison“ und war nun in die Epoche der täglich neu erscheinenden „Verordnungen“ eingetreten, die immer wieder Anlaß zu neuen Befürchtungen gaben; am meisten war dies der Fall, als in einer der Anordnungen für die Einwohnerschaft die Möglichkeit des „Belagerungszustandes“ ins Auge gefaßt wurde. Mit besonders großer Besorgniß aber blickte man nach der alten Elb-Brücke, an deren einem Pfeiler unten bereits Pioniere arbeiteten, um Bohrungen behufs einer etwa nöthig werdenden Sprengung der Brücke zu machen. Einem Dresdener, der von der Terrasse aus den Vorkehrungen zusah und der seiner furchtbaren Erregung und Erbitterung nicht Herr werden konnte, mußte ich beschwichtigend zureden, daß es ja zur Sprengung gar nicht kommen werde, daß dies aber nöthige Vorsichtsmaßregeln seien, die eben der Krieg gebiete. Der arme Mann war aber bleich und bebend vor schmerzlicher Erregung, bis seine Frau ihn

energisch fortzog, damit er sich nicht noch um den Hals reden möchte. Bekanntlich ist die Brücke nicht gesprengt worden, weil es glücklicherweise nicht nöthig war.*)

Ende Juni hatte eine andere Maßregel die Bevölkerung in große Erregung versetzt. Nach einer Verkündigung des Rathes wurden Arbeiter, mit Schaufel und Hacke versehen, für Erdarbeiten gesucht. Es handelte sich hierbei um den Bau von Schanzen, die vor der Stadt aufgeworfen werden sollten, und die Zahl der gesuchten Arbeiter, gegen Tagelohn, sollte vorläufig 2000 betragen. Es hatten sich aber dafür so wenig gemeldet, daß das preußische Gouvernement sich veranlaßt sah, Arbeiter aus Berlin zu verschreiben. In der That trafen schon am Abend des ersten Juli aus Berlin tausend Arbeiter ein, die auf dem Centralbahnhof untergebracht wurden. Ihr Aeußeres und ihr ganzes Benehmen machten nun keineswegs einen beruhigenden Eindruck, denn ein sehr großer Theil von ihnen waren die auch in Berlin übel angeschriebenen „Rehberger“, und manche darunter waren wirkliche Schreckgestalten, so daß es schien, als wollte man den Dresdenern, die sich am Schanzenbau nicht betheiligen mochten, eine kleine Bestrafung auferlegen.

---

*) Im Jahre 1813 ist die Brücke wirklich gesprengt worden und zwar durch den Marschall Davoust, der damit im Nothfall den Franzosen den Rücken decken wollte. Damals aber war die wirklich ausgeführte Sprengung thatsächlich überflüssig, und die brutale Handlung hatte die Dresdener gegen die Franzosen aufs äußerste erbittert, so daß es schon bei den Vorarbeiten zwischen dem Volke und den französischen Soldaten zu Thätlichkeiten kam. Man entriß den Arbeitern die Werkzeuge der Zerstörung und warf sie ins Wasser, so daß gegen den wachsenden Tumult die französische Besatzung alarmirt werden mußte. Anderen Tags erschien eine Bekanntmachung des Inhalts, daß die Brücke nur im höchsten Nothfall gesprengt werden würde. Das Versprechen wurde aber nicht gehalten, denn acht Tage später wurden, ohne daß der Nothfall eingetreten wäre, zwei Bogen der gewaltigen Steinbrücke gesprengt — nur zur Strafe für die Dresdener. Und die Franzosen waren damals die Freunde Sachsens.

Der Schanzenbau begann denn auch schon in den nächsten Tagen: die eine Schanze an der Straße nach Plauen, gleich hinter dem Feldschlößchen, eine zweite an der Pirnaischen Landstraße, und eine dritte am linken Elb-Ufer beim sogenannten Lämmchenvorwerk. Später folgten noch zwei Schanzen, die den Befestigungsgürtel nach Süden und Südosten der Altstadt zu vervollständigen hatten. Der Bau dieser Schanzen erregte ein großes Interesse, und die Zahl der Arbeiter, einschließlich der Zimmerleute und Maurer, mochte an 4000 betragen. Obwohl von den aus Berlin gekommenen Rehbergern mehrere Hunderte vom Gouvernement wieder zurückgeschickt wurden, theils wegen Untauglichkeit, theils wegen ihres den Frieden störenden Benehmens, so waren doch die meisten Erdarbeiter Berliner, und es war ganz spaßhaft, sie an den Arbeitsstätten, beim Graben, Karren und Aufwerfen der Erdwälle sich mit Humor unterhalten zu hören, auch über den Verlauf des Krieges, über „Benedeken" 2c.

Unterdessen hatten die seit den letzten Tagen eingetroffenen und vom preußischen Gouvernement bekannt gemachten Siegesnachrichten von Nachod, Skalitz 2c. bei den Dresdenern wenig Glauben gefunden, im Gegentheil, man vermehrte noch die Gerüchte von den schweren Niederlagen der Preußen in Böhmen. Ueber die entscheidende Schlacht von Königgrätz fanden die Nachrichten nur sehr allmähliche Verbreitung. Auch als am 5. Juli mittags an der Elbe das Viktoriaschießen (mit 105 Kanonenschüssen) stattfand, konnte man von der weltgeschichtlichen Bedeutung dieser Schlacht in den verschiedenen Kreisen der Bevölkerung noch kaum eine Ahnung haben. An demselben Tage trafen auch große Züge mit österreichischen und sächsischen Gefangenen wie auch mit Verwundeten ein, von denen die meisten aus der Schlacht bei Gitschin herrührten, und unter denen zahlreiche Preußen, die meisten aber Oesterreicher waren.

Nachdem infolge eines zwischen den sächsischen Behörden und dem Militärgouvernement getroffenen Uebereinkommens die Zwingereingänge von den Bretterverschlägen befreit worden waren, wurde am 10. Juli auch die Gemäldegalerie unter denselben Verhältnissen wie sonst dem Publikum zugänglich gemacht. Bald danach begannen auch zwei Dampfer wieder ihre regelmäßigen Fahrten auf der Elbe, konnten aber wegen der bei Pirna erfolgten Sperrung des Stromes nur bis Pillnitz gehen.

Der Schanzenbau wurde ohne Unterbrechung fortgesetzt, und man betrachtete dies in der Bevölkerung für die zukünftigen Verhältnisse Sachsens als nicht bedeutungslos. Gegen Ende Juli waren fünf Schanzen anscheinend vollendet, womit der um die Altstadt sich ziehende Gürtel geschlossen war. Auf der Neustadt am rechten Elb-Ufer wurde nur an der östlichen Seite der Stadt eine Brustwehr errichtet. In der letzten Juliwoche hatte man begonnen, gegenüber dem Großen Garten an einem äußeren Theil des zum Palais des Prinzen Georg gehörenden Parks eine Befestigung herzustellen. Als aber die ersten Bäume gefällt waren, wurde plötzlich die Arbeit eingestellt, wie es hieß, infolge dringender Vorstellungen an den König von Preußen. Was die sonstigen durch den Schanzenbau nothwendig gewordenen Zerstörungen betrifft, so war für die Schanze am Pillnitzer Schlage nur ein kleines Stück vom Großen Garten freigelegt, so daß es von den Besuchern des schönen Parks kaum zu bemerken war. Schlimmer sah es bei der Schanze am Lämmchen-Vorwerk aus, wo eine hübsch eingerichtete Villa und einige Wirthschaftsgebäude gänzlich niedergerissen werden mußten. Die Besitzer wurden zwar ansehnlich entschädigt, aber der Anblick der Zerstörungen war darum doch ein schmerzlicher. Wenn eine ganze Generation dauernd im tiefen Frieden gelebt hat, so wird es schwer,

die eiserne Nothwendigkeit zu ertragen und die vom Krieg unerbittlich geforderten Maßregeln gelassen hinzunehmen.

Neben solchen Bekümmernissen herrschte besonders noch die Sorge, wie lange die preußische Einquartierung der Stadt noch verbleiben werde, und zwar, wie es in der letzten Zeit verordnet wurde, mit der den Quartiergebern auferlegten Verpflichtung der Beköstigung. Uebrigens wurden späterhin Alle, die ihre Ansprüche nachweisen konnten, vollständig entschädigt. Die preußische Regierung hatte sich gegen Sachsen auch insofern besonders freundlich erwiesen, als sie den sächsischen Kriegsgefangenen ihre Entlassung in die Heimath angekündigt hatte. Viele derselben kamen bereits nach Dresden zurück, entweder um dort zu bleiben oder um weiter nach ihren Heimathsorten zu ziehen.

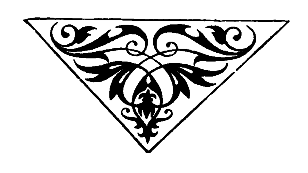
Die preußische Garnison bestand in letzter Zeit zum größten Theil aus brandenburgischer Landwehr, darunter sehr zahlreiche Berliner. Deshalb waren von der preußischen Residenz aus am 15. und 16. Juli mehrere Extrazüge abgegangen, die vorzugsweise von den Berliner Angehörigen der Dresdener Garnison benutzt wurden. In den Straßen und öffentlichen Lokalen sah man infolgedessen zahlreiche Landwehrmänner in den gemüthlichsten Familienscenen. Sie führten die Frauen und Kinder spazieren, auf der Terrasse wie auf den vielen schönen Promenaden der Stadt. Im Treppenraume der Gemäldegalerie sah ich einen wackeren Krieger auf einer Bank sitzen, seine zwei kleinen Töchterchen auf den Knieen schaukelnd, während die Gattin vermuthlich drinnen die Kunstwerke in Augenschein nahm. Das waren hübsche Bilder des Friedens im Kriege.

Ich habe hier aus jenen so bedeutungsvollen Tagen die lokalen Ereignisse wie die Stimmungen mit Benutzung meiner Tagebuchblätter wiederzugeben versucht. Man wird allerdings aus diesen Aufzeichnungen nur einen schwachen Wiederschein

16*

der großen Ereignisse selbst erhalten, und zwar aus einer Stadt, die glücklicherweise von den Kriegsstürmen nicht unmittelbar zu leiden hatte, aus der Hauptstadt unserer heutigen treuen deutschen Bundesgenossen. Aber eben diese Wiederspiegelung der großen Begebenheiten auf eine kleinere Fläche läßt vielleicht die Ereignisse in den Stimmungsbildern um so deutlicher erkennen.

Nur bis zum 16. Juli hatte ich meine täglichen Aufzeichnungen fortgesetzt, denn die bewegteste Zeit der Dresdener Okkupation war vorüber. Die hierauf noch folgenden Tage und Wochen strichen ziemlich einförmig dahin. Als die Verhältnisse so weit gediehen waren, daß ich die Meinen ohne Sorge verlassen konnte, begab ich mich wieder zurück nach Coburg, aber auf angenehmen Umwegen, von Apolda aus quer durch die Thüringer Waldungen, die nach den aufregenden Ereignissen in ihrer unberührten Reinheit jetzt eine um so köstlichere Erquickung gewährten.





# Drittes Buch.

## 1866—1870.

Du entgehst nicht dem Verhängniß!
Diesen Glauben hast du, merke,
Nicht daß er dich in Bedrängniß
Muthlos mache, sondern stärke.

Weise bist du in der That,
Wenn in jeglichem Geschäfte
Du vertraust auf Gottes Rath
Und gebrauchest deine Kräfte.

Fr. Rückert.

## 20. Coburg—Nürnberg—München.

In den zwei Monaten meiner Abwesenheit von Coburg war viel geschehen. Zwar die diplomatischen Verhandlungen mit Oesterreich und den ihnen verbündet gewesenen Staaten dauerten noch fort — am längsten währte es in Sachsen damit. Aber rückgängig ließen sich ja die Ergebnisse des Krieges nicht machen.

Als ich wieder auf der Coburger Feste die schöne Landschaft weit überschaute, lagen die grünen Höhenzüge mit den zahlreichen Ortschaften wieder so friedlich da, als ob nichts geschehen sei. Auch an der meiningenschen Grenze war nichts zu merken, daß jenseits eine Veränderung vorgegangen war, indem einige böse Preußen das Herzogthum besetzt hielten, bis Herzog Bernhard Erich Freund durch Abdankung es seinem Nachfolger, dem jetzigen Herzog Georg, überließ, mit den neuen Verhältnissen sich zu befreunden.

In Coburg war unterdessen eine neue Zeitung entstanden, die sich „Mitteldeutsches Tageblatt“ nannte. Der Unternehmer war ein gewisser Schweigert, der eine Zeit lang bei den Freischaaren Garibaldis gewesen war. Ich hatte oberflächlich mit ihm verkehrt, er war eine angenehme Persönlichkeit, hatte als Garibaldianer eine reiche Heirath gemacht und wollte nun, nachdem er sich in den Besitz einer Druckerei gesetzt hatte, im Vertrauen auf seinen Schwiegervater noch etwas mehr Geld bei seinem Zeitungsunternehmen anbringen. Die Redaktion hatte ein derber Mecklenburger mit demokratischen Anwandlungen, Ludwig Reinhard, übernommen, der viel auf seine Freundschaft mit Fritz Reuter hielt. Er war ein ehrlichgrober, dabei naiv gutherziger Mensch, aber schon ein wenig zu bejahrt und zu bequem für die unruhigen Geschäfte eines Redakteurs. Ich selbst war von Schweigert für die Redaktion des Feuilletons „gewonnen“ worden und hatte diese Thätigkeit damit begonnen, daß ich meine Dresdener Tagebuchblätter dafür von Dresden aus hinschickte. Das Probeblatt dieser ganz stattlich angelegten Zeitung erschien am 22. Juni, also gerade im Beginn des Krieges, und gleich diese erste Nummer hatte die Meldung zu bringen, daß auf der Werra-Bahn, von Eisenach bis Lichtenfels, der gesammte Güter- und Personenverkehr eingestellt werden mußte und daß auch die telegraphische Verbindung mit Gotha aufgehoben sei. Zugleich wurde berichtet, die Störung des Eisenbahnbetriebes sei dadurch herbeigeführt, daß auf mehreren Strecken die Schienen von den Bayern aufgerissen seien. Eine Woche später hatte die Schlacht bei Langensalza stattgefunden.

Bei meiner Rückkehr nach Coburg wurde mir auch sonst Manches von den Bayern erzählt, was den Coburgern gar nicht gefiel. Aber lange hatte ja dieser erste Versuch einer Verständigung nicht gedauert.

Auch nach Coburg waren etwa fünfzig Verwundete gebracht worden, meistens Preußen, die in dem heißen Gefecht bei Kissingen ihre Wundenmale für die deutsche Einheit erhalten hatten. Ob von den preußischen Offizieren des Coburger Kontingents einige gefallen waren, kann ich heute nicht mehr mit Gewißheit sagen. (Ihr Verlust 1870/71 war hingegen sehr groß gewesen.) Die zurückgekehrten siegreichen Krieger, von denen ich mit einigen in Coburg freundschaftlich verkehrt hatte, wurden in dem „Hotel Victoria“, wo sie ihren Mittagstisch hatten, durch ein Festmahl gefeiert, für das ich ihnen einen Willkommensgruß gedichtet hatte.

Das neu gegründete „Mitteldeutsche Tageblatt“ war auch in der Friedenszeit eines frühen Todes gestorben. Der unternehmungslustige Garibaldianer Schweigert schien wohl auf die Freigebigkeit seines Schwiegervaters zu sehr gerechnet zu haben, denn er ließ schon nach Schluß des ersten Quartals das Blatt wieder eingehen. Ich selbst hatte dafür außer meinen Dresdener Tagebuchblättern nur ein Gedicht auf Langensalza geschrieben und ein ganz humoristisches „Deutsches Bundes-Austritts-Lied“ (nach Chamissos „Der Zopf der hängt ihm hinten“), das großen Anklang fand.

Ich konnte mich noch durchaus nicht entschließen, meinen mir sehr lieb gewordenen Wohnsitz in Coburg aufzugeben. Um aber neben den mancherlei litterarischen Arbeiten, die ich begonnen hatte, auch einen besonderen Grund zum Verbleiben mir zu schaffen, kam ich auf den Gedanken, ein politisch-belletristisches Wochenblatt zu gründen: die „Coburger Warte“. In dem Titel hatte ich zugleich meine Liebe für die alte Feste und Lutherburg ausgedrückt, von deren Wartthürmen und Basteien ich so gern hinabblickte. Ich hatte manche Mitarbeiter und Lokalkorrespondenten aus Thüringen dafür gewonnen und rechnete darauf, daß das Blatt nicht allein im Coburgischen,

sondern auch in den benachbarten thüringischen Städten bald sich einbürgern werde. Das pflegt so die gewöhnliche Rechnung und Verrechnung zu sein.

Schon die erste Nummer hatte mir einen Angriff seitens des Herrn Streit eingetragen, der mir aber weiter nicht unangenehm war. Herr Advokat Streit, den ich schon früher (2. Buch, S. 186) charakterisirt habe, gab ein demokratisches Tageblatt heraus, in dem er seine Angriffe gegen Preußen auch nach dem Kriege fortsetzte. In einer ganzen Reihe von Leitartikeln, in denen er in dem beliebten großsprecherischen Ton den Krieg selbst, und noch mehr das Ergebniß desselben, zum Gegenstand sinnlosester Angriffe machte, versicherte er, daß von allen politischen Parteien nur die „Volkspartei" eine Berechtigung habe, indem sie den föderalistischen Staat anstrebe und deshalb gegen die hohlen Phrasen von der preußischen Macht und preußischen Hegemonie ankämpfen müsse. Seine Weisheit gipfelte endlich in dem Schlußsatze: „Ohne Auflösung Preußens in seine Stämme ist die Bildung eines einigen und freien Deutschlands eine Unmöglichkeit."

In meiner „Coburger Warte" war mit Bezug darauf in der „Thüringer Correspondenz" gesagt worden: „Das »Coburger Tageblatt«, welches auch nach der Schlacht von Königgrätz die Zerstörung des preußischen Staates predigte, fährt in dieser aussichtsvollen Politik fort." Diese Bemerkung, die ganz einfach der Thatsache entsprach, brachte Herrn Streit zu einem anderthalb Spalten langen Wuthausbruch, worin er ziemlich verständlich andeutete, daß ich im Interesse der preußischen Regierung in Coburg sei, um gegen die kleinen Dynasten zu miniren. Gerade gegen mich, der ich die Unabhängigkeit meiner Gesinnung nach allen Seiten hin bewährt hatte, war die Verdächtigung so ganz unsinnig, daß sie von keinem Verständigen geglaubt werden konnte. Herr Streit erklärte außerdem in seiner Erwiderung: „sein Tageblatt wolle überhaupt

für Deutschland die Herrschaft gar keines Dynasten, sondern es erstrebe den freien Volksstaat.“ Ich erklärte darauf nur ganz kurz, daß ich mit Herrn Streit, dessen Charakter ja allgemein gekannt und gewürdigt sei, nichts weiter zu schaffen habe. Damit war dieser kleine Kriegsfall nach Königgrätz erledigt.

Im November ging ich wieder nach Nürnberg, um meine Shakespeare-Vorträge fortzusetzen.

Die erste Bekanntschaft Nürnbergs hatte ich schon 1860 gemacht, auf einer Rückreise vom Rhein. Ich war damals in der Stadt des Hans Sachs weniger mit diesem als mit seinem späteren Nachfolger Konrad Grübel vertraut geworden, der für Nürnberg im vorigen Jahrhundert dieselbe Bedeutung gehabt hat wie sein mehr als zwei Jahrhunderte älterer Vorgänger. Daß er über seine engere Heimath hinaus nicht populärer oder auch nur bekannter geworden ist, liegt hauptsächlich darin, daß er alle seine Gedichte (und es sind deren viele) in dem alten, überaus harten und sehr schwer verständlichen Nürnberger Volksdialekt schrieb. Nur ein paar Gedichte von ihm sind in Norddeutschland durch freie Uebertragungen ins Hochdeutsche allgemein bekannt und beliebt geworden: seine hübsche Geschichte vom „Schlosser und seinem Gesellen“ und die Perle seiner Dichtung: „Der Peter in der Fremde“. Aber wieviel geht diesem köstlichen Gedicht von seiner ursprünglichen Frische und Kraft durch die verwässernde Uebersetzung verloren!

Das lernte ich recht würdigen, als ich im Jahre 1863 wieder in Nürnberg war und von einem Bekannten in die alte Bierstube „Zum Grübel“ geführt wurde, wo man abends besonders vortrefflichen Karpfen zu essen bekam. Aber noch mehr Werth als Bier und Karpfen hatte für mich des Wirthes Töchterlein Elise, ein schönes und kluges Mädchen. Als ich zuerst an einem Vormittag in diese Grübel-Stube gekommen war, rief mein Nürnberger Cicerone das Mädchen herein und

ersuchte sie, mir doch ein paar Grübelsche Gedichte vorzulesen — ich sei ein Fremder und hätte davon gehört. Elise sah mich mit ihren großen und dunklen Augen freundlich an, wischte ihre Hände an der Schürze ab — denn sie war gerade in der Küche beschäftigt — und nahm dann ihren dicken Band Grübelscher Gedichte aus dem Schrank. Ohne Ziererei setzte sie sich zu uns und fragte, was ich hören wolle: vielleicht die Tabakspfeife — oder der G'lehrte und sein' Frau — oder sonst was. — Mir war es gleich, und so trug sie denn ein paar ihrer Lieblingsgedichte vor, treu in der alten Nürnberger Mundart, so kräftig, humorvoll und lebendig, wie es ihr schwerlich ein Vorleser hätte nachmachen können. Und als sie fertig war und meinen Dank entgegengenommen hatte, ging es nach einem kräftigen Händedruck wieder in die Küche.

Solche lebendige Fortpflanzung volksthümlicher Poesie ist wahrlich mehr geeignet, den Dichter seinem Volke in Erinnerung und in Verehrung zu erhalten, als es durch Litteraturgeschichte und durch Standbilder geschehen kann.*) Später hatte ich in Nürnberg auch die Bekanntschaft des Dr. Karl Fromman gemacht, von dem wir eine treffliche kritische Ausgabe Grübels, nebst Glossar und Grammatik der Nürnberger Mundart, haben. Fromman, ein geborener Coburger und Schüler von Jakob Grimm, war Bibliothekar und zweiter Direktor des Germanischen Museums, und ich bin mit ihm, der das Musterbild eines liebenswürdigen deutschen Gelehrten war, bis zu seinem Tode mündlich und brieflich im Verkehr geblieben.

Als ich im November 1866 wieder nach Nürnberg kam, war der Main thatsächlich schon überbrückt. Dies Gefühl hatten auch meine Nürnberger Freunde, die über den Aus-

*) Seit 1881 hat auch Grübel sein ansehnliches Denkmal in Nürnberg erhalten.

gang der Sache in bester Stimmung waren und mir viel hübsche Anekdoten vom Einmarsch der Preußen und vom Großherzog von Mecklenburg erzählten, der durch sein einfaches und zwangloses Benehmen viel Sympathien erworben hatte.

Für meine Vorträge — ich hatte für diesmal Shakespeares englische Königsdramen gewählt — konnten mir die gehobene Stimmung und der gestärkte historische Sinn nur förderlich sein. Die Reihe der in sich zusammenhängenden sieben Dramen, von Richard II. bis Richard III., hatte ich mir für fünf Abende eingerichtet. Die ersten drei brachten Richard II. und die beiden Theile Heinrichs IV. je an einem Abend; dann hatte ich mir die drei Theile Heinrichs VI. für einen Abend eingerichtet. Das konnte ich natürlich nur durch meine Methode erreichen, die dramatische Rezitation der einzelnen Scenen und Scenenreihen durch kritische Analysen zu verbinden. Ich hatte mir diese Methode aus den schon angeführten Erwägungen geschaffen, und es hat noch Jahre gedauert, bis ich es ermöglichen konnte, die Schwierigkeiten, die gerade in der Verbindung der Rezitation mit den referirenden Theilen lagen, zu überwinden. Erst jetzt fing ich eigentlich an, auf diesen Punkt die nöthige Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu richten. So oft ich einen schon gehaltenen Vortrag zu wiederholen hatte, empfand ich es selbst, wenn in den Verbindungstheilen noch ein störender Bruch auszugleichen war, und ich nahm dann am nächsten Morgen mein Manuskript wieder vor, um den von mir empfundenen Mängeln durch bessere Verbindung und Ausgleichung abzuhelfen. Denn daß meine Methode an sich richtig war, davon blieb ich überzeugt. Wenn später auch einzelne Stimmen sich dagegen äußerten, so hatte ich doch die unmittelbare Wirkung für mich, weil ich in verhältnißmäßig kurzer Zeitdauer den Gehalt des Dramas geben und ihn zugleich durch meine eigene Auffassung zu eindringlicherem Verständniß bringen konnte. Und außerdem hatte mich dazu die Erkenntniß geführt, daß ein Vorleser,

der sich an ein Drama wagt, den Zuhörern etwas Anderes müsse bieten können, als die theatralische Aufführung es vermag.

---

Nachdem ich in Coburg im Januar 1867 Goethes Faust unter sehr gesteigerter Betheiligung des Publikums an drei Abenden (mit Anschluß der letzten Akte des zweiten Theils) gelesen hatte, ging ich im Februar nach Würzburg und im März zum zweiten Male nach München.

Auch hier hatte ich zunächst die Reihe der englischen Königsdramen vorgeführt, und ich machte dabei dieselbe Erfahrung wie überall mit diesen Historien, daß die beiden bekanntesten auch die stärkste Anziehungskraft auf das Publikum übten: nämlich Heinrich IV. erster Theil und Richard III.

Meinen Verkehr im Hause der Charlotte v. Oven, meist mit ihrem Bruder und mit Lenbach, nahm ich natürlich wieder auf und lernte durch sie auch Herrn v. Perfall kennen, der eben in diesem Jahre Intendant des Hoftheaters wurde und mit dem ich seitdem in den freundlichsten Beziehungen geblieben bin. Auf ihn werde ich noch wiederholt zu sprechen kommen. Von den neueren Bekanntschaften, die ich machte, standen in erster Reihe Bodenstedt und Moritz Carriere. Aber es war mir während dieses meines Münchener Aufenthaltes auch beschieden, mit demjenigen Manne, der späterhin die Hauptperson einer wahrhaften und erschütternden Königstragödie werden sollte: mit dem erst zwanzigjährigen König Ludwig II., zusammenzutreffen. — Der Anlaß zu der Unterredung, die für mich erst später eine größere Bedeutung erlangte, als sie es damals hatte, war folgender: ich war mit einem bayerischen Major v. L., einem liebenswürdigen Manne, bekannt und befreundet geworden, und dieser fragte mich einmal, ob es mir nicht angenehm sein würde, den König persönlich kennen zu lernen. Er erläuterte dann seine Frage damit, daß der ihm bekannte Adjutant des Königs ihm jüngst gesagt hatte, der

König verfolge die Zeitungsreferate über meine Shakespeare-Vorträge mit ganz besonderer Theilnahme und habe gegen ihn geäußert, daß er mich sehr gern einmal hören würde. Natürlich erklärte ich mich auf seinen Vorschlag bereit, eine Audienz beim Könige nachzusuchen. Nachdem dies in der mir bezeichneten Weise durch eine schriftliche Eingabe geschehen war, erhielt ich gleich am nächsten Morgen die Benachrichtigung, Seine Majestät würden mich an dem Tage (es war im März 1867) mittags 12 Uhr im Residenzschlosse mit Vergnügen erwarten.

Irgendwelche kühne Hoffnungen hatte ich auf diese Unterredung keineswegs gesetzt. Der Wunsch des Königs war mir nahegelegt worden, und es mußte mich natürlich sehr interessiren, diesen in mehrfachen Beziehungen ganz eigenartigen jungen Herrscher persönlich kennen zu lernen. Zunächst hatte ich hierbei das Unglück gehabt, mich um ein paar Minuten zu verspäten. Der König hatte seine Wohnung in dem sehr hoch gelegenen zweiten Stockwerk des Residenzschlosses, und als ich die stufenreichen Treppen hinaufstieg, kamen mir schon Kammerlakeien mit angstvoll verstörten Gesichtern entgegen — ob ich der und der wäre — Majestät warteten schon auf mich! Jenun, geköpft konnte ich ja dafür nicht werden, und als ich oben war, sah ich, daß es nicht gar so gefährlich sei, denn eben hatte Mathilde Mallinger eine Audienz gehabt und traf mit mir noch im Vorzimmer zusammen.

Bekanntlich war der König in seinen jungen Jahren eine schöne Erscheinung, von sehr hoher und schlanker Gestalt, mit dunklem, natürlich gelocktem Haar und ausdrucksvollen dunklen Augen, in derem Schnitt er sehr an seine Mutter, die Königin Marie, erinnerte. Als ich eintrat, hatte er die Herrscherpositur angenommen, die rechte Hand in die Weste gesteckt, und empfing mich mit gnädigem Neigen des Kopfes. Von der Unterredung habe ich nicht besonders viel zu berichten, aber ich will das Wenige mit um so größerer Genauigkeit mittheilen, weil auch

dies für das Wesen des Königs bezeichnend ist. Nach der Begrüßung sagte er ungefähr: „Ich freue mich, Sie kennen zu lernen; ich habe schon viel über Ihre Vorträge gelesen, und ich interessire mich sehr dafür. Sie sprechen jetzt über die Shakespeareschen Königsdramen?“ — „Ja, Majestät.“ — „Ich habe“, fuhr er fort, „die Berichte in der »Allgemeinen Zeitung« gelesen.“ — Dann führte er einige der bekannteren Shakespeare-Kommentare an, wofür er sich vorbereitet zu haben schien, denn ich hatte den Eindruck, daß er von dem, was er wußte, so viel wie möglich anbringen wollte. Danach — in schneller Folge — sprach er von den deutschen Uebersetzungen, von denen er ein paar nannte. Als er auf die Bühnenaufführungen kam, bemerkte ich, daß das Lesen gerade der Shakespeareschen Stücke eine besondere Berechtigung habe, insofern als die Form der Stücke unserer heutigen Bühne in so Vielem widerstrebe, und es deshalb nicht rathsam sei, ihrer so viele in die gegenwärtige Bühneneinrichtung zu zwängen. Diese Bemerkung schien ihn zu überraschen, aber ich konnte bei dem schnellen Gange des Gesprächs nicht weiter darauf eingehen. Endlich sagte er, er würde sich sehr freuen, einmal einen Vortrag von mir zu hören, worauf ich erwiderte, daß mich das sehr beglücken würde. — „Ja aber“, fuhr er fort, „wir haben gerade am Hofe Trauer“ (es war eine — ich weiß nicht welche — Prinzessin gestorben), „deshalb würde das leider jetzt nicht angehen. Aber Sie kommen doch mal wieder nach München?“ — „Gewiß“, antwortete ich, „München ist mir eine sehr angenehme Stadt geworden.“ — „Nun, dann hoffe ich, Sie wieder zu sehen und zu hören.“ — Und damit war ich freundlichst entlassen.

Ich war nun zwar schon im nächsten Jahre wieder nach München gekommen, aber ich hatte gar keine Neigung, mich nochmals anzumelden; denn die verschiedenen Shakespeare-Kommentare wie auch die verschiedenen Uebersetzungen waren

mir ja bekannt, und mehr als bloß dem Namen nach. Was aber den letzteren Punkt betrifft, so hatte mich eine vom König gemachte Bemerkung sehr in Erstaunen gesetzt und mich nachdenklich gemacht. Nachdem er nämlich ein paar Shakespeare-Uebersetzungen genannt hatte, sagte er: „Ich lasse jetzt eine neue Uebersetzung machen.“ — Als ich ihn überrascht fragend ansah, fuhr er fort: „Ja, von Bodenstedt.“ — Wenn ich nun auch ganz bestimmt wußte, daß die unter Bodenstedts Redaktion bei Brockhaus erscheinende Uebersetzung ein rein buchhändlerisches Unternehmen war, mit dem der König nicht das Geringste zu thun hatte, so konnte ich ihm doch nicht sagen: „Majestät irren sich wohl“, sondern ich äußerte ihm nur mein Erstaunen darüber, daß Er diese Uebersetzung machen ließe, was ich nicht wußte. Es schien ihn zu befriedigen, daß er mir doch etwas Neues gesagt hatte. Seine sonderbare Einbildung aber war wohl dadurch genährt worden, daß ja Bodenstedt noch in München lebte. Aber nicht nur von diesem kannte ich den richtigen Sachverhalt, sondern ich hatte auch später von Brockhaus die Bestätigung erhalten, daß der König nicht die mindeste Beziehung dazu hatte. Wenn dieser mir dennoch auf den Kopf zusagte: „Ich lasse die Uebersetzung machen“, so deutete dies schon auf die autokratische Wahnvorstellung hin, daß von seinem Herrscherwillen Alles abhängen müsse. Daß dann erst nach einer so langen Reihe von Jahren — erst als das Land durch seine wahnsinnige Verschwendung und durch andere gefährliche Handlungen an den Rand des Verderbens gebracht wurde — dem gefährlichen Treiben ein Ende gemacht werden konnte, legte dem bayerischen Volke schwere Prüfungen auf. Bei seinem erst zwanzig Jahre später erklärten Wahnsinn und seinem kurz danach erfolgten schrecklichen Ende kam mir jener Zug aus dem Gespräche mit ihm wieder in Erinnerung, und zwar als ein — wenn auch weit zurückliegendes — Symptom.

In Hohenschwangau, diesem märchenhaft schönen Punkte in den bayerischen Alpen, war ich schon gewesen, bevor noch an den großartigen und dem Charakter der Landschaft völlig widerstrebenden Schloßbau zu denken war. Da sah man auf derselben Felsenhöhe nur die Ruinenreste des alten historischen Hohenschwangau. Als ich das letzte Mal in Füßen wohnte — es war ein Jahr vor der tragischen Katastrophe —, wurden mir mancherlei wunderliche Dinge berichtet, die der König in Hohenschwangau (das er aber Neu-Schwanstein nannte) anstellte. Auf den felsigen Falkenstein mußte durchaus eine Wasserleitung geführt werden, und aus der ganzen Gegend ließ er Rosen sammeln, um von den Blättern sich Rosenbäder bereiten zu lassen.

Zu dem Jahre 1867, aus dem ich hier berichtet habe, sei noch bemerkt, daß Richard Wagner kurz vorher entlassen und nicht mehr in München war. Das ihm vom Könige geschenkte Haus, gleich vor den Propyläen neben der Schack-schen Galerie, hatte Wagner dem Könige zurückgegeben, und danach wurde es von meinem Freunde Julius Knorr gekauft. Dort habe ich seitdem viele Jahre hindurch in jedem Sommer meines Freundes Gastfreundschaft genossen.

---

Wo ich auf meinen friedlichen Feldzügen in dem uns bereits zu Schutz und Trutz verbündeten Bayern sonst noch Vorlesungen hielt, soll hier nicht weiter erwähnt sein. Daß ich bei solcher Thätigkeit meinem Blatte in Coburg nicht gerade viel Aufmerksamkeit zuwenden konnte, ist begreiflich. Auch die Abonnentenzahl hatte sich im zweiten Quartal so wenig gesteigert, daß ich schon entschlossen war, die Versuche mit dem Blatt nicht lange mehr fortzusetzen. Ich bin zwar immer sehr geneigt gewesen, ohne Aussicht auf Gewinn zu arbeiten, aber ich mochte jetzt doch nicht die immer besser sich gestaltenden Erträgnisse meiner Vorlesungen für die Druckkosten zusetzen.

Und gerade in diesem Zeitpunkt hatte ich die Einnahmeh besonders nöthig, da ich auch für meine Mutter und zweite Schwester in Dresden Verpflichtungen mit zu übernehmen hatte. So faßte ich also den Entschluß, von meiner „Warte" herabzusteigen und das Blatt den Weg alles Papiers gehen zu lassen — Makulatur! Ich hatte schon genügend zu derselben beigesteuert.

In der letzten Nummer meines Blattes verabschiedete ich mich von meinen Lesern wie auch von Coburg, und zwar in einem Artikel, der auch auf die so glücklich veränderten politischen Verhältnisse des deutschen Vaterlandes Bezug nahm. In einem Hinweis auf die jüngst veröffentlichten Bündnißverträge mit den süddeutschen Staaten sprach ich die Zuversicht aus, daß mit dieser großen politischen That, dem glänzendsten Zeugniß für die wahrhaft staatsmännische Größe Bismarcks, ein großes und ganzes Deutschland schon geschaffen sei, und schloß: „Mit diesem frohen Blicke in die Zukunft unseres Vaterlandes endet unser Blatt seinen kurzen Lebenslauf. Wenn es bei seinem kleinen Wirkungskreise nicht im Stande war, irgendwelche Erfolge zu erkämpfen, so scheidet es doch mit dem Bewußtsein, stets nur für das Gute und für das Wahre das Wort geführt zu haben."

Jene Bündnißverträge mit den einzelnen Staaten, die erst nach und nach bekannt gemacht wurden, mußten von allen aufrichtigen und denkenden Patrioten mit dem Gefühl innerster Befriedigung als eine sichere Gewähr für die Fortentwickelung unserer nationalen Verhältnisse erkannt werden. Freilich konnten in München die Wortführer des ultramontanen Partikularismus, denen jede Annäherung an Preußen ein Greuel war, wie auch solche, die zugleich aus der Preußenhetze ein journalistisches Geschäft machten, diese Verträge nicht willkommen heißen. So schrieb der aus dem Zanderschen Volksboten hervorgegangene und erst später in weiteren Kreisen bekannt gewordene Streiter,

der in seinem Preußenhaß auch manchmal gute Witze machte: nach diesen Verträgen bliebe dem König von Bayern nur noch das Recht — „sich photographiren zu lassen".

Man muß nun wissen, wie zahlreich die photographischen Bildnisse des jungen Königs waren, um den boshaften Scherz ganz zu würdigen.

Nach Coburg zurückgekehrt, mußte ich mich nun endlich dazu bequemen, meine Bücher zu packen, die doch schon einige stattliche Kisten füllten. Nachdem ich Tag für Tag von der schönen Feste Abschied nahm und ihr auch für die kleine mit alten Krügen und Gläsern ausgestattete Trinkstube ein von mir gezeichnetes Bildchen der Feste gestiftet hatte, bewerkstelligte ich um die Mitte des Sommers meine Uebersiedelung nach Dresden.

Fünf Jahre hatte ich in Coburg gelebt und verließ es wieder als freier Mann — in zweifacher Hinsicht — nämlich ohne Orden (was für Coburg schon etwas bedeuten will) und — ohne Weib. Das Erstere war ja ganz selbstverständlich, aus dem einfachen Grunde, weil ich nach solchem sonderbaren Schmuck niemals Sehnsucht empfunden habe. Was aber den anderen Punkt betrifft, so kann ich darüber nicht gut reden. Rückert sagt einmal in einem seiner zahlreichen Weisheitssprüche: Wer zu einem Anderen von seiner Liebe spricht, wird diesen damit niemals erbauen — nur dem Dichter ist das gestattet. Da ich dies nun hier ganz und gar nicht bin, so schweige ich auch darüber. Für diejenigen aber, die möglicherweise für meine persönlichen Verhältnisse einiges Interesse gewonnen haben, will ich über die mir erhalten gebliebene (wenn auch keineswegs erstrebte) „Freiheit" ein paar allgemeine Andeutungen geben.

Gutzkow hatte mir in späterer Zeit einmal dazu gratulirt, daß ich „unbeweibt" geblieben sei, indem er meinte, daß ein Schriftsteller nur heirathen dürfe, „wenn ihm das Vermögen

der Frau erlaubt, auch allenfalls die Hände in den Schoß zu legen". Das würde nun zu meinen Empfindungen und Grundsätzen ganz und gar nicht passen. Mein Streben nach irdischen Gütern ist stets sehr gering gewesen, und am wenigsten hätte ich solche einem Mädchen, das ich liebe, verdanken mögen. Aus diesem mir widerstrebenden Gefühl hatte sich dann sogar die gegentheilige Empfindung entwickelt, nur ein solches Mädchen lieben zu können, dem ich gar nichts weiter zu danken hätte als ihre Liebe. Das war nicht etwa Grundsatz bei mir, sondern eben nur Empfindungssache. Und ein solcher Fall war für mich denn auch in Coburg wirklich eingetreten, indem ich mir mit dem Wahn schmeichelte, sogar der in unverschuldete Bedrängniß gerathenen Familie eines sehr anmuthigen und lieben Mädchens helfen zu können. Die Eltern waren aber verständiger als sie und ich, und das war sehr gut, denn ich würde mir nicht nur schwere Lebenssorgen aufgebürdet haben, sondern ich würde auch die mir näher liegenden Verpflichtungen, die mich jetzt nach Dresden riefen, nicht haben erfüllen können. Hat man aber einmal eine gewisse Höhe im Lebensalter überschritten, so wird ein solcher, das ganze weitere Leben bestimmender Entschluß immer schwerer, so daß man sich endlich mit der Schicksalsfügung zufrieden geben muß.

Ich habe von diesen Umständen eigentlich nicht gern gesprochen, aber ich vermuthe, daß mancher Leser auch nach solchen Dingen fragt und sich wundert, daß ich — der ich in so mannigfache und angenehme Beziehungen gekommen bin — etwas so Wichtiges wie das Heirathen vergessen haben könnte.

Das aber kann ich noch versichern, daß ich auch in diesen nur beiläufigen Bekenntnissen, auch da wo solche nur Andeutungen sind, durchaus wahrhaft bin. Rücksichten auf Andere können mich wohl veranlassen, Einzelnes mit Stillschweigen zu übergehen, niemals aber wissentlich etwas zu sagen, was der Wahrheit nicht entspricht.

Diese Versicherung möchte ich auch auf das angewendet wissen, was ich in diesem Buche über den Herzog Ernst zu berichten hatte. Seit dem Ende meiner Zeitungsredaktion war ich zu ihm in keinerlei Beziehungen wieder gekommen. Ich kann aber aus mancherlei Aeußerungen, die mir mitgetheilt wurden, entnehmen, daß er mir persönlich freundlich gesinnt war. Seit der heftigen Krisis von sechsundsechzig war ja auch das coburgische Verhältniß ein solches geworden, daß mein Standpunkt demjenigen, der ihm jetzt zur Nothwendigkeit geworden war, keinen Anlaß mehr zur Unzufriedenheit hätte geben können. Vielleicht hatte er sogar die Unabhängigkeit meiner Gesinnung ein wenig schätzen gelernt, auch wenn sie ihm störend und ärgerlich gewesen war. Daß er noch in viel späteren Jahren eine gute Meinung von mir hatte, erfuhr ich einmal durch eine von ihm sehr hochgeschätzte Künstlerin — es war meine alte und sehr liebe Freundin Marie Seebach, die als Ehrenmitglied des Herzoglichen Hoftheaters noch häufig dort war und die besonders von der Herzogin sehr geliebt wurde.*) Zu dieser hatte einmal der Herzog, als auf mich die Rede kam, eine Aeußerung gethan, als sei ich nur durch Herrn v. Meyern von ihm entfernt worden. Das war zwar nur theilweise richtig, aber daß er das Bedürfniß fühlte, einen Anderen dafür verantwortlich zu machen, zeigt schon, daß seine Gesinnung gegen mich keine unfreundliche war. Was Herrn v. Meyern anbelangt, so kamen bei ihm, wie die Verhältnisse nun einmal lagen, zweierlei Beweggründe zusammen, die seine Gesinnung gegen mich bestimmten: bei seinem politischen anti-

*) Nachdem Obiges schon geschrieben war, kam mir die traurige Nachricht von dem am 3. August erfolgten Tode der außerordentlichen und liebenswürdigen Künstlerin. Ich habe sie seit dem Jahre 1849 persönlich gekannt, und sie ist mir bis zu ihrem Tode eine wahrhaft treue Freundin gewesen. Da sie einige Zeit nach meiner Uebersiedelung nach Dresden dort ebenfalls für einige Jahre ihren Wohnsitz genommen hatte, komme ich noch einmal auf sie zurück.

preußischen Standpunkt war es auch der Theaterintendant, dem ich unbequem war. Zweimal hatte er mir darüber geschrieben, um mich darauf aufmerksam zu machen, daß die Zeitung, als eine herzogliche, auch Rücksichten auf das Herzogliche Hoftheater zu nehmen habe. Aber ich war in diesen Dingen unverbesserlich, weil mir die künstlerischen Interessen höher standen, als jenes Abhängigkeitsverhältniß es erlauben sollte. Der zweite Fall seiner Unzufriedenheit war ein Bericht von mir über eine Aufführung von Mozarts „Don Juan“. Ein erst unlängst engagirter Baritonist, Herr H., sang die Titelrolle und behandelte — da der Herzog selbst außerhalb war — seine Aufgabe als eine Lappalie, kokettirte mit dem Publikum, sendete grüßende Blicke in die Theaterlogen, kurz, benahm sich in einer Weise, die mich aufs tiefste empörte. In meiner Beurtheilung der Vorstellung sprach ich dies in sehr bestimmten Worten aus und bemerkte dem eiteln Herrn, daß er durch solche Art der Darstellung nicht nur die dem Publikum schuldige Achtung verletze, sondern auch gegen die Heiligkeit eines solchen Werkes in gröblichster Weise sich versündige. Darauf schrieb mir Herr v. Meyern in sehr erregter Weise (er hätte eigentlich mehr über das unangemessene Benehmen des Sängers erregt sein sollen), daß der persönliche Wunsch und Wille Seiner Hoheit Herrn H. nach Coburg berufen habe, daß aber dieser — nachdem er in der Zeitung des Herzogs so beurtheilt worden sei — seine Entlassung nachgesucht habe. Ich erklärte darauf in einer kurzen Notiz in der Zeitung, daß „eigenthümliche Verhältnisse“ mich bestimmten, fernerhin keine Opernkritik mehr zu schreiben. Damit war dem Publikum schon angedeutet, wie es zwischen mir und dem herzoglichen Eigenthümer der Zeitung stehe.

Kurz, es trafen die politischen Verhältnisse mit den künstlerischen und persönlichen Beziehungen zusammen, um mir selbst ein fröhliches Ende derselben wünschenswerth zu machen.

Der Herzog aber war gewiß in seinem Rechte, wenn er einen Redakteur, der sein Abhängigkeitsverhältniß so aus den Augen setzte, nicht noch länger besolden mochte.

Als ich daher das mir so lieb gewordene Coburg verließ, nahm ich nur angenehme Erinnerungen mit, in die sich keine Spur von Groll oder Verstimmung mischte. Es war ja überdies Alles nur zu meinem Besten ausgefallen.

## 21. Uebersiedelung nach Dresden.

### Dresden und Berlin.

Die Wahl Dresdens zu meinem neuen Wohnsitze war, wie ich bereits andeutete, zunächst durch die Rücksicht auf meine nächsten Angehörigen bestimmt worden. Nachdem meine Schwester Ottilie schon 1865 mit ihrem Manne nach Amerika gegangen war, wurde ich in ökonomischem Interesse dazu bestimmt, als Haupt der kleinen Familie, mit meiner Mutter und zweiten Schwester gemeinsame Wirthschaft zu führen.

Schon von Coburg aus hatte ich Dresden, wegen meiner dort lebenden Angehörigen, wiederholt besucht und im Januar 1866 daselbst auch eine Reihe von Shakespeare-Vorträgen gehalten. Der Besuch derselben war anfänglich ein nur sehr spärlicher gewesen, steigerte sich aber mit jedem Abend in erfreulicher Weise. Als ich jetzt nach meiner Uebersiedelung diese Thätigkeit wieder aufnahm, fand ich ein mir bereits günstig gestimmtes Publikum vor, das mir denn auch für die zwölf Jahre meines Aufenthaltes mit immer wachsender Theilnahme erhalten blieb.

Mein angenehmer Aufenthalt in Dresden, während dessen sich meine Freundeskreise wieder bedeutend erweiterten, hatte für mich auch noch den Vortheil, daß ich Berlin leicht

erreichen konnte, und es verging auch kein Jahr, daß ich Berlin nicht wiederholt besuchte, manchmal auch für längere Zeit. Mit meinen Shakespeare-Vorträgen hatte ich mich aber in meiner Vaterstadt noch nicht in die Oeffentlichkeit gewagt. Da wurde mir im Dezember 1867 die Brücke dafür durch eine besondere Veranstaltung gewiesen, zu der mich Franz Duncker aufgefordert hatte. Dieser war der überaus thätige Vorstand des noch jungen, aber bereits sehr großen „Handwerkervereins“, der seinen Saal in der Sophienstraße hatte. Duncker wünschte, für den Sylvesterabend dem Verein etwas Würdiges zu bieten, und fragte deshalb wegen eines der Shakespeare-Vorträge bei mir an. Mir war das ganz recht, und nachdem ich ihm mehrere zur Auswahl freigestellt hatte, schrieb er mir, er habe ganz demokratisch darüber abstimmen lassen, und man habe sich mit überwältigender Mehrheit für Julius Cäsar entschieden. Mein Julius Cäsar, wie ich ihn aus dem Geiste des Dichters erfaßt hatte, war allerdings deutlich genug gegen die politischen Doktrinäre gerichtet — was nicht ganz im Sinne Dunckers war; aber um so mehr freute ich mich der Wirkung, die ich damit erreichte. Gleich in der ersten Woche des Januar ließ ich dann in demselben Saale zwei weitere Vorträge folgen für meine eigene Rechnung und unter großer Betheiligung des Publikums. Eine weitere Fortsetzung war mir nicht sogleich möglich, da ich mich bereits für Danzig verpflichtet hatte, wo ich wegen meiner früheren Beziehungen auf ein lebhaftes Entgegenkommen rechnen konnte.

Nach etwa fünfwöchentlichem Aufenthalte in Danzig wieder nach Berlin zurückgekehrt, bestieg ich nicht sogleich wieder die Rostra, sondern wartete ab, bis Andere für mich das Wort ergreifen würden — nämlich von der Bühne herab. Denn ich hatte wieder etwas Dramatisches geschrieben, ein dreiaktiges historisches Lustspiel „Vor den Kanonen“, das vom Königlichen Schauspiel angenommen war und im März zur Aufführung

kommen sollte. Zu der Wahl des Stoffes mochte ich wohl durch meinen Aufenthalt in Dresden angeregt worden sein, denn eine der Hauptpersonen darin war Aurora v. Königsmark, aber nicht als die Geliebte Augusts des Starken, sondern als diplomatische Unterhändlerin im Lager des Schwedenkönigs Karls XII. in Livland. Mich hatte dabei der Gegensatz gereizt, der in der Gegenüberstellung der schönen und sieggewohnten Gräfin und des starrköpfigen und weiberhassenden Kriegshelden lag. Gewiß ein dankbarer Stoff für das Lustspiel. Aber — es scheiterte dennoch, das heißt insofern, als der Erfolg nur ein schwacher war und das Stück nach nur wenigen Wiederholungen wieder verschwand. Ein Theil der Schuld lag allerdings in der ganz verfehlten Besetzung der einen von beiden Hauptrollen. Während für die Rolle der schönen Gräfin Frau Kierschner (die spätere Gattin Liedtckes) eine ganz geeignete Vertreterin war, hatte man für die Rolle des kriegstollen Schwedenkönigs einen Versuch mit einem jungen Manne gemacht, der für das Liebhaberfach sich nicht recht geeignet erwies und den man deshalb zum jugendlichen Charakterschauspieler machen wollte, was aber gänzlich mißglückte. Aber davon abgesehen, lag der Hauptfehler doch wieder im Stücke selbst oder vielmehr im Stoffe. Es scheiterte ganz einfach daran, daß auch die Mission der schönen und geistreichen Gräfin scheiterte, und das durfte in einem Lustspiel nicht sein, um so weniger, da ich alle Sympathien der liebenswürdigen Unterhändlerin zugewendet hatte. Ein befriedigendes Lustspiel hätte es aber nur sein können, wenn Aurora aus dem Kampfe mit diesem Starrkopf siegreich hervorgegangen wäre. Daß es übrigens eine sorgfältige Arbeit war, und daß ich „nach höheren Konflikten“ im Lustspiel strebe, wurde im Allgemeinen von der Kritik willig anerkannt.

—

Bei meinem wiederholten Aufenthalt in Berlin, auch während der Zeit meines Dresdener Wohnsitzes, waren meine Beziehungen zu den älteren Freuden dieselben geblieben. Auch der Umstand, daß Dohm und Scholz längst verheirathet und Familienväter waren, änderte nichts daran. Beide hatten nunmehr seit zwanzig Jahren ihre Thätigkeit fast ausschließlich dem „Kladderadatsch“ gewidmet. Die Verbreitung des Blattes war seit der allgemeinen Befehdung Bismarcks erheblich gewachsen, aber der allmähliche Uebergang aus der Verspottung zur Bewunderung wurde in dem Witzblatt mit Geschicklichkeit und fast unmerklich vollzogen. In genialer Weise hatte es besonders Scholz vermocht, auch in der fortgesetzten Karikatur durch seine witzig erfundenen Zeichnungen die mächtige Persönlichkeit zur eindringlichen Erscheinung zu bringen.

Die Befähigung Ernst Dohms zeigte sich nicht nur in dem, was er schrieb, sondern vor Allem in seiner gewandten und taktvollen Redaktion, in deren Ausübung er auch gegen seine mitarbeitenden Kollegen mit vollster Strenge waltete. Er selbst wurde zum Schreiben gewöhnlich erst am letzten Tage vor Schluß des Blattes veranlaßt, wenn es galt, die durch Ablehnung der ihm nicht genehmen Beiträge entstandenen Lücken auszufüllen. Zu den mancherlei starken Widersprüchen in Dohms Natur gehörte auch der, daß kein Mensch leichter die Feder führte als er, und dennoch äußerst schwer sich zum Schreiben entschließen konnte. Wahrhaft komisch war es oft, wie er immer neue Gründe für den Aufschub einer nothwendigen Arbeit zu finden wußte. Dabei konnte man von ihm keineswegs sagen, daß er träge oder auch nur bequem gewesen wäre. Es war eben nur die Thätigkeit der Feder, die ihm äußerst zuwider war. Sobald er aber erst die Feder in die Tinte getaucht hatte, flossen auch die köstlichsten Einfälle in vollendeter Form aufs Papier. Deshalb konnte er es auch wagen, erst

dann zum Schreiben sich zu entschließen, wenn in der Druckerei bereits darauf gewartet wurde. Seine Unlust zum Schreiben hatte er selbst einmal in sehr drolliger Weise persiflirt. Von einem auswärtigen Autographensammler, der ein „Dichteralbum" angelegt hatte und dies mit der Bitte um eine Eintragung versandte, hatte auch Dohm den umfangreichen Band zugeschickt erhalten. So entrüstet er anfänglich über solche Zumuthung war, so fühlte er sich doch verpflichtet, den werthvollen Band zurückzuschicken, und er that dies mit den folgenden hineingeschriebenen Versen:

Von allen Völkern, die die Erd' umfaßt,
Sind die Phönizier mir von je verhaßt;
Es melden uns von ihnen alte Kunden,
Daß diese Gauner- und Gründernation,
Der Welt zum Schaden und mir zum Hohn,
Die Kunst des Schreibens erfunden.

Aber nicht nur mit der Feder, sondern auch im geselligen Verkehr besaß Dohm eine große Schlagfertigkeit des Witzes, die mit der Witzelei gewöhnlicher Art durchaus nichts zu schaffen hatte; denn Dohm war geistreich und traf mit einer leicht hingeworfenen Bemerkung meist das Wesen der Sache. In seinen Urtheilen über Andere konnte er von unnachsichtiger Schärfe sein, wenn es sich um gemeine Gesinnung, vor Allem aber um eine durch Charlatanerie aufgetriebene Mittelmäßigkeit handelte, während er für wirklichen Geist und für Verdienst die wärmste Anerkennung hatte.

Bei seinem Talent und reichen Wissen — Dohm hatte ursprünglich Theologie studirt und war von klassischer Bildung — konnte man häufig wohl bedauern, daß er seine Fähigkeiten für so vergängliche litterarische Arbeiten wie die eines Witzblattes verwendete. Aber es ist sehr fraglich, ob er bei seiner

schon gekennzeichneten Natur in größeren und selbständigen Arbeiten so viel geleistet haben würde.*)

Erst in diesen späteren Jahren war es eingeführt worden, daß nach Schluß der Redaktion — es war der Donnerstag — die „Gelehrten des Kladderadatsch" in einem bestimmten Lokal zum Abendessen und zur geselligen Unterhaltung sich zusammenfanden. Durch die wachsende Betheiligung Anderer, die nicht zum Handwerk gehörten, war daraus eine größere Vereinigung entstanden, die sich mehrere Jahre hindurch erhielt, ohne aber zu einer besonderen Bedeutung zu kommen, wie sie einst das „Rütli" hatte.

Neben diesen meinen älteren Jugendbeziehungen hatten sich meine Bekanntschaften aus den Künstlerkreisen in sehr angenehmer Weise erweitert. Auch in den „tonangebenden" Kreisen der Gesellschaft genießt ja nicht nur die Malerei, sondern auch der Künstler selbst besondere Gunst. Wenn im Gesellschaftsleben der Musiker eine größere Rolle spielt als der Maler, so liegt dies daran, daß er in seiner künstlerischen Thätigkeit mehr ausgenutzt werden kann; denn das vor langer Zeit gegebene Beispiel des „Konzertmalers" hat sich auf die Gesellschaftskreise nicht übertragen lassen. Aber im freieren geselligen Verkehr sind mir unter allen Künstlern die Maler stets die angenehmsten gewesen. Während beim Musiker, viel mehr als bei anderen Künstlern, Unduldsamkeit und Rivalitätsneid vorherrschend sind (ich nehme natürlich meine Freunde davon aus), scheint die Persönlichkeit des Malers und sein ganzes Wesen von viel frischeren Luftströmungen berührt zu sein, und deshalb kommt gerade beim Maler dasjenige mehr

*) In seiner letzten Lebenszeit (er starb im Februar 1883) hatte er sich einer großen Arbeit gewidmet, die ihn in höchstem Maße fesselte. Es war seine als meisterhaft anerkannte Verdeutschung der Fabeln von La Fontaine.

zur Erscheinung, was die künstlerische Persönlichkeit ausmacht. Daß außerdem der Maler viel weniger einseitig ist als der Musiker, mag daran liegen, daß er schon durch das Wesen seiner Kunst — möge er Landschafter, Genre- oder Porträtmaler sein — in mannigfachere und nähere Beziehungen zum wirklichen Leben kommt und eben dadurch viel mehr Interesse auch für andere Dinge gewinnt als nur für seine Kunst. So ist es Thatsache, daß auffallend viele Maler sich auch mit der Musik eingehend beschäftigen, und gerade in den Berliner Künstlerkreisen, in denen ich verkehrte, war dies der Fall. Ich nenne hier von den bekannteren nur Meyerheim, Karl Becker, Amberg, Hertel 2c. Leider sind in Berlin durch das gewaltige Wachsthum der Stadt und die dadurch bedingten Veränderungen des Verkehrs auch alle jene Verhältnisse traulicherer Beziehungen sehr erschüttert worden und zurückgegangen. In den fünfziger und sechziger Jahren war das noch ganz anders. Der gesellige Verkehr der Künstler und Kunstfreunde unter sich beschränkte sich nicht auf den „Verein“, sondern er verschönte und durchsonnte das ganze Leben. Aus meinem Kreise sind mir außer meinen älteren Freunden, wie Scholz, Karl Scherres (mit dem ich schon von Danzig her befreundet war), besonders zwei Künstler in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit in Erinnerung geblieben: Gustav Richter und Eduard Hildebrandt. Mehrere Jahre lang hatten sie ihren „Stammtisch“, zu dem auch Fritz Kraus, Scholz und Scherres gehörten, in der Restauration von Schubert (jetzt Lantzsch) in der Charlottenstraße am Gendarmenmarkt. Es war in der Zeit, da auch Scholz in diesen Kreisen eine hervorragende Rolle spielte, indem er zu allen Künstlervereinsfesten das Beste von seinen humoristischen Vorträgen, wie Tischkarten, Raritätenkabinett 2c., gab. Eduard Hildebrandt, der zu seiner großen Künstlerschaft bekanntlich aus den bescheidensten Verhältnissen sich durch Genie und Fleiß emporgearbeitet hatte (in Danzig geboren,

hatte er mit achtzehn Jahren seine Ausbildung in Berlin bei dem Marinemaler Krause begonnen), besaß bei seiner künstlerischen Meisterschaft die harmlose Schwäche, in „Witzen" es seinem Freunde und Vorbilde Scholz gleichthun zu wollen. Er hatte einen drolligen Ehrgeiz darin, und hat denn auch manche sehr spaßhafte Dinge hervorgebracht. Hildebrandt hatte schon in den fünfziger Jahren aus seinen vielen Reisen, besonders von der Reise nach dem Norden, die ihn bis zum Nordkap führte, eine Fülle von neuen landschaftlichen Eindrücken in seinen Oelgemälden, vor Allem aber in seinen unvergleichlichen Aquarellen auf Papier und Leinwand gebracht. Er besaß, ganz im Gegensatz zu seinem Landsmann Karl Scherres, einen starken Trieb, in die malerischen Eigenarten fremder Zonen einzudringen, und hatte damit die Grenzen des malerischen Landschaftsgebietes bis ins Kosmische erweitert. Im Jahre 1863 hatte er seine Reise um die Welt begonnen, der wir die größte Zahl seiner bewundernswerthen Aquarelle verdanken. Seine muntere Auffassung der Erlebnisse, über die er plauderte, hatte Ernst Kossak veranlaßt, mit Benutzung von Hildebrandts Tagebüchern, dieselben schriftstellerisch zu stilisiren und im Verein mit dem Künstler in drei Bänden herauszugeben. Leider war Hildebrandt bald darauf (Ende Oktober 1868), erst vierzig Jahre alt, in Berlin gestorben.

Zu den angenehmsten Persönlichkeiten in diesem Kreise gehörte Gustav Richter, Berliner Kind gleich seinen Kunstgenossen Amberg, Karl Becker und Paul Meyerheim. Auch Richter hatte seine ursprüngliche große Begabung für Farbenschönheit durch rastlosen Fleiß und künstlerischen Ernst zu großer Meisterschaft zu steigern gewußt. Ich erinnere mich noch des großen Eindrucks, den eines seiner früheren Gemälde machte; es war die Auferweckung der Tochter Jairi. Er hatte es ursprünglich als Transparent für die in der Akademie stattfindenden Weihnachtsausstellungen gemalt, die ja auch schon

längst mit allem anderen Weihnachtszauber aufgehört haben. Auch im Verkehr war Richter eine frisch und fröhlich ins Leben blickende Künstlernatur, von angenehmen Umgangsformen und schnell geneigt zu jedem guten Spaß. Als er später die Tochter Meyerbeers geheirathet hatte, wurde er zwar den Schubert-Abenden entzogen; aber Frau Cornelia war in ihrer Liebe zu ihm auf den freundlichen Gedanken gekommen, ihm diese Abende im eigenen Hause (in der Bellevuestraße) zu ersetzen, indem sie dort an bestimmten Tagen für die Theilnehmer des Schubert-schen Stammtisches gesellige Abende veranstaltete, mit Nachahmung aller Wirthshausgebräuche, d. h. mit Speisekarte zur beliebigen Auswahl, Bier ꝛc. und dazu stimmender Bedienung. Auch wurden gelegentlich hübsche musikalische Unterhaltungen aus dem Stegreif veranstaltet, an denen außer mir auch Amberg, Hertel, Kapellmeister Eckert und Andere sich betheiligten. Für alle Freunde Gustav Richters war es sehr traurig, daß der hochbegabte und auch als Mensch so liebenswürdige Künstler allzu früh der glücklichen Familie wie der Welt entrissen wurde, nachdem er jahrelang durch ein furchtbares gichtisches Leiden so zerstört war, daß er nur noch mit verkrüppelten Händen malen konnte — denn es wurde ihm schwer, der Kunst ganz zu entsagen.

Mit Karl Frenzel war ich schon in den fünfziger Jahren näher bekannt geworden, und seit meiner Uebersiedelung nach Coburg waren wir in freundschaftlichem Briefwechsel geblieben, der manche neue Anregungen noch dadurch erhielt, daß ich auch jetzt noch für das Brockhaussche „Museum“ Beiträge schrieb, wie auch für die Nationalzeitung. Für die letztere hatte ich schon seit 1861 einzelne Aufsätze fürs Feuilleton an den ersten Redakteur derselben, F. Zabel, geschickt, und seitdem Frenzel, nach der nur kurzen Zwischenzeit von Tempelteys kritischer Thätigkeit, die Gesammtredaktion des Feuilletons übernommen

hatte, wurde meine Mitarbeiterschaft aus der Ferne fortgesetzt. Zu den Personen meines älteren Freundeskreises hatte Frenzel — ausgenommen zu Dohm — keine Beziehungen. Ich hatte aber schon früher erwähnt, daß er es gewesen war, der meine Freundschaft mit Gutzkow in Dresden vermittelt hatte. Sein eigenes persönliches Verhältniß zu Gutzkow wurde erst in dessen späterer Lebenszeit wiederholt gestört, und zwar durch des Letzteren fortwährende Gereiztheit wegen geringfügiger Dinge wie durch mancherlei Anforderungen desselben, die ihren Ursprung wieder in Gutzkows krankhaftem Gefühl hatten, nicht genügend anerkannt zu werden.*)

Es war im Frühling 1868, nachdem mein vorhin erwähntes Lustspiel im Schauspielhause ein paarmal gegeben war, als ich eines Abends in die schon genannte Restauration von Schubert mich begab. Der Künstlertisch war noch unbesetzt, und nachdem ich kurze Zeit dort allein gesessen, sah ich ganz unerwartet Gutzkow eintreten. Ich sprang auf, ihn zu begrüßen, und er bat mich, mit ihm nach einem weiter entfernten Raum des Lokals zu gehen, um dort ungestörter zu sitzen. Sein Gespräch war wieder für mich äußerst anregend, besonders da er über mein Stück sprach, das er gesehen hatte und über das er mir wieder in seiner freimüthigen Weise seine kritische Meinung sagte, die — auch wenn sie mir ungünstig war — doch immer etwas für mich Belehrendes hatte. Nach unserer mehr als anderthalbstündigen Plauderei brachen wir auf, und ich begleitete ihn nach seiner Wohnung in der Kronenstraße. Er zeigte im Gespräche völlige Klarheit des Geistes und schien in zufriedener Stimmung zu sein. Auf dem kurzen

*) K. Frenzel hat in seinen „Erinnerungen und Strömungen" Gutzkow eine kritisch-biographische Studie gewidmet, die ihn in seiner Bedeutung so vollkommen würdigt, daß meine Mittheilungen daneben kaum in Betracht kommen können und höchstens für eine Biographie sein Bild in einzelnen Zügen vervollständigen werden.

Wege nach seiner Wohnung kam er dann von selbst, ohne Veranlassung meinerseits, auf seinen Bayreuther Aufenthalt zu sprechen, indem er äußerte: „Ja, das sind nun drei Jahre her, daß Sie mich damals an dem schrecklichen Ort besucht hatten." Schon hierbei äußerte er sich so, als sei sein dortiger Aufenthalt keineswegs ein nothwendiger, durch eine geistige Störung veranlaßter gewesen, sondern als sei er aus Gott weiß was für anderen Gründen dort hingebracht worden. Ich mochte über diesen Punkt nicht mit ihm sprechen, und da ich nichts erwiderte, so gab er mir denn auch keine weitere Aufklärung.

Aber mehrere Jahre später kam er in einem Briefe an mich wieder darauf zurück. Da dieser Brief neben jener auf die frühere Zeit bezüglichen und psychologisch merkwürdigen Stelle noch andere Bekenntnisse von Interesse enthält, so will ich ihn hier vollständig mittheilen. Der Anfang handelt zwar von mir persönlich, indem ich in Dresden, wo ich seit bereits zehn Jahren lebte, durch die gleichzeitige und hoffnungslose Erkrankung meiner Mutter und jüngeren Schwester eine Zeit schwerer Leiden durchzukämpfen hatte. Gutzkow hatte sich seit einigen Jahren in Heidelberg niedergelassen, und sein Brief von dort ist vom 22. Juni 1876 datirt:

„Mein lieber theurer Freund, wie haben mich Ihre Zeilen vom 5. Juni erschüttert und gerührt! Ich las so oft Kundgebungen über Resultate Ihres Fleißes, las auch, daß Sie, und sicher mit dem alten Erfolge, in Berlin Vorlesungen gaben, ich glaubte Alles in guter Ordnung. Und nun haben Sie so viel Unglück zu ertragen gehabt und haben es noch. Sie sind ein guter Sohn, der nicht, wie die Moral der Jetztzeit ist, dem Tell gleichend, den Nachen mit den verzweifelnden Insassen von sich stieß, sondern in Noth und Ungewitter treu blieb.*)

---

*) Ich kann hier die Anmerkung nicht unterlassen, daß Gutzkow in seinen so liebevollen Worten den sittlichen Werth meines Ausharrens in

Auch mir ist durch zu viel Gemüth, durch die Unfährlichkeit für Dingelstedtsche Fußtritte, die Hälfte meines Lebens, ja auch meines Strebens und litterarischen Könnens verkümmert worden. Das sagt sich nicht selbst. Nur ganz nahestehende Freunde beobachten dergleichen. Alle hatten frühe gemerkt, daß das Glück nicht an meine Fersen gebannt war und daß ich selbst der Förderung bedurfte, um mich ohne Fürstengunst und ein einflußreiches Amt zu halten. Da fielen sie denn bald ab und suchten sich sonnigere Stellen.

Ich danke Ihnen, daß Sie sich aus mancher gemüthvollen Stunde, die wir zusammen verlebten, ja aus der traurigen Zeit in jener Abgeschlossenheit, in welcher schnöde Gewinnsucht mich absichtlich in einem Irrwahn ließ, den einige freundliche Worte und Blicke ins Leben hätten lösen können (denn nie war ich irrsinnig, sondern nur von falschen, aus Bosheit und Gewinnsucht nicht berichtigten Ideen präokkupirt), das Bild meines Wesens als eines wohlmeinenden Menschen erhalten haben. Leider bin ich sehr krank, und es scheint, unheilbar. Das (bei meiner Kurzsichtigkeit) ständige Bücken beim Revidiren meiner Drucke, Neudrucke, Ueberarbeitungen, das Lesen der Korrekturen hat die Wirbelsäule in solchem Grade angegriffen, daß alle mit ihr verbundenen Nervenstränge in krankhaftem Zustand sind......

Möge ein nächster Brief von Ihrer Hand mir ein glücklicheres Bild Ihrer Existenz aufrollen! Sie verdienen ja die reichste Belohnung für Ihr gediegenes, auf den Grund gehendes Arbeiten und Wirken!

In treuer freundschaftlicher Anhänglichkeit

Ihr

Heidelberg, den 22. Juni 76. Gutzkow."

---

einer allerdings sehr verzweiflungsvollen Lage doch sehr überschätzte. Wenn ich den Nachen nicht von mir stieß wie Tell, so lag der Unterschied eben darin, daß ich in dem Nachen keinen bösartigen Tyrannen wußte, sondern Mutter und Schwester.

Außer der hier wiederum vorgebrachten Beschuldigung, daß man ihn „absichtlich in einem Irrwahn gelassen“ — dies war jetzt bei ihm zur fixen Idee geworden —, waren in diesem Schreiben auch noch zwei andere Klagen enthalten, die er in seinen Briefen an mich wiederholt geäußert hatte. Sie betrafen die materiellen Sorgen, die ihm die Erhaltung der Familie bereiteten, und den Mangel an gerechter Würdigung seines ganzen litterarischen Strebens und Schaffens, wobei er auch die ihm wirklich wohlwollenden Freunde verkannte. Erst fünf Wochen vor dem eben mitgetheilten Briefe hatte er mir über diese beiden Punkte in ganz ähnlicher Weise geschrieben. Die Veranlassung jenes Briefes war sein im Jahre 1875 im „Verein für deutsche Litteratur“ erschienenes und sehr beachtenswerthes Buch: „Rückblicke auf mein Leben“ gewesen. Die Redaktion der „Deutschen Rundschau“ hatte gegen mich den Wunsch geäußert, daß ich für die Monatsschrift eine eingehende Besprechung des Gutzkowschen Buches schreiben möge. Ich hatte dies gern übernommen, besonders auch um Gutzkows willen, denn das Buch erregte mein lebhaftes Interesse. Nach dem Erscheinen meiner Besprechung, in der ich einige Bedenken gegen gewisse Züge darin keineswegs unterdrückt hatte, schrieb mir Gutzkow am 3. April 1876 aus Heidelberg einen Brief voll herzlichen Dankes, wobei aber auch wieder die bittersten Klagen über Andere — namentlich gegen einen gemeinschaftlichen Freund — vorkamen, die ich hier, weil sie ungerecht sind, nicht wiedergebe. Danach fährt Gutzkow fort:

„Die jüngeren Autoren ....., die überall das Heft in Händen haben, reichen mit ihrer Lektüre nur bis Schopenhauer und etwas Heine zurück. Wäre ich nicht mit einigen Stücken auf der Bühne heimisch geblieben, sie wüßten nichts von mir. Ihre warme treffende Kritik war nur möglich durch die langjährige Beobachtung und die Kenntniß der vergangenen Zeit. Ueber manche feine Bemerkung habe ich

lange nachgedacht. In Berlin*) bin ich auf Menschen gestoßen, die jedes nichtswürdige Mittel ergriffen, mich zu diskreditiren. Brotneid, Rachsucht, jede Leidenschaft (auch von Hoftheaterleuten) wurde mir fühlbar gemacht. Es ist nun ruhiger um mich her ..... Soweit die Zunftgelehrten sich überhaupt um einen Belletristen kümmern können, kann ich mit der hier gefundenen Aufnahme zufrieden sein. Die ersten Namen der Universität unterhalten mit mir freundliche Beziehungen.

Wie geht es nun Ihnen? Daß Sie noch Ihr glänzendes Lesetalent ausüben, habe ich nicht mehr in den Blättern bestätigt gefunden. Sie haben den für den Schriftsteller besten Stand gewählt, unbeweibt zu bleiben. Was macht die Familie für Sorgen! Welche Summen von Geld verschlingt sie! Träte nicht beim Manne mit den Jahren eine gesteigerte Bedürfnißlosigkeit ein, es wäre nicht zum Aushalten.

Ihre neulichen Artikel in der N. Z. über die Theaterreform unterschreibe ich ganz. Sie sprechen aus wirklicher Bühnenerfahrung...... Die Agitatoren für Theaterschule in Berlin sind meist Leute, die dabei eine Anstellung haben wollen, früher Rötscher, jetzt der schuldenbehaftete ....

Lassen Sie uns in engerer Verbindung bleiben. Gewiß giebt es ab und zu etwas, das Sie mittheilen könnten Ihrem nochmals herzlich dankenden aufrichtig verbundenen

Heidelberg, den 3. April 76. Gutzkow."

Seit dem zuvor mitgetheilten Briefe vom 22. Juni hatte ich keine weiteren Zuschriften erhalten, bis mich die erschreckende Nachricht von seinem plötzlich erfolgten Tode traf. Auch in Heidelberg war er nicht lange geblieben, sondern nach Sachsen-

*) Gutzkow hatte seit 1868 es auf ein paar Jahre versucht, wieder in Berlin zu leben, wo ich ihn von Dresden aus, so oft ich nach Berlin kam, besuchte. Er konnte sich aber dort nicht mehr zurechtfinden. Nach seiner Rückkehr von einem Aufenthalt in Italien hatte er zuerst (1874) seinen Wohnsitz in Wieblingen genommen, dann in Heidelberg.

hausen gezogen, wo er eines Nachts, im Dezember 1878, infolge eines in seinem Schlafzimmer entstandenen Brandes durch den Rauch erstickte. Es lag damals die Vermuthung nahe, daß er nicht durch Unvorsichtigkeit, sondern mit Absicht dies Ende selbst herbeigeführt habe. Aber nach den Umständen, unter denen es geschah, ist dies durchaus nicht wahrscheinlich.

Noch aus Weimar, bereits im Sommer 1862, hatte er mir einmal geschrieben: „Sterb' ich vor Ihnen und Sie schreiben einen Nekrolog über mich, so sagen Sie nur: Der Arme quälte sich für Weib und Kind, wie nur irgend ein anderer Proletarier der Presse auch."

Indem ich diese seine Worte hier am Schlusse meiner ihm gewidmeten Erinnerungen wiedergebe, kann ich aber auch hinzufügen, daß die Arbeit „für Weib und Kind" nicht das Einzige und nicht das Wesentliche war, womit er sich selbst plagte. Mit ganz richtigem Urtheil über sich selbst machte er in seinen „Rückblicken" das Geständniß: Er habe eingesehen, er sei eine kontemplative Natur, eine Sinnpflanze, „die bei jeder Berührung mit der Außenwelt leidet. Willst du dich in der Außenwelt halten und bewähren, so mußt du herrschen können". Dies Eingeständniß läßt uns erkennen, daß er den ihm in so hohem Maße verliehenen kritischen Scharfblick auch seiner eigenen Person gegenüber besaß. Aber das machte ihn nur noch unzufriedener und unglücklicher. Seine große Reizbarkeit, die offenbar gesteigert war durch übermäßige geistige Anstrengungen, war bei ihm doch nur die kranke Stelle in einem reichen und tiefen Gemüth. Und wer ihn auch von dieser Seite kennen gelernt hat, der wird für ihn mehr Mitleid haben als herben Tadel.

## 22. Theater und Vorlesungen.
### München und Berlin.

Da ich fürchten muß, über meine Thätigkeit als Vorleser schon zu viel berichtet zu haben, so werde ich über die weitere Folge meiner Wandervorträge mir mehr Entsagung auferlegen und nur in solchen Fällen davon sprechen, in denen sich weitere Ergebnisse daran knüpften. Und dies war der Fall bei meinen Münchener Vorträgen im Herbst 1868. Nach meinem Sommeraufenthalt in Berchtesgaden und Partenkirchen hatte ich in München wieder längere Zeit bei meinem Freunde Knorr zugebracht. Für die neuen Vorträge, die ich im Liebigschen Hörsaal hielt, hatte ich — zur Abwechselung mit dem Shakespeare-Thema — zwei dramatische Dichtungen gewählt, die den größeren Kreisen des Publikums weniger bekannt waren: Sheridans „Lästerschule“ und Kleists „Herrmannsschlacht“. Die berühmte „school for scandal“ hatte ich ursprünglich zur Uebung im Englischen nur übersetzen wollen; aber schon während dieser Arbeit war in mir der Wunsch nach einer neuen und freien Bearbeitung erwacht, die möglichst auf den Geschmack der Gegenwart Rücksicht nimmt. Zunächst hatte ich diese Bearbeitung nur zum Zwecke der Vorlesung unternommen, also sie nicht in allen Scenen ausgeführt, sondern mit analysirenden Zwischentheilen versehen. Die Wirkung dieses Vortrages war eine ganz ungewöhnliche und hatte meine Erwartungen und Hoffnungen weit übertroffen. Zu dieser außerordentlich starken Wirkung trug allerdings zum großen Theil ein Umstand bei, der die Technik des Vortrags betraf, denn ich hatte hier zum ersten Male eine von mir beabsichtigte und vorbereitete Virtuosität in der Behandlung der Stimme angewendet, so daß ich in den Scenen der Lästerergesellschaft fünf bis sechs Personen im schnellsten Tempo, und jeden an der Sprechart erkennbar, durcheinander sprechen und sogar lachen ließ. Ich kam mir

allerdings bei diesem Kunststück beinahe wie ein Jongleur vor, der fünf bis sechs Kugeln oder auch Teller und Messer in die Luft wirft und sie alle auffängt. Mit diesem Vergleich habe ich schon angedeutet, daß ich in solchen Stimmkünsten keinen eigentlichen Kunstzweck erkannte, wohl aber dienten sie mir als Mittel zum Kunstzweck, denn abgesehen von der Charakterisirung der verschiedenen dramatischen Gestalten, durch Tonklang, Tempo und Sprechweise, konnte ich sie, sobald sie einmal mit Namen eingeführt waren, allein weiter laufen lassen, und ich war sicher, daß sie durch Tonfarbe und Sprechweise den Zuhörern vollkommen kenntlich blieben. In gleicher Weise verfuhr ich natürlich auch bei Shakespeare. In den Gestalten der Tragödie war ja die Unterscheidung derselben durch die Stimmfärbung schwieriger, weil sie vorsichtiger und maßvoller angewendet werden mußte als in den schärfer gezeichneten Lustspielfiguren. Anstrengender aber ist mir immer das Lustspiel gewesen, durch den Zwang, der hier so oft dem natürlichen Stimmklang angethan werden mußte, namentlich in dem raschen Wechsel vieler durcheinander sprechender Personen. Unser Hausarzt in Dresden hatte einmal, als er einen Vortrag der „Lästerschule“ gehört hatte, den drastischen Ausdruck gebraucht: „Sie treten ja Ihren Kehlkopf mit Füßen!“ — und es ist wirklich ein Wunder, daß er diese Behandlung so lange sich hat gefallen lassen.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit gleich einen anderen Punkt zur Sprache bringen, der die Kunst des Vortrags betrifft, die Frage nämlich: wie weit die Mimik in der Begleitung des Wortes gehen darf, um den Ausdruck desselben zu unterstützen. Ich bin der Ueberzeugung, daß diese Unterstützung durch Mimik und Gesten im weitesten Umfang zu gestatten sei. Wer die Worte des Dichters zum vollen, vom Dichter beabsichtigten Ausdruck bringen will, darf sich nicht allein auf das gesprochene Wort beschränken, sondern er muß es im Sinne des Dichters zum dramatischen Ausdruck bringen, also

nicht allein in der Sprache, sondern auch im Gesichtsausdruck, in Bewegungen des Kopfes wie auch der Hände. Denn wir sollen doch auch hierin der Natur nachahmen, und wo käme es im Leben vor, daß Jemand bei Worten, die etwas Besonderes nachdrücklich sagen wollen, seine Rede nicht auch mit gewissen Handbewegungen ganz unwillkürlich unterstützte. Und wie sehr kann eine noch so geringe Handbewegung den Sinn des Wortes zum kräftigeren Ausdruck bringen!

Als ich in München meinen Vortrag der „Lästerschule“ beendet hatte, nahm ich erst wahr, daß unter meinen Zuhörern sich auch der Hoftheaterintendant Freiherr v. Perfall befand. Er sprang am Schlusse sogleich von seinem Sitze auf und rief mir, beide Hände mir entgegenstreckend, zu: „Können Sie mir denn diese Bearbeitung nicht zur Aufführung geben?! Ich geb's gleich!“ — Perfall gehörte zu den sehr seltenen Theaterintendanten, die ein tieferes Interesse für Litteratur und Kunst besaßen, was sich auch darin zeigte, daß er aus eigener Einsicht so manchem dramatischen Werke durch sein Vorgehen erst Bahn gebrochen hat. In diesem Falle bewährte sich seine Zuversicht vollkommen, denn meine Bearbeitung, die im April 1869 in München — unter dem Titel „Schleicher und Genossen“ — zur ersten Aufführung gelangte, hatte auch auf der Bühne einen so durchschlagenden Erfolg, daß sie in München eine lange Reihe von Jahren ein beliebtes Repertoirestück geblieben ist. Und daß meiner sehr freien Umgestaltung des englischen Originals einiges Verdienst dabei zukam, geht daraus hervor, daß gerade in München ein Jahr vorher mit der alten Schröderschen Bearbeitung ein Versuch gemacht worden war, der gänzlich mißglückte.

In Berlin, wo mein Stück im Schauspielhause bald danach zur Aufführung kam, war mir das Glück wieder nicht hold. Zwar war Döring in der Rolle des jovialen Onkels ganz an seinem Platze, wenn auch sein Gedächtniß schon nicht

mehr Stand hielt; die Frieb-Blumauer gab als Hauptlästermaul ein Meisterstück feiner Charakteristik, aber ihre Rolle war nur episodisch. Mein lieber Freund Berndal war wegen seiner Rolle — es war die des betrogenen Ehemanns — in Verzweiflung und sagte mir wiederholt, er wisse gar nicht, wie er die Aufgabe anfassen solle, er hatte durchaus keine Fühlung dafür. Aber Berndal war ein so trefflicher und gewissenhafter Künstler, daß er wenigstens sein Möglichstes that. Das Schlimmste aber war die Besetzung des liederlichen und liebenswürdigen Karl. Ich hatte dabei auf Liedtcke gerechnet, aber es wurde dafür der humor- und farblose jugendliche Liebhaber Karlowa bestimmt, der für Alles den gleichen etwas verdrießlichen Ton anwendete. Durch ihn kam im dritten Akte, den er zu tragen hatte, das Stück beinahe zum Scheitern, und nur die beiden folgenden Akte rissen es wieder heraus. Es wurde in demselben Herbste etwa ein Dutzend Mal gegeben, dann aber bei Seite gelegt.

Die Fortsetzung meiner Vorträge in Berlin (Shakespeare und Goethes Faust) hier übergehend, kehre ich wieder nach Dresden zurück, um über meine dortigen Verhältnisse und Bekanntschaften Einiges zu sagen.

---

## 23. Aus meinem Leben in Dresden.

Zum Dresdener Hoftheater war ich in keinerlei nähere Beziehungen gekommen. Aus mancherlei Aeußerungen hatte ich entnehmen können, daß man in den Theaterkreisen über meine Thätigkeit als dramatischer Vorleser äußerst geringschätzend urtheilte, weil man darin eine unberechtigte Rivalität mit dem Theater sehen wollte. Unter dem Schauspielervölkchen sind diejenigen, die außer für sich selbst auch noch für Anderes Interesse haben, sehr selten, und es ist bekannte Thatsache, daß

die am wenigsten Berufenen oder nur mittelmäßig Begabten am anmaßendsten sind. Wirklich große Künstler dagegen sind rastlos bestrebt, ihr Wissen zu bereichern und ihr Können zu steigern. Das strahlendste Muster dieser Art war Marie Seebach, die — auch als sie schon auf der höchsten Höhe ihrer Künstlerschaft stand — niemals ruhte, sich weiter zu unterrichten und zu vervollkommnen. Bei den Berliner Aufführungen meiner Stücke konnte ich selbst mit einem Meister, wie Döring, ganz offen reden, wenn ich die eine oder andere Stelle in seiner Rolle mir anders gedacht hatte. Das war besonders bei „Schleicher und Genossen“ der Fall; er hat dann Einzelnes nach meinem Vorschlag gemacht und es so für richtig gefunden. Vor Allem war der mir befreundete Berndal unermüdlich darin, auf den Proben über Einzelheiten in seiner Rolle mich zu befragen, ob es so nach meinem Wunsche wäre oder ob ich irgend etwas darin mir anders gedacht hätte. Und Berndal war nicht nur ein hochbegabter, sondern vor Allem ein gebildeter und sehr verständnißvoller Schauspieler.

Das Dresdener Hoftheater stand schon damals nicht mehr auf der Höhe seines einstigen Glanzes. In der Oper waren die langjährigen Heroen Tichatscheck und Mitterwurzer (der Vater) schon beinah invalide; die Bürde-Ney mußte wegen Schwächung der Stimmbänder der Bühne entsagen, und von den Neueren war nur Scaria mit der imposanten Schönheit seines mächtigen Basses als Sänger ersten Ranges eingetreten.*) Im Schauspiel hatte Dawison seinen Abschied genommen, und Emil Devrient, als „Ehrenmitglied“ mit einem Dutzend Orden und Medaillen, wiederholte nur noch seine seit vierzig Jahren gespielten Paraderollen; die mit Recht einst bewunderte Bayer-Bürck war ins ältere Fach übergegangen, und Pauline Ullrich,

*) In neuester Zeit hat sich die Dresdener Oper wieder sehr gehoben und kann jetzt wohl als die beste in Deutschland bezeichnet werden.

im Lustspiel ganz ausgezeichnet, konnte sie in tragischen Rollen nicht völlig ersetzen. Von dem jüngeren Nachwuchs war der auch nicht mehr ganz jugendliche Dettmer zwar keine geniale Natur, aber doch ein sehr angenehmer Schauspieler, mit dem man als Ersatz für Emil Devrient schon zufrieden sein konnte.

Vom Theaterpersonal war es einzig der Sänger Tichatscheck, mit dem ich verkehrte. Schon seit den fünfziger Jahren war ich mit ihm befreundet gewesen. Seine einst unvergleichlich prachtvolle Stimme hatte jetzt zwar so sehr verloren, daß er nur noch selten in der Oper sang. Aber im Verkehr war er eine liebenswürdige und echte Künstlernatur, gutherzig, lebenslustig und leichtsinnig auch bis in sein Alter.

Außerdem war ich in Dresden mit einem originellen Manne näher bekannt geworden, der in seinen jüngern Jahren als boshafter und witziger Journalist eine Rolle gespielt hatte, mit Eduard Maria Oettinger. Außer recht hübschen Gedichten, von denen auch mehrere komponirt worden sind, hatte er auch einige Romane von zweifelhaftem Werth geschrieben; aber das Hauptwerk seines Lebens, und das verdienstlichste, war sein „Moniteur des Dates“, ein Werk ausdauerndsten und erstaunlichen Fleißes, das seit 1866 erschien, und für das er viele Jahre unverdrossen die Daten gesammelt hat. Oettinger war in der Beweglichkeit seines Geistes auch unterhaltend, sowohl wegen seines vielen Wissens wie auch wegen seiner wahrhaft komischen Eitelkeit. Diese zeigte sich sowohl beim Vorlesen seiner Gedichte, über die er sich selbst voll Entzücken aussprach, wie auch in dem Bewußtsein, sehr kleine Füße zu haben, denen er auch mit den feinsten Lackstiefelchen huldigte.

Schon im Sommer 1867, nachdem ich in Dresden für lange Zeit mich niedergelassen hatte, war ich wieder mit Bogumil Dawison zusammengetroffen. In Dresden, wo er in der Wiener Straße sein schönes Haus hatte, war er

schon vor ein paar Jahren, auf seinen Wunsch, infolge sehr unangenehmer Reibungen mit seinen Kollegen, pensionirt worden. Er benutzte dies aber nur, um desto eifriger seinen Hang nach großen und einträglichen Gastspielreisen befriedigen zu können. Von jüdisch-polnischer Nationalität, war er voll Feuer und heißer Leidenschaftlichkeit, dabei von geistiger Begabung und großer Willenskraft, durch die es ihm gelang, gewisse Mängel in seinen Naturanlagen — sein etwas hoch liegendes Sprachorgan und den fremdartigen Dialektanklang — einigermaßen zu überwinden. Das Heroische oder Pathetische lag seiner Natur fern, aber in Rollen, die einschneidende Schärfe und überzeugende Bestimmtheit in der Charakterisirung verlangten, war er packend und in hohem Grade fesselnd, im ernsten Drama wie auch im Lustspiel.

Nachdem ich ihn schon 1855 gelegentlich seines ersten Berliner Gastspiels persönlich kennen gelernt hatte, war ich bald danach mit ihm in einen kurzen Briefwechsel gekommen. Ich hatte nämlich aus dem unvollendeten Sealsfieldschen Roman „Morton“ die so originell und scharf gezeichnete Figur des „alten Stephy“ herausgeschält, um die Figur zu einem einaktigen amerikanischen Charakterbild zu gestalten. Durch Lebrün war das Stückchen in Danzig und in Frankfurt auf die Bühne gekommen, und ich hatte das Manuskript an Dawison nach Dresden geschickt, in der Hoffnung, daß er sich dafür interessiren würde. Das war auch der Fall. Im Juli 1856 schrieb er mir darüber u. A.: „. . . Stephy ist ein gar reizendes Charakterbildchen, das sich ganz vortrefflich machen muß. Ich freue mich auf die Rolle, denn sie bietet einem Schauspieler vielfach Gelegenheit, zu zeigen, was er kann. Niemand kann freilich dergleichen besser als Döring — die Rolle ist wie für ihn geschaffen —, doch will ich das Möglichste thun.“ — Und einen Monat später schrieb er mir aus Dresden: „Stephy ist eingereicht, zugleich habe ich den Wunsch ausgesprochen, die

Rolle zu spielen. Ob Sie mit den anderen Bühnen warten wollen . . . ist gleich. Es handelt sich ja bei Stücken nicht darum, wer sie überhaupt spielt, sondern wer sie besser spielt. Ich will mein Möglichstes thun. Gegen Döring natürlich werde ich in dergleichen Aufgaben ein Stümper bleiben.“ Das Stück kam aber weder in Berlin noch in Dresden zur Aufführung, und ich hatte auch nachher von Dawison nichts weiter darüber gehört.*)

Nachdem Dawison 1864 von Dresden seinen Abschied mit Pension erhalten hatte, war er zuletzt längere Zeit in Amerika gewesen, um sein Vermögen zu vergrößern. Aber er kam — wahrscheinlich infolge übermäßiger Anstrengungen und Aufregungen in der Jagd nach dem Geld — mit dem Keim einer schweren und unheilbaren Krankheit zurück. Schon bei meiner Begegnung mit ihm auf der Straße in Dresden — es war im Sommer 1867 — hatte ich seine eigenthümliche Erregtheit wahrnehmen können, wie auch seine von Zeit zu Zeit stockende Sprache. Immer und immer kam er in dem Gespräche auf seine „Einnahmen“ zurück, die er mir in den verschiedenen Summen wiederholt und mit besonderem Eifer vorrechnete. Bei einer wirklich großen Künstlernatur wie der seinigen mußte mich das natürlich befremden; aber daß dies ein Merkmal seines von da ab schnell fortschreitenden Leidens — der Gehirnerweichung — sei, konnte ich noch nicht ahnen.

Ich hatte ihn danach längere Zeit nicht gesprochen, als ich im November in Dresden meine Shakespeare-Vorträge — der englischen Königsdramen — begann. Ohne daß ich ihm

*) Erst zwanzig Jahre später hatte ich das Stückchen einer Umarbeitung unterzogen, um es besser dramatisch zu formen. So kam es dann unter dem Titel „Stephy Girard“ in Berlin zur Aufführung, mit Klein in der Hauptrolle, der damit einen sehr großen Erfolg erzielte und es auch bei allen seinen Gastspielen vorführte.

irgendwelche Anregung dazu gegeben hätte, sei es brieflich oder mündlich, erhielt ich an dem Tage, für den ich Richard III. angesetzt hatte, von Dawison aus seiner Wohnung einen Brief zugeschickt, der mich erfreute und zugleich rührte. In seinem traurigen Krankheitszustand hatte ihn doch die Erinnerung an Richard III. — eine seiner Lieblingsrollen — wieder lebhaft ergriffen, und ich will seinen Brief als einen kurzen Beitrag zur Psychologie des Künstlers hier im Wortlaut vollständig mittheilen:

„Donnerstag Mittag, 14. November 1867.

Hochverehrter Herr Genée!

Seit ich von meinen Nervenzuständen heimgesucht bin, empfand ich mein Leid nicht so tief als jetzt, wo ich dem Besuch Ihrer Vorlesungen entsagen muß. Es drängt mich, Ihnen dies zu sagen, und gerade heute, wo Sie einen der herrlichsten Theile unseres Shakespeare vortragen. Auch Richard III. werde ich nicht hören können, weil ich so unglücklich bin, überhaupt gar nichts hören, ja nichts lesen zu dürfen. Nur die absoluteste Ruhe und Zurückgezogenheit können mir helfen. Ich besuche Niemand — und daß ich Ihnen jetzt diese paar Zeilen schreibe, gehört zu den seltensten Ausnahmen.

Viel Glück zum heutigen Abend! O wie gern würde ich mich heute unter die bescheidene Zahl der Verstehenden mischen! Ich werde Ihnen in Gedanken folgen und den lieben Gott bitten, daß er Ihr Publikum erleuchte.

Abends gegen 6 Uhr befinde ich mich am erträglichsten und darf zuweilen den Besuch von Freunden empfangen. Darf ich hoffen, Sie einmal auf ein Viertelstündchen bei mir zu sehen?

Mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr

B. Dawison.“

Daß mir Dawison diesen Brief aus eigenem Herzensdrange schrieb, ohne meinerseits dazu irgendwie veranlaßt worden zu sein, machte mir den warmen Ausdruck seiner Antheilnahme besonders werthvoll, denn hier war es der tief empfindende Künstler, der sich äußerte — und ohne daß er die Summen berechnete, die er aus seiner Kunst erworben. Daß es aber die Leidenschaft im Zusammenhäufen großer Summen, die wilde Jagd nach dem Reichthum war, die ihn geistig und körperlich zerstört hatte, das mußte nach jener Begegnung auf der Straße meine feste Ueberzeugung bleiben.

Auf seinen in dem oben mitgetheilten Briefe mir so entschieden ausgesprochenen Wunsch, ihn zu besuchen, hatte ich mich natürlich in den nächsten Tagen dazu entschlossen. Er war sehr erfreut und lebhaft mittheilsam, aber voll krankhafter Erregtheit. Er war bereits ein verlorener Mann, hat aber in dem traurigen Zustand der zunehmenden Zerrüttung noch bis Anfang 1872 gelebt.

Ein lieber Freund war mir in Dresden schon Jahre vorher Feodor Wehl geworden. Ohne von hervorragendem Talent zu sein, war er doch eine so feine und freundliche Natur, so voll schneller Empfänglichkeit und Begeisterung für alles Schöne und Gute, in der Kunst wie im Leben, daß man von seinem geistigen Streben, obwohl es immer einen dilettantisch schöngeistigen Zug hatte, wie von seinen angenehmen Umgangsformen stets angenehm berührt war, besonders auch, da man in den geselligen Zusammenkünften in seinem Hause einen liebenswürdigeren Wirth sich nicht wünschen konnte. Seine Novellen und seine kleinen Lustspiele, deren er mehrere geschrieben hatte, waren unbedeutend, aber auch die Oberflächlichkeit erhielt von seiner Persönlichkeit einen gewissen anmuthvollen Schimmer. Seine Hauptneigung blieb das Theater, und zwar die dramaturgische Theorie. Es wurde daher einer seiner heißesten Wünsche erfüllt, als er am Stuttgarter Hoftheater eine

Anstellung als artistischer Direktor erhielt und später sogar Intendant wurde. Ich glaube aber kaum, daß er mit seinen dramaturgischen Grundsätzen in der Praxis der Theaterleitung viel hat ausrichten können.

Ueber andere Bekanntschaften aus der Dresdener Litteratur und Gesellschaft kann ich in diesem Abschnitt meines Lebens noch nicht berichten, da sie erst in spätere Zeit fallen. Es gilt dies namentlich von meinem freundschaftlichen Verkehr mit Hermann Hettner und meinen Beziehungen zu Welf Grafen v. Baudissin, Tiecks einstigem Mitarbeiter an der Shakespeare-Uebersetzung.

Aber noch ein paar Jahre vor 1870 hatte ich die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, mit dem ich für längere Zeit besonders innig verbunden bleiben sollte. Das war Max Maria v. Weber, der Sohn des großen Tonkünstlers und selbst eine der interessantesten Persönlichkeiten. Nachdem ich in einem kleinen Kreise meiner Bekannten ein paarmal auch mit ihm zusammengetroffen war, der als Eisenbahnfachmann in der Direktion der Staatsbahnen eine hervorragende Stellung einnahm, hatte er in seiner stets offenen und warmherzigen Weise mich aufgefordert, ihn einmal zu besuchen. In der engen Papiermühlengasse hatte er ein hübsches, aber bescheidenes und mit einem reich geschmückten Gärtchen versehenes Haus, das er allein mit seiner Familie, bestehend aus seiner Frau, zwei Töchtern und einem Sohne, bewohnte. Die nicht großen Zimmer waren behaglich und sehr hübsch eingerichtet, und den Hauptschmuck darin bildeten die zahlreichen Reliquien und Erinnerungen an seinen Vater.

Max v. Weber war selbst gänzlich unmusikalisch, obwohl er musikalische Empfindung für melodische Schönheit besaß. Seinen Vater hatte er kaum gekannt, da er bei dem so frühzeitigen Tode desselben erst vier Jahre alt war. Demungeachtet hatte die Pietät für seinen Vater, ja der liebevolle Kultus, den er

ihm widmete, in seinem Herzen einen großen Platz eingenommen. Die Verehrung seines Vaters bildete die stärkste Klangsaite in seinem Gemüthe, die, so oft sie berührt wurde, im reinsten und feierlichsten Akkord ertönte. Deshalb wurde auch Alles, was zu dem Vater in irgendwelcher Beziehung stand, mit liebevoller Sorgfalt bewahrt. Ein dauerndes Zeugniß dafür gab er uns in seinem umfassenden biographisch-historischen Werke „Karl Maria v. Weber, ein Lebensbild", für welche inhaltreiche und werthvolle Arbeit er neben seinem gewählten Lebensberufe, der ja gar keine Berührungspunkte dazu hatte, vieljährige Studien verwendete.

Daß Max v. Weber schon in früher Jugend sich dem Eisenbahnfache praktisch wie theoretisch gewidmet hatte, war — wie es so häufig im Leben geschieht — durch zufällige Umstände entschieden. Max v. Weber war 1822 in Dresden geboren, als der erste der beiden Söhne des Tonkünstlers. Auf den Wunsch seiner Mutter, der einst gefeierten Sängerin Caroline Brandt, hatte er in der Taufe den Namen des liebenden Jägerburschen erhalten, der seit einem Jahre mit den bestrickenden Melodien des Freischütz in Aller Munde war. Ein jüngerer Bruder hat sich der bildenden Kunst gewidmet; er war dafür sehr begabt, ist aber schon in jugendlichem Alter gestorben. Auch Max hatte ursprünglich die entschiedenste Neigung zur bildenden Kunst gehabt, als er durch eine über astronomische Entdeckungen erschienene Schrift, die sich auch über andere Gebiete der Naturwissenschaft wie der Technik verbreitete, davon abgelenkt wurde, so daß er den Entschluß faßte, sich dem Eisenbahnwesen zu widmen, das ja damals, Ende der dreißiger Jahre, in Deutschland noch im ersten Stadium seiner Entwickelung war. Weber hatte in diesem von ihm erwählten Beruf eine ungewöhnliche Kraft des Willens bewiesen. Nach Beendigung seiner theoretischen Studien hatte er nicht nur in verschiedenen Maschinenwerkstätten gearbeitet, sondern ist auch selbst

eine Zeit lang Lokomotivführer gewesen. Mit zweiundzwanzig Jahren machte er Studienreisen nach Belgien, Frankreich und England, übersetzte dann Stephensons Untersuchungen über die atmosphärische Eisenbahn, worauf in den folgenden Jahren noch zahlreiche Schriften über die verschiedenen beim Eisenbahnwesen zu beachtenden Fragen folgten, in denen sein helles, auf eigenen Anschauungen beruhendes Erkenntnißvermögen mit einem glänzenden Stil verbunden war. Denn bei seinen fachwissenschaftlichen Kenntnissen und bei der praktischen Thätigkeit in seinem Berufe blieb Max v. Weber eine tief empfindende künstlerische Natur, die sich auch in seinen mancherlei dichterischen Erzeugnissen offenbarte. Ganz eigenartig, und man kann sagen einzig, war Weber in jenen populär gehaltenen Schriften, in denen er die auf seinem Berufsgebiete persönlich gemachten Erfahrungen mit lebendiger Schilderung und geistvoller Darstellung so zu verschmelzen wußte, daß diese Schriften für jeden Laien zur fesselndsten Lektüre wurden. Man hat daher auch mit Recht über ihn das Wort gesagt, Weber habe die Poesie der Schiene entdeckt.

Aber mit solchen Erfolgen begnügte sich Weber keineswegs, denn eines seiner Hauptziele in den überaus zahlreichen streng fachmännisch gehaltenen Schriften war, die Lage aller derjenigen zu verbessern, die in den unteren ebenso mühe- wie gefahrvollen Stellungen des Eisenbahnbetriebes Leben und Gesundheit aufs Spiel setzen müssen um einer verhältnißmäßig dürftigen Existenz willen. In seinen dahin gerichteten Bemühungen zeigte sich nicht nur der Werth der von ihm persönlich gemachten Erfahrungen und seine Urtheilsfähigkeit, sondern auch sein warmes Herz, denn ein solches hatte er nicht nur für seine Freunde und bei jeder Gelegenheit, die im täglichen Leben an ihn herantrat, sondern auch für alle Unterbeamten, vom Bahnwärter und Weichensteller bis zum Schaffner und Lokomotivführer.

Die Bedeutung Max v. Webers als Eisenbahnfachmann zu beurtheilen, liegt außerhalb meines Vermögens und meines Gebietes. Wohl aber habe ich ihn als einen der liebenswürdigsten und geistvollsten Menschen kennen gelernt, und von dem Tage unserer Bekanntschaft, da ich ihm näher getreten war, hatte er mir die herzlichste Freundschaft entgegengebracht und wiederholt bewährt. Und Weber war keineswegs „sonst allen Menschen gut“, sondern er konnte Leute, die ihm aus verschiedenen Ursachen unangenehm waren, mit solcher Schärfe zurückweisen, mit einer so wahrhaft freudigen Rücksichtslosigkeit behandeln, daß seine darin sich zeigende Offenheit oft sehr humoristisch wirkte. Bei seinem lebhaften Temperament, das wohl zuweilen mit ihm durchging, bei seinem Geiste und der Wärme seines Herzens war er naturgemäß auch für Humor sehr zugänglich und dankbar. Wenn er schon in seinem Hause sich als liebenswürdiger Wirth zeigte, der auch die Fähigkeit besaß, ohne Hülfe Anderer die Unterhaltung zu beleben, so steigerten sich diese seine Eigenschaften noch, wenn er — was im Sommer wiederholt geschah — gesellschaftliche Ausflüge nach verschiedenen Punkten der sächsischen Schweiz veranstaltete, bei denen er selbst — mit Benutzung der ihm zur Verfügung stehenden Verkehrsmittel — Alles leitete, für die gesammten Vorräthe von Eßwaaren und Getränken sorgte, um dann an einem besonders angenehmen grünen Platze auf felsigen Höhen das Lager aufzuschlagen.

Nicht minder anziehend waren in seinem eigenen Hause die geselligen Abende. Ich hatte schon erwähnt, wie wenig musikalisch dieser so lebhaft und feurig empfindende Sohn des großen Tonkünstlers war, als hätte in dem Vater der Musikgenius in verschwenderischster Weise sich erschöpft und dem Sohne nur die Musik der Lokomotivpfeife übrig gelassen. Trotzdem aber waren es für diesen die schönsten Festtage, wenn er an Musikabenden in seinem Hause Webersche Tonschöpfungen

aufführen ließ, wobei er stets auf die auserwähltesten musikalischen Kräfte — ich brauche hier nur dafür die noch glänzend befähigte Bürde-Ney zu nennen — rechnen konnte. In besonders freudiger Erinnerung ist mir noch die Aufführung der Weberschen Kantate „Kampf und Sieg“, für Soli und Chor, eine Komposition von solcher Fülle melodischer und harmonischer Schönheit, daß es unbegreiflich scheint, wie wenig dieselbe in größeren Kreisen bekannt ist. An solchen Abenden, zu denen dann auch der ausgezeichnete Weber-Historiograph Fr. W. Jähns aus Berlin sich einfand, strahlte Max v. Webers Gesicht im glücklichen Gefühl der seinem Vater pietätvoll dargebrachten Huldigung.

Zu seinem reichen und leicht bewegten Herzen bildete in diesem eigenartigen und entschieden ausgeprägten Charakter die Rücksichtslosigkeit, mit der er über Personen und Verhältnisse zu urtheilen pflegte, einen nur scheinbaren Gegensatz. Die extremsten Empfindungen hatten bei ihm stets die Oberhand. Er ging nicht gerne Mittelstraßen oder einen ruhigen, gemäßigten Schritt. Es schien, als ob das geflügelte Dampfrad nicht nur in seinem Kopfe, sondern auch in seinem Herzen arbeitete, und wenn es sich in Bewegung setzte, so war es ihm schwer, ein gemäßigtes Tempo innezuhalten. Dies Temperament, verbunden mit seiner unbedingten Offenherzigkeit, war es wohl auch, was ihn in seiner Stellung als technisches Mitglied der Dresdener Direktion der Staatsbahnen nicht länger halten konnte. Er war in Allem eine zu selbständige Natur, als daß er sich leicht hätte Verhältnissen anbequemen können, die in irgend welcher Beziehung den Widerspruch seiner eigenen Anschauungen erweckten. Das zeigte sich auch nach seinem Fortgang von Dresden bei seiner Stellung in Wien. Doch davon später.

Welche Freude Weber daran hatte, Personen, für die er Zuneigung empfand, dienlich zu sein, das erfuhr ich um diese

Zeit in einer für meine eigene Laufbahn sehr wichtigen Angelegenheit, mit deren Erwähnung ich hier wieder auf mein Thema Shakespeare zurückkomme. Schon in Coburg hatte ich begonnen, für eine Geschichte der verschiedenen Uebersetzungen und Theaterbearbeitungen der Shakespeareschen Dramen Material zu sammeln. Dafür hatte mir zunächst die vorzügliche Herzogliche Bibliothek in Gotha viel Werthvolles geboten, das ich in umfangreichen Auszügen und in Notizen sammelte. Mehr und mehr wurde dabei in mir der Wunsch rege, meine Auffassungen der Shakespeareschen Gestalten und Dramen, wie ich sie in meinen öffentlichen Vorträgen zur Geltung zu bringen suchte, auch durch eigene litterarische Arbeiten zu unterstützen. Ohne daß ich vorher das Endziel hätte überschauen können, war ich doch in Dresden, wo mir wieder die Königliche Bibliothek die reichste Hülfe bot, in meinen Studien über die Geschichte der Shakespeareschen Dramen immer weiter vorgeschritten, so daß ich dort, wo ich viele Muße zur Arbeit hatte, bald mein reiches Material zu ordnen und zu vervollständigen begann. Wo mir durch einzelne Angaben in den Litteraturgeschichten Zweifel entstanden waren, suchte ich solche durch schriftliche Anfragen zu lösen oder verschaffte mir Sicherheit durch Nachforschungen in den verschiedenen Bibliotheken, außer in Dresden und Berlin auch in Leipzig, Wolfenbüttel, Kassel, Weimar 2c. Die Hoftheaterintendanzen von Dresden und von München sowie das Wiener Burgtheater öffneten mir ihre Theaterbibliotheken, so daß ich manche vergessene ältere Theatermanuskripte kennen lernte, wie solche mir auch aus Zittau und von anderen Bibliotheken zur Kenntnißnahme überlassen wurden.

Als ich eines Tages in Dresden mit Max v. Weber von meiner Arbeit sprach, wurde er für den Gegenstand sogleich aufs lebhafteste eingenommen und fragte mich, ob ich schon einen Verleger dafür habe. Das war noch nicht der Fall,

denn ich war immer etwas ängstlich gewesen, einem Verleger etwas anzubieten, und ich hatte deshalb auch so lange gezögert, einen Schritt deshalb zu thun. Weber schlug mir nun sehr eifrig vor, ich möchte mich doch an Engelmann in Leipzig wenden, der ja den Verlag des Gervinusschen „Shakespeare“ hatte und in dessen Verlagsgebiet das Buch sehr wohl passen würde. Rasch und entgegenkommend, wie Weber war, erbot er sich mir, selbst an Engelmann deshalb zu schreiben, mit dem er durch sein eigenes großes Werk über „Karl Maria v. Weber“ in nahe Beziehungen getreten war. Diese Vermittelung mußte mir sehr willkommen sein, und nachdem Weber sogleich nach Leipzig geschrieben hatte, ließ ich selbst einen Brief an Engelmann folgen mit der Anfrage, ob ich ihm einiges Nähere über die Arbeit mittheilen dürfe. Unser Briefwechsel führte schnell dazu, daß ich im April 1869 nach Leipzig fuhr, Engelmann das Manuskript, soweit es gediehen war, vorlegte und das Weitere ihm durch mündliche Mittheilungen ergänzte. Engelmann war schnell entschlossen und machte mit mir den Kontrakt. So war ich durch Webers freundschaftliche Vermittelung mit meinem ersten Shakespeare-Buche an eine der angesehensten und vornehmsten Verlagsfirmen gekommen.

Ich hatte nun den Sommer hindurch bis zum Spätherbst aufs angestrengteste zu arbeiten, denn es fehlte noch gar Vieles, bis der massenhafte und vielfältige Stoff in die richtige Ordnung und Form gebracht war.

Meine „Geschichte der Shakespeareschen Dramen in Deutschland“, die dann im Februar 1870 bei W. Engelmann in Leipzig erschien, sollte — wie ich im Vorwort sagte — keineswegs unsere an Kommentaren, an ästhetischen und psychologischen Untersuchungen so überreiche Shakespeare-Litteratur vermehren. Ich verfolgte darin zunächst einen geschichtlichen Zweck, und zwar nach einer Richtung hin, die bis dahin noch nicht die ihr gebührende Würdigung gefunden hatte. In der Geschichte der

besonders im vorigen Jahrhundert so zahlreichen Bearbeitungen und willkürlichen Umgestaltungen der Dramen, wie auch in der Darlegung der Einflüsse Shakespeares auf die deutsche klassische Dichtung war es vor Allem auf den theatralischen Shakespeare abgesehen. Angebahnt war die Untersuchung schon in zwei höchst verdienstvollen Arbeiten: in Albert Cohns „Shakespeare in Germany“ und in einem trefflichen Aufsatze von Koberstein über Shakespeares Einführung in die deutsche Litteratur. Wenn ich es in meinem Buche versuchte, den Gegenstand umfassender zu behandeln und ihn in dem Zusammenhang mit unserer eigenen dramatischen Dichtung darzustellen, so hatte ich mir darin allerdings eine große Aufgabe gestellt, deren Schwierigkeiten mir erst während der Arbeit immer mehr zur Erkenntniß kamen. Erschöpfend kann ja ein solches Buch nicht sogleich sein, aber ich habe das Bewußtsein, doch den Weg gezeigt zu haben, auf dem man von den selbstsüchtigen Spekulationen, von den die klare Größe des Dichters verdunkelnden Irrwegen auf die einfache Erkenntniß seines wirklichen Wesens wieder zurückgelangen könne. Da aber das „Jahrbuch“ der in Weimar gegründeten Shakespeare-Gesellschaft — solange dasselbe unter der Redaktion des Herrn Karl Elze stand — sich dadurch auf seinem Hauptgebiete angegriffen sah, so wurde mein Buch mit ersichtlichem Mißmuth behandelt. Daß aber meine Arbeit eine grundlegende war, zeigte sich in der Folge darin, daß viele Mitarbeiter des Jahrbuches auf demselben Wege weiter gingen, und daß eine Reihe von Jahren hindurch in jedem neuen Band des Jahrbuches auf meine Geschichte Shakespeares in Deutschland als Quelle hingewiesen werden mußte.

Leider ist mir nicht das Glück zu Theil geworden, meine Arbeit in einer zweiten Auflage vervollständigen und verbessern zu können. Derartige mühevolle Werke kommen nur in sehr seltenen Fällen über die engeren Kreise der ernsten Litteraturfreunde hinaus, und jetzt muß ich wohl die Hoffnung aufgeben,

eine neue, mit den nöthigen Ergänzungen und Verbesserungen versehene Auflage noch zu erleben. Andere, nachdem sie reichlichen Nutzen daraus gezogen haben, werden es dann als ein sehr mangelhaftes Werk behandeln können. Aber darüber könnte ich mich mit vielen Anderen trösten. Ohne die mancherlei Lücken und andere Mängel meines Buches in Abrede zu stellen, darf ich doch sagen, daß ich darin manche neuen Quellengebiete erschlossen und auf neue Gesichtspunkte für die Beurtheilung des theatralischen Shakespeare hingewiesen habe.

Die lebhafte Anerkennung, die mein Buch bei allen denen fand, die nicht durch den Parteistandpunkt oder durch die Unduldsamkeit akademischen Gelehrtenthums beeinflußt waren, hatte zur Folge, daß mir schon im nächsten Jahre von dem Bibliographischen Institut (damals noch in Hildburghausen) der Antrag gemacht wurde, für die unter Dingelstedts Leitung daselbst erscheinende neue Uebersetzung den Schlußband zu übernehmen, der eine kritisch-biographische Würdigung des Dichters enthalten sollte. Bald danach wurde mir von der Wittwe Gervinus und in Uebereinstimmung mit dem Verleger Engelmann die ehrenvolle Aufforderung, die nöthig gewordene neue Auflage von Gervinus' Shakespeare zu redigiren. Mit meinem Buche über „Shakespeares Leben und Werke“ war ich in noch schärferen Gegensatz zu jener Richtung der Shakespeare-Kritik gekommen, die ihre wesentliche Aufgabe darin sah, durch ungehörige Auslegungen die reine Größe des Dichters künstlich zu verdunkeln, um das Lichtchen der eigenen Weisheit um so heller leuchten zu lassen. Meine daraus entstehenden Kämpfe — namentlich mit Herrn Karl Elze — gehören aber in die Folgezeit.*)

---

*) Eine zweite und verbesserte Auflage wurde von der Verlagshandlung 1878 herausgegeben, nachdem schon von der ersten Auflage eine dänische Uebersetzung — ohne mein Wissen — erschienen war. Der weitere Lebenslauf des Buches ist ihm dadurch erschwert worden.

Nachdem ich das Jahr 1870 durch die Veröffentlichung meines ersten größeren Werkes über Shakespeare in der guten Stimmung hatte antreten können, deren man sich nach gethaner Arbeit zu erfreuen pflegt, wurde mir leider im Frühjahr der persönliche Verkehr mit Weber und in seinem gastlichen Hause durch seine Entfernung von Dresden für längere Zeit entzogen. Unzufrieden mit den Dresdener Verhältnissen hatte er in Wien eine Stellung im Ministerium angenommen, von der er sich ein erfolgreicheres Wirken in seinem Fache versprach.

Je näher der Zeitpunkt kam, da er Dresden und seine Freunde verlassen sollte, um so schwerer wurde ihm das Herz, denn er hing sehr an seiner schönen Vaterstadt. Das Webersche Familiengrab auf dem katholischen Friedhof in der Friedrichsstadt umschloß die sterblichen Reste seines Vaters wie auch die seines begabten und schon früh verstorbenen jüngeren Bruders. Um sich selbst an den ihm so theuren Boden fester zu ketten, hatte er gerade im Anfang dieses Jahres ein Grundstück an der Elbe erworben, das erst bebaut werden sollte.

Es war an einem milden Frühlingstage, am Tage vor seinem Weggang nach Wien, als ich abends mit nur wenigen der allernächsten Freunde des Hauses und der Familie in dem alten Gärtchen bis zur Dunkelheit saß. Die fröhliche Stimmung, die uns sonst hier traulich vereinte, konnte an diesem Abend nicht aufkommen, und auch die Bowle wollte diesmal nicht viel helfen. Als wir so, zu heiterem Geplauder uns mühend, beisammen saßen, drangen aus der Ferne die Klänge von Musik an unsere Ohren. Weber wurde aufmerksam und ging hinaus. Die Musik kam immer näher, und bald erkannte ich die Klänge des Oberon-Marsches, mit dem die Eisenbahnarbeiter, die kleineren Leute, gefolgt von ihren

daß es an eine neue Uebersetzung angeschlossen war (von Dingelstedt, Jordan, Seeger &c.), die — ebenso wie die Brockhaussche — neben der Schlegelschen und Tieckschen sich nicht behaupten konnte.

Weibern und Kindern, im Zuge sich nahten, um dem Manne, dem sie so vielen Dank schuldeten, der so oft und so energisch gerade für sie eingetreten war, den Abschiedsgruß zu bringen. Wie das Webers ganze Natur durchzitterte, läßt sich kaum beschreiben: in der wehmuthvollen Stunde der Trennungsempfindungen das bekannte Tonstück seines geliebten Vaters und der Ausdruck der Dankbarkeit und Liebe der braven Menschen! Vor Ergriffenheit konnte er kaum sprechen. Aber bald waren wir Alle im Garten geschäftig, um den angekommenen Festgenossen den gastlichen Trank darreichen zu helfen.

Es war einige Monate vor dem Ausbruch des großen Krieges, als Weber Dresden verlassen hatte. Aber unsere freundschaftlichen Beziehungen waren damit noch nicht beendet, und ich habe noch einmal auf ihn zurückzukommen.

---

## 24. Im Sommer 1870.

So war nun der Sommer des großen Jahres herangekommen. Die Frühlingsblüthen ließen noch nicht ahnen, wie die Früchte gedeihen würden, und der „bewaffnete Friede“ hatte durch seine mehrjährige Dauer uns beinahe sorglos gemacht. Ich rüstete mich zu meiner Erholungsreise, die mich zunächst wieder in die bayerischen Alpen führen sollte. Diesmal aber ging es nicht nach Berchtesgaden, das ich jetzt schon neun Sommer hintereinander besucht hatte, sondern nach dem westlicher gelegenen Oberammergau, denn in diesem Sommer fand dort wieder das große Passionsspiel statt. Ich hatte es übernommen, für die „Nationalzeitung“ eine Reihe von Feuilletons darüber zu schreiben, und außerdem war ich von Gustav Freytag um einen Artikel für die von ihm redigirten „Grenzboten“ ersucht worden.

Die in neuerer Zeit von München bis nach Partenkirchen führende Eisenbahn ging 1870 nur bis Weilheim, wo man

Wagen jeglicher Art und Unart zur Weiterfahrt vorfand. Die am meisten benutzte Straße führte, wie auch heute noch, über Murnau und Eschenlohe bis Ober-Au, und von dort — von der Partenkirchener Linie in südlicher Richtung sich abwendend — ging es über den Ettaler-Berg nach Ettal, dem Pfarrdorf mit seinem sehr ausgedehnten Kloster. Für das Thal der Ammer und den Hauptort bildet ein schroff aufsteigender Felskegel, der Kofel, das weithin sichtbare Wahrzeichen. Aber im Uebrigen kann sich die Landschaft mit dem großartigen Gebirgspanorama von Partenkirchen und Garmisch nicht im entferntesten messen.

Mein früherer Aufenthalt in dem Passionsdorf (1861) hatte mich mit den Verhältnissen schon ziemlich vertraut gemacht, und besonders hatte ich den das ganze Spiel leitenden Pfarrer Daisenberger, einen höchst achtungswerthen und verständigen Mann, kennen gelernt und durch seine freundliche Vermittelung die Bühneneinrichtung, die Requisiten und Garderobestücke in Augenschein nehmen können. Diesmal aber, im Spieljahr, sah ich das Alles in lebendiger Thätigkeit zusammenwirken. Die Geschichte dieses Oberammergauer Passionsspiels und die wiederholten, im Laufe der Zeiten vorgenommenen Textveränderungen stehen im Zusammenhang mit den Streitigkeiten, die wegen der Zulässigkeit solcher Spiele zwischen den weltlichen Behörden und der Geistlichkeit stattgefunden haben. Während die weltlichen Behörden diese Spiele als eine Profanirung des Allerheiligsten mehrmals untersagt hatten, wußte die Gemeinde immer wieder eine Aufhebung des Verbotes zu bewirken, und sie wurde dabei von der Geistlichkeit unterstützt, die sehr wohl erkannte, daß die Aufführungen mehr und mehr sich zu einer ergiebigen Einnahmequelle gestalten würden. Darin hat man sich denn auch nicht getäuscht, und da man infolgedessen den äußerlichen Pomp und Glanz, in Kostümen, Dekorationen ꝛc., immer mehr gesteigert hat, so ist dadurch

das kulturhistorische Element und der naive Charakter des ganzen Spiels auch immer mehr verloren gegangen.

Ich will hier über den Text und sein Verhältniß zu den älteren Passionsspielen wie über die Art der Aufführungen und deren Wirkungen nicht das wiederholen, was ich zu verschiedenen Zeiten darüber veröffentlicht habe. Was mich gleich bei meinem ersten Besuch des Ortes wie auch in der Folge am meisten dabei interessirt hat und was mir das Wichtigste bei den Aufführungen war, das ist die Einrichtung des eigentlichen Theaters. Die ganze scenische Beschaffenheit mit Proscenium und Mittelbühne weist in den Grundzügen, viel mehr noch als auf die mittelalterliche Passionsbühne, auf das altenglische Theater der Shakespeareschen Zeit hin. Ich glaube deshalb auch, daß diese scenische Einrichtung durch die um 1600 und später in Deutschland herumziehenden englischen Komödianten beeinflußt war, dann aber mit der Zeit immer mehr erweitert und vervollkommnet worden ist. Ich hatte schon damals auf diese Verwandtschaft der Passionsbühne der neueren Zeit mit dem altenglischen Theater hingewiesen und in meinen Berichten die Meinung ausgesprochen, daß das Grundprinzip der scenischen Einrichtung — das breite Proscenium als Hauptspielraum und die schmalere, für Dekorationswechsel bestimmte Mittelbühne — den Wirkungen der Shakespeareschen Dramen außerordentlich förderlich sein müßte.*)

Beim Ammergauer Passionsspiel wird der Widerspruch, der zwischen dem mittelalterlichen Ursprung und der ins modern-theatralische gesteigerten äußeren Erscheinung besteht, auch durch die lange Dauer der Aufführung, die — einschließlich einer einstündigen Mittagspause — von 8 Uhr morgens

*) Der Gedanke ist dann auch viel später, und zwar auf erneute von mir gegebene Anregungen, in München zur praktischen Verwirklichung gekommen in der vom Freiherrn v. Perfall 1889 daselbst eingeführten neuen Einrichtung der Shakespeare-Bühne.

bis 5 Uhr nachmittags währte, nicht ausgeglichen. Diese Mittagspause wurde dann auch allgemein aufs freudigste benutzt, und es war ganz unterhaltend und spaßhaft, wie die vielen Tausende von Zuschauern, untermischt mit den zahlreichen kostümirten Darstellern, sich über das Dorf ausbreiteten, um irgendwo etwas für den Magen zu erlangen. In dem Hauptgasthof zur Post, wo ich schon neun Jahre vorher verkehrte, hatte ich mir ein belegtes Butterbrot und Bier erbeutet und saß auf dem breiten Fensterbrett, neben mir der stattlich lange Intendant v. Hülsen und sein Regisseur v. Strantz.

In werthvollster Erinnerung aber aus jenem Passionsspiel von 1870 ist mir der treffliche Mann geblieben, bei dem ich und mein alter Freund Gustav Schauer Herberge gefunden hatten, und zwar eine sehr gute. Dafür war aber auch unser Wirth kein geringerer als der römische Prokurator Pilatus, in Oberammergau aber Zeichenlehrer und Holzschnitzer mit Namen Tobias Flunger. Er hatte in früheren Jahren den Christus gespielt, war aber schon seit 1860 der Darsteller des Pilatus geworden. Die ganze Familie Flunger war bei dem Spiele mit thätig, und die Stellung des römischen Statthalters war noch dadurch besonders schwierig geworden, daß seine älteste Tochter Franziska die Jungfrau Maria darstellte, während die schöne Josepha im Chor der „Schutzgeister" mitzusingen hatte und der Sohn im Orchester die Geige spielte. Es war äußerst traulich, wenn ich nach der Aufführung, die um 5 Uhr beendet war, mich in der Flungerschen Familie zum Abendessen eingefunden hatte und am großen Familientisch mit Allen beisammen saß und über die Aufführung sprach, woran sich noch andere Gespräche knüpften. Wenn ich der Franziska, die nur leider mit ihrem hochliegenden Organ als Maria manchmal zu schreiend war, etwas Lobendes über ihr Spiel sagte, so pflegte sie zu erwidern: „'s passirt." Flunger selbst war ein angenehmer und recht intelligenter Mann, in der

Schlichtheit und Bescheidenheit seines Wesens frei von jeder Bigotterie oder Intoleranz, die ja überhaupt in der Gemeinde keinen Boden finden kann, schon wegen des fortwährenden Zuflusses von Fremden aller Länder. Denn seitdem die Engländer und Amerikaner den Besuch des Passionsspiels als großartigen Sport betreiben, ist Oberammergau auch in den Zwischenjahren von ihnen viel besucht.

Bei der Vorstellung, der ich 1870 beiwohnte — es war am 25. Juni —, war der Andrang der herbeigeströmten Fremden so groß gewesen, daß viele Hunderte, wohl auch Tausende, keinen Zutritt mehr erlangen konnten. In solchen Fällen wird dann das ganze Spiel am Montag wiederholt. Da ich selbst am ersten Tage durch die unaufhörlichen Regengüsse verhindert wurde, bis zum Schlusse auszuhalten, so blieb ich gleichfalls noch den anderen Tag dort, um mir die Schlußakte des Spiels unter günstigeren Witterungsverhältnissen anzusehen. Mein Hauswirth Flunger, mit dem ich durch den verlängerten Aufenthalt noch vertrauter wurde, hat später wegen vorgerückter Jahre auch den Pilatus nicht mehr gespielt und konnte nun mit noch größerem Rechte seine Hände in Unschuld waschen. Meinen Verkehr mit ihm habe ich aber sogar brieflich fortgesetzt.

Als ich am 27. Juni von der Familie und dem Passionsdorfe Abschied nahm, konnte ich noch nicht ahnen, wie anders es auch dort nach drei Wochen aussehen würde, und daß unter vielen der Mitwirkenden auch der Darsteller des Christus — er war der größte in der Gemeinde und hieß Mayer — zum Kriegsdienste eingezogen werden würde.

Ich war aus den bayerischen Bergen in die Schweiz gegangen, um nach den gehabten Anstrengungen an den Ufern des Vierwaldstätter Sees der Ruhe zu genießen. Dies Gefühl blieb mir freilich nicht lange, denn die Nachrichten aus Paris und aus Ems waren immer bedrohlicher geworden. Schon

gegen die Mitte des Juli konnte man den Krieg als unvermeidlich betrachten; denn die Pariser Gamins und die Schreier in der Presse wie im Corps législatif wollten ihn, und Napoleon III. konnte dem erhebenden Nationalgeschrei: „à Berlin!“ nicht mehr widerstreben.

Als ich auf dem Rückwege nach Ragaz gekommen war, um dort einen Tag zu bleiben, fand schon eine massenhafte Flucht der Fremden statt. Ich blieb am 16. Juli dort und konnte noch in meinem Skizzenbuch durch eine kleine Zeichnung der Felsenprofile den Tag feststellen.

Als ich am 17. nach dem herrlichen Bodensee kam, fand ich in Lindau bereits das Telegramm angeschlagen, das aus Paris den Kriegsbeschluß gegen Preußen verkündete.

Ich hätte unter diesen Umständen von Lindau aus gleich den Weg direkt über Augsburg nach Dresden nehmen sollen. Das vermochte ich aber nicht, ehe ich nicht wußte, wie es in München stehe und welchen Eindruck die Nachrichten dort gemacht. Ich zählte auf der Eisenbahnfahrt die Minuten und kam am Abend in München an, wo ich mich sogleich nach dem Hause meines Freundes Knorr begab. Seine Gattin sagte mir, er sei in einer Versammlung und werde gewiß erst spät nach Hause kommen. Mein Zimmer aber war für mich bereitet, und ich erfuhr wenigstens, daß die Mobilisirung der bayerischen Armee bereits am Tage vorher angeordnet war. Danach konnte ich mich schon etwas beruhigter zum Schlafe niederlegen.

Erst am anderen Morgen trat Knorr zu mir ins Zimmer, um mich zu begrüßen, und sagte mir mit seinem liebenswürdig-freundlichen Gesichtsausdruck, die Stimmung in München sei gut. Der Eindruck der bayerischen Mobilmachung hatte natürlich auf die allgemeine Stimmung sehr günstig gewirkt und vor Allem der national gesinnten Partei meines Freundes festen Halt gegeben. Knorrs eigener noch sehr jugendlicher

Sohn mußte in die Armee eintreten. Der Vater war begeistert dafür, und die Mutter weinte.

Am Vormittag theilte mir Knorr mit, er wolle anregen, daß eine Volksdemonstration vor dem Residenzschlosse stattfinde, damit dem Könige die freudige Zustimmung der Bevölkerung laut kundgegeben werde. Das war ein sehr glücklicher Gedanke, und ich fuhr mit Knorr nach der Redaktion der „Neuesten Nachrichten", um dort irgendwie helfen oder berathen zu können. Man mag heute wohl darauf hinweisen, daß ja Bayern durch die nach 1866 geschlossenen Schutz- und Trutzbündnisse zu dem Anschluß an Preußen verpflichtet war. Allerdings war es das, und Bayern hatte sonach nur seine Pflicht gethan. Aber seine Pflicht zu thun, kann unter Umständen etwas sehr Werthvolles und Verdienstliches sein. Vor Allem hatte das so schnelle Vorgehen des größten und wichtigsten der süddeutschen Staaten eine große moralische Bedeutung. Daß man aber den König in seinem Gefühl, das Richtige gethan zu haben, durch die laute Stimme des Volkes kräftigen wollte, war um so zweckmäßiger, als in der bayerischen Kammer die Ultramontanen in der Majorität waren und wirklich Miene machten, die Kriegsanleihe zu verweigern.

In den damals noch sehr beschränkten Redaktionsräumen der „Neuesten Nachrichten" in der Fürstenfeldergasse wurde von Knorr und Vecchioni der Aufruf an die Münchener Einwohnerschaft aufgesetzt. Zwei Abschriften wurden draußen an das Haus geklebt, während das erste Manuskript in die Druckerei kam. Und mittags las man an den Straßenecken der Stadt die großen Plakate, durch die das Münchener Volk aufgefordert wurde, sich um 3 Uhr vor der königlichen Residenz einzufinden, um dem Könige für sein patriotisches Vorgehen Dank zu sagen. Ich hatte daran erinnert, daß eine solche Zusammenkunft auch einen Mittelpunkt oder eine Spitze haben müsse: es müsse

daher eine geeignete Persönlichkeit gefunden werden, die der Volksstimmung in kräftigen Worten Ausdruck geben könne. Diese Persönlichkeit war von Knorr auch sogleich in einem wackeren Münchener Bürger gefunden worden, der sich gern dazu bereit erklärte. Als nun die Menschen schon zahlreich genug auf dem Platz vor der königlichen Residenz zusammengeströmt waren und der Zeitpunkt geeignet erschien (der König war zuvor benachrichtigt worden), erhob jener Münchener Bürger von der Treppe der Feldherrnhalle seine Stimme zur Ansprache. Es waren nur wenige, aber angemessene und kraftvoll gesprochene Worte, die ungefähr Folgendes besagten: Dem geliebten König Ludwig wollen wir für sein patriotisches Vorgehen in dieser allgemeinen deutschen Sache den begeisterten Dank des Münchener Volkes aussprechen. — Unser deutschgesinnter König Ludwig er lebe hoch!! — Und das Hoch und abermalige Hoch erbrauste weithin über den Platz und wurde dann nochmals wiederholt, bis der junge König oben am offenen Fenster in dem zweiten Stockwerk des Residenzschlosses erschien und sich wiederholt verneigte. Nachdem die Hochrufe sich immer wieder erneuert hatten, das „Deutsche Vaterland“ angestimmt war und nochmals Hochrufe erschallten, erschien der König am Fenster zum zweiten und zum dritten Male — und es dauerte danach noch lange, bis die freudig erregte Menge sich allmählich vertheilte.

Was der junge König damals bei der Entgegennahme der ihm dargebrachten Huldigung empfunden oder gedacht haben mag — wer kann das wissen. Eine ersichtliche Theilnahme für die Kriegsbegebenheiten hatte er nicht mehr gezeigt, und nachdem ihm die Aufgabe geworden war, im Namen der deutschen Fürsten und als der jüngste derselben dem König von Preußen die deutsche Kaiserkrone anzutragen, hatte er sich bekanntlich immer mehr in sich verschlossen und immer auf-

fälliger jede Beziehung zu dem preußischen Herrscherhaus vermieden.

Im Gegensatz dazu kann ich aus eigener Wahrnehmung berichten, wie die Volksstimmung — insbesondere in München — war. Der Bayer hat ein starkes wirklich deutsches Gefühl, viel mehr als man gemeiniglich in Norddeutschland glaubt. Diese Ueberzeugung hatte ich schon in den früheren Jahren, noch bevor die Umgestaltung unserer politischen Verhältnisse sich vollzog. Allerdings war ich bei meinen alljährlichen Besuchen in der bayerischen Hauptstadt meist mit solchen Münchenern im Verkehr gewesen, deren politischer Standpunkt den Bestrebungen der deutsch-nationalen Partei entsprach. Aber bei besonderen Veranlassungen reichten doch meine Beziehungen auch über diesen engen Rahmen hinaus. Allerdings war in den größeren Volkskreisen, die besonders von der ultramontanen Presse beeinflußt wurden, die Abneigung gegen Preußen dadurch verstärkt, daß man in dem Preußen den protestantischen Emporkömmling sah, der seine Herrschaft immer weiter ausdehnen wolle. Selbst in den gebildeteren Kreisen kam zuweilen die Empfindung zum Ausdruck, daß der Preuße sich überhebe und den Bayer mit Geringschätzung betrachte. Da nun aber im Gegentheil der Norddeutsche eine Vorliebe für alle süddeutsche Art hat, so konnte man dies Verhältniß als eine unglückliche, d. h. unerwiderte Liebe bezeichnen. Mochte der Norddeutsche sich noch so sehr mühen, durch freundliches Entgegenkommen dem Süddeutschen sich günstig zu stimmen — das nützte ihm gar nichts, denn der Süddeutsche — ich rede hier ganz besonders von Bayern — bekam dadurch nur die Meinung, der Preuße ließe sich zu ihm herab im Gefühl seiner Ueberlegenheit.

Ich hatte schon einmal darauf hingewiesen, daß auch die Sprache des Norddeutschen — auch wo sie ohne jeglichen

Dialektanklang ist, also das reine Hochdeutsch — dem Bayer, der in seinem heimischen Dialekt sich so sorglos gehen läßt, gespreizt und affektirt klingt. Auch für die Sprache möchte ich das Bild brauchen: der Bayer bewegt sich in der Joppe, der Preuße aber im Gesellschaftsanzug. Als ich in München einmal aus einer dortigen Kammersitzung kam, in der das bayerische und antipreußische Gefühl wieder mit aller Schärfe sich kundgab, traf ich beim Verlassen des Sitzungssaales mit einem mir seit lange befreundeten Münchener zusammen, der zu mir sagte: „Ja, lieber Genée, wenn Ihr Norddeutschen nur bayerisch reden könntet, da würden wir uns viel eher verständigen.“ In dieser scherzhaften Bemerkung lag etwas Wahres. Aber darum wäre es doch ganz verkehrt, wenn der Norddeutsche es versuchen wollte, in München bayerisch zu sprechen, denn das findet der Bayer nur lächerlich oder doch g'spaßig.

Unbeschadet solcher mehr oder weniger berechtigten Stammeseigenthümlichkeiten hat der Bayer — wenn auch das Blau-Weiß als das Symbol des engeren Vaterlandes seinem Herzen am nächsten liegt — viel wirklich deutsches Wesen und volles Empfinden für die deutsche Gemeinsamkeit, und wer auf diese zweite und tiefer liegende Schicht seines nationalen Empfindens stößt, der hat ihn auch herausgefordert.

Und so war es damals in München. Bei dem verkündeten Angriff Frankreichs gegen Preußen würden auch alle durch den Schein der Religion verdeckten Ränke es nicht vermocht haben, die Stimmung des Volkes in eine andere Bahn zu lenken. Ganz besonders war es die bekannte Scene in Ems gewesen und die im Gegensatz zu der Unverschämtheit der Herren Benedetti und Gramont anfangs so langmüthige, dann aber so feste und würdevolle Haltung des preußischen Monarchen, wodurch im Süden der Patriotismus gestärkt wurde. In einem Münchener Bierlokal hörte ich an dem benachbarten Tische einen ganz schlichten Mann darüber etwa folgendermaßen

sich äußern: „Ich bin sonst gar kein Freund von den Preußen; aber wie der französische Fex den alten Herrn behandelt hat, das ist eine Infamie, und das ist eine Beleidigung für alle Deutschen.“

Am 18. Juli vormittags hatte mir mein braver Knorr mitgetheilt, daß am Abend in verschiedenen Lokalen der Stadt patriotische Versammlungen behufs weiterer Kundgebungen stattfinden würden. Knorr war bei allen diesen Bewegungen die treibende Kraft, überall anregend, überall thatkräftig fördernd. Er stellte mir anheim, ob ich zu der einen dieser Abendversammlungen, in einem Saale des „Maigarten“, kommen wolle, da dort auch einzelne Abgeordnete erscheinen und sprechen würden. Ich hatte an demselben Tage ein kleines Gedicht gemacht, auf der Straße entstanden und in mein Notizbuch geschrieben, das ich Knorr mittheilte, mit der Frage, ob es wohl angemessen wäre, wenn ich es in der Versammlung spräche. Er war sogleich begeistert dafür und gab eine Abschrift in die Druckerei, damit es hinterher in mehreren Tausend Exemplaren vertheilt werden könne. Ich kann mich heute nicht mehr erinnern, welche von den liberalen (das heißt in Bayern antiklerikalen) Abgeordneten gesprochen haben, aber es werden wohl die Herren Krämer und v. Schauß gewesen sein. Nach ihnen erhielt ich das Wort, und ich stellte mich sogleich als zufällig anwesenden „Preußen“ vor. Durch meine in München wiederholt gehaltenen Vorträge war überdies mein Name ziemlich bekannt. Mein Gedicht war eines der allerersten, die in dieser Zeit der bald danach so gewaltig anwachsenden patriotischen Lyrik entstanden sind, und es lautete:

### Der Hahn hat gekräht!

Frisch auf, frisch auf! Denn der Hahn hat gekräht,
Hinweg nun das Bangen und Sorgen;
Es ruft uns der Hahn, der gallische Hahn,
Zu einem blutigen Morgen.
Frisch auf, denn es ist nur ein neuer Streich
Vom alten Räuber im Deutschen Reich.

Der Räuber aber findet nicht mehr,
Was einst zum Raub er gefunden;
Wir haben gelitten, haben gelernt
In ernsten und schweren Stunden.
Ein Herz und Ein Volk und Ein heiliger Zorn
Dem gallischen Hahn und seinem Sporn!

Wer fragt nun, ob Preußen, ob Bayernland,
Ob Schwaben oder ob Sachsen?
Ein einiger, fester, ein deutscher Wall —
So sind wir dem Feinde gewachsen.
Und wer nicht Verrath in dem Herzen nährt,
Der weiß jetzt, wie man dem Franzmann wehrt.

Frisch auf, frisch auf! Denn der Hahn hat gekräht!
Wir werden das freche Prahlen
Der räuberischen Franzosenbrut
Mit deutschen Hieben bezahlen.
Und wer kein Feigling, kein Bube ist,
Der sei ein Deutscher zu dieser Frist!

Ich hatte das Gedicht gesprochen, wie es aus meiner Empfindung gekommen war, und bei der herrschenden Stimmung war es natürlich, daß es begeisterte Aufnahme fand und daß schon die einzelnen Strophen durch stürmische Zurufe unterbrochen wurden. So unbedeutend es an sich sein mag, so wird es hier doch vielleicht als der unmittelbare Ausdruck der Stimmung willkommen sein.

Das Lied hat bald danach in dem großen von Lipperheide herausgegebenen Werke „Lieder zu Schutz und Trutz“ mit noch vielen Hunderten anderer Gedichte Aufnahme gefunden.*) Und auch diese großartige Sammlung wird ein dauerndes Zeugniß geben für die nationale Begeisterung, welche die erste schreckvolle Spannung bald so mächtig durchbrach.

*) Wie ich später erfuhr, kam es auch in einzelne patriotische Liedersammlungen, und zwar mit der untergelegten und ganz dazu passenden Melodie von Schillers „Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!“

Ja, auch die Tage vor den ersten Schlachten und Siegen waren schön, denn auch sie hatten uns schon einen Sieg gebracht, den ersten: die feste Vereinigung von Nord und Süd und aller Deutschen.

Beim Niederschreiben dieser Erinnerungen ist mir aber vor Allem auch die Persönlichkeit meines ausgezeichneten Münchener Freundes wieder lebendig geworden, meines braven, viel zu früh verstorbenen Julius Knorr. Wenn er auch nicht als Kriegsheld Ruhm erworben hat (dieser wurde seinem jugendlichen Sohne zu Theil, dem es beschieden war, mit den deutschen Truppen in Paris einzuziehen), so hatte er dennoch als deutscher Patriot ein Jahrzehnt lang wie ein Held gekämpft. Sein ganzes Leben ging auf in dem einen Gedanken an die Zusammengehörigkeit von Nord und Süd. So rastlos wie er — als Münchener — diesen Gedanken verfolgte, so bescheiden war er stets für seine eigene Person trotz aller seiner Verdienste, die er in seinen thatkräftigen Bestrebungen sich auch um die eigene Vaterstadt erwarb. Bei alledem lag nichts ihm ferner als persönliche Eitelkeit und die Sucht, eine Rolle zu spielen.

---

Nach den ersten Tagen der stürmischen Bewegung verließ ich München mit sehr gehobenem Gefühl und Vertrauen, um nach meinem Wohnort Dresden zurückzureisen. Ich nahm den Weg über Prag, wo ich zwar nur einen Abend und eine Nacht blieb, aber von der dort herrschenden Stimmung genug vernehmen konnte. Was ich dort hörte, waren Aeußerungen leidenschaftlicher Freude darüber, daß die Preußen jetzt ihre verdienten „Schläge“ bekommen würden; denn darüber herrschte auch bei den Deutsch-Böhmen und Oesterreichern kein Zweifel.

Reichlich entschädigt für die uns zugedachten Schläge wurde ich dann aber in Dresden, wo ich die Bevölkerung freudig erregt und voll Begeisterung traf, und wo ich in den ersten Tagen des August ein neues Feld meiner Thätigkeit finden sollte.

Mein Freund Max v. Weber war zwar schon seit Monaten in Wien, aber er war mir dennoch nahe, denn bei dem beginnenden Kriege war sein Herz mehr als je in der deutschen Heimath. Auch sein einziger Sohn Carl, der sich dem Offizierstande gewidmet hatte, ging mit der sächsischen Armee in den Krieg, und des Vaters Gefühle waren nun getheilt zwischen schwerer Sorge und flammender Begeisterung. Am 28. Juli schrieb er mir aus Wien, und dieser Brief ist so bezeichnend für sein tiefes und warmes Empfinden wie für den schweren Kampf in seinem Herzen, daß ich ihn hier wenigstens auszüglich mittheilen will:

„. . . . . Die Zeit ist ja so wild geworden seit jenen idyllischen Tagen, daß es mir vorkommt, als hätte das Herz und die Seele keinen Raum und keinen Widerhall mehr für die sanften Regungen und Töne von Liebe und Freundschaft, und könnte nur Haß und Zorn gegen die Feinde unseres Friedens und heiße Liebe zum Vaterlande hegen. Zum Glück ist auch die Begeisterung für die heiligen Interessen dabei, für welche dieser gewaltige Kampf geschlagen wird, und darin begegnen wir uns mit denen, die uns im tiefsten Innern kongenial sind, denen derselbe Gedanke das Blut in Hirn und Wangen treibt. Und so fühle ich mich in dieser Zeit Ihnen, theurer Freund, so innig verbunden wie nur wenig Anderen und reiche Ihnen die Hand hinüber über den breiten Raum, meiner Sache gewiß, daß wir auf dasselbe Evangelium schwören, wenn wir unsere Hände ineinander legen.*) — Wie lieb und freundlich hatten wir uns diesen Spätsommer hier gedacht . . . . . . ., und nun sitzen wir uns hier gegenüber und schlingen unsere zornigen Thränen beim Andenken an den geliebten fernen Jungen in uns hinein, isolirt durch unsere Gesinnung, isolirt durch unsere Meinung und Fremdheit. Der Abschied von Carl war unendlich schwer . . . . . . . Gott Lob, daß es für eine herrliche,

*) Max v. Weber war katholisch, wie sein Vater.

gerechte Sache, für das Vaterland im wahren Sinne des Wortes geschieht. Wie froh und stolz bin ich, daß endlich einmal Deutschland zusammengeht.

Ich beneide Sie um die Münchener Eindrücke. Ihr Gedicht ist prächtig! . . . . . . Lassen Sie bald von sich hören. Es thut gut, sich zuzurufen in solcher Zeit.

In Liebe und Treue

Ihr Weber."

Ich hatte seinen Sohn Carl, über den ich ihm schreiben sollte, nur einmal noch gesprochen. Er war voll fester Zuversicht über den Ausgang des Krieges.

Bald zogen die sächsischen Truppen kriegsgerüstet und mit Gesang durch die Straßen. Zum ersten Male hörte ich hierbei die danach zum Nationalgesang gewordene „Wacht am Rhein" und die ergreifend herzigen Worte: „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein."

---

Ende Juli wurden in Dresden von der „Liedertafel" patriotische Abende veranstaltet, die auf der Terrasse des „Waldschlößchen" an der Elbe stattfanden, und deren Ertrag, wie es jetzt bei allen ähnlichen Veranstaltungen üblich wurde, den unterstützungsbedürftigen Familien der Landwehrleute, den Hinterbliebenen &c. zufallen sollte. Nachdem der erste dieser Liederabende schon stattgefunden hatte, kam der Vorstand der „Liedertafel" zu mir mit der Anfrage: ob ich wohl geneigt wäre, einmal zwischen den Gesangsvorträgen etwas zu sprechen? — Ob ich geneigt war! Mein Herz war voll, ich sehnte mich danach, es auszuschütten, und welche schöne Gelegenheit wurde mir da geboten!

Als ich freudigst meine Mitwirkung zusagte, war es mir zugleich auch zweifellos, daß man hierbei nicht auf eine „Rede", einen politischen Vortrag rechnen wollte und konnte. In einer gehobenen Stimmung wie die herrschende konnte nur das

poetische Wort am Platze sein, und mein Flügelroß stampfte schon ungeduldig. Nach dem Anfang, den ich schon in München gemacht hatte, waren bereits einige weitere Gedichte von mir in verschiedenen Zeitungen, der „Schlesischen Zeitung“ und der „Nationalzeitung“, erschienen. Aber ich hatte noch mehr Vorrath, sowohl auf dem Papier wie im Kopf und Herzen.

In den nächsten Tagen verkündeten große Plakate den zweiten patriotischen Liederabend unter meiner Mitwirkung. Es war am 6. August — ein schöner heißer Tag —, als ich abends mit meiner Mutter und Schwester hinaus nach dem „Waldschlößchen“ fuhr, wo ich durch die dichtgedrängte Menschenmasse mich bis zur Sängertribüne auf der Terrasse hindurcharbeiten mußte. Das Publikum war das denkbar gemischteste; zwischen Ministern und anderen höheren Beamten, mit Frauen und Töchtern, saßen der kleine Bürger, der Kaufmann, Gewerbtreibende, Handwerker, Litteraten ꝛc. Als ich nach den ersten Liedervorträgen auf die Tribüne stieg und die Menge übersah, erkannte ich erst die Schwierigkeit meiner Aufgabe, im Freien und unter Bäumen bis in die entferntesten Winkel, wo ich die Zuhörer Kopf an Kopf aneinander gedrängt sah, mir Gehör zu schaffen.

Das Programm der „Liedertafel“ hatte drei Abtheilungen, und für jeden der Theile war ein Vortrag von mir bestimmt. Noch am letzten Tage hatte ich ein Gedicht geschrieben, das ich „Der erste Sieg“ nannte. Es bezog sich auf den Kampf bei Weißenburg am 4. August, durch den die Waffenbrüderschaft zwischen Nord und Süd so glücklich die Weihe erhalten hatte. Das darauf bezügliche Gedicht schien mir sehr geeignet für den Anfang, denn auch hierin hatte ich die Bedeutung des ersten Sieges vor Allem in dem „Wiederfinden der deutschen Brüder“ erkannt, und dieses Sieges — so ungefähr fuhr ich fort — möge man jederzeit gedenken, so viele Schlachten und hoffentlich auch Siege noch folgen würden. Wenn in diesem einleitenden

Gedicht weniger Leidenschaft und Begeisterung als vielmehr der Ton freudiger Zuversicht vorherrschte, so gilt dies auch von dem gleich danach folgenden „An den Rhein“, von dem ich hier wenigstens die erste Strophe mittheilen will:

Hast du's gedacht, du guter Vater Rhein,
Hast du's gedacht in deinem grünen Rauschen,
Daß es so bald ein Schlachtlärm würde sein,
Dem deine Wellen, deine Reben lauschen?
Wohl wußtest du's, wohl war es dir bekannt,
Des gall'schen Nachbars eifersücht'ges Grollen —
Du hast's gewußt, noch eh' das Wort genannt,
Daß sie zur Grenze dich entwürd'gen wollen.

ꝛc. ꝛc.

Hatten schon diese beiden Gedichte lebhafte Zustimmung gefunden, so ließ ich danach, im zweiten Theile, das stärkere Geschütz spielen. Das nächste Gedicht hieß „Germanias Gruß“, und da ich es für das beste meiner damaligen Kriegslieder halte, so will ich es hier vollständig mittheilen:

Nun zum großen Festestage
Schmücke dich, Germania,
Denn dein Ritter, denn dein Freier,
Denn dein Räuber er ist da!
Schmücke dich mit allem Reize,
Doch nicht bräutlich mit dem Kranze:
Eisen decke deine Locken
Zu dem blut'gen Waffentanze.

Treulich hat geharrt der Freier,
Lange schon nach dir begehrt;
Sei er drum bei seinem Kommen
Nach Gebühr von dir geehrt!
Horch, sein festlich Nahen kündet
Schon der Donner der Kanonen,
Und die heißen Liebesgrüße
Zählt man bald nach Millionen.

Reiche Festgeschenke führt er
In dem Zuge für die Braut:
Beduinen, Turkos — Affen —,
Wie wir nie zuvor geschaut!
Ist, zu segnen dieses Bündniß,
Denn kein Priester in der Nähe —?
Nun, so mag's auch so sich fügen —
Das wird eine wilde Ehe!

Flammend ganz in Liebesgluthen
Steht geschmückt Germania,
Denn ihr Ritter, ihr getreuer,
Denn ihr Räuber er ist da!
Press' ihn in die Arme, daß er
Deine Liebe ganz erfahre —
Und den todten Freier schleppe
Hin zum festlichen Altare!

Für meine heutigen Leser wird ja auch dies Gedicht nur noch als Signatur für die Zeitstimmung dienen können, und auch die stürmischen Rufe der Zustimmung, mit denen es wiederholt unterbrochen wurde, möge man sich aus dieser Stimmung erklären. Aber der furor teutonicus, der meinem Herzen ein Labsal war, sollte in der Zuhörerschaft auch noch zu einer reineren Begeisterung sich erheben. Denn wenn auch das folgende Gedicht nach meiner Meinung dichterisch hinter dem vorigen entschieden zurückstand, so lag doch seine Wirkung allein in der Schlußwendung. Das Gedicht hieß „Das Kaiserreich der Friede.“ Nachdem ich die französische Lüge „L'Empire c'est la paix“ und das Schandbild der „Civilisation“ Strophe für Strophe mit den grellsten Farben dargestellt, schloß ich das Gedicht:

Ein Volk des Friedens und der Ruh'
Kommt ihr zu unterdrücken;
Die Nothwehr bringt zur Einheit uns
Trotz aller eurer Tücken.
Nun vorwärts, Brüder, ins Gefecht,
Und wenn der Himmel schützt das Recht,
Tönt's bald im deutschen Liede:
Das Kaiserreich — der Friede!

Heute wird sich Niemand mehr eine Vorstellung von der Wirkung machen können, die diese Schlußwendung auf die Versammlung übte. Aber die älteren Dresdener erinnern sich dessen, wie ich weiß, auch heute noch. Es erbrauste ein Sturm der Begeisterung, der bis zum anderen Elb-Ufer hinübergedrungen sein mochte. Und auf den anhaltenden Jubelruf mußte ich wieder auf die Tribüne und die letzte Strophe noch einmal sprechen.*)

Damit aber war ich noch nicht fertig. Ein im Volkston gehaltenes Lied „Deutsches Volk in Wehr" bildete im dritten Theile den letzten meiner Vorträge, dessen letzte Strophe, nach einem Hinweis auf die dem Rheine drohenden Kämpfe, lautete:

Doch der Strom, der heil'ge, reine,
Sollte der ihr Todbett sein?
Soll'n wir mit der Frevler Blute
Ihn, den herrlichen, entweih'n?
Nein! soll deutsch der Rhein verbleiben,
Werd' er kein Franzosengrab, —
Peitscht sie fort! und werft die Rotte
In der Seine Schlamm hinab!

Nach diesem letzten freundlichen Wunsch, der natürlich auch die vollste Zustimmung fand, war ich aber wirklich fertig; denn bei der durch den Wiederhall meiner Worte immer mehr gesteigerten Anspannung meiner Kräfte war ich endlich erschöpft. Auf das dringende Zureden der Meinigen, während noch der Sängerchor das bekannte Lied „Blücher am Rhein" vortrug, war ich die Terrasse hinuntergegangen, um in den meiner

*) Ich muß hier bemerken, daß dies Gedicht bereits am 30. Juli (also noch vor den ersten Siegen) in der „Schlesischen Zeitung" abgedruckt war, und daß ich wohl der Erste gewesen bin, der auch mit dem lebendigen, d. h. gesprochenen Wort den Gedanken an das deutsche Kaiserreich zum Ausdruck brachte. Nebst einigen anderen Gedichten wurde es auch in die Lipperheidesche Sammlung „Lieder zu Schutz und Trutz" aufgenommen.

harrenden Wagen zu steigen. Als ich schon darin saß, hörte ich von oben her ein Brausen von Stimmen, das mehr und mehr anschwoll, und ich glaubte, aus dem Getöse auch meinen Namen rufen zu hören. Natürlich verließ ich den Wagen wieder, um zu hören, was es oben gab. Und nun kam das herrliche Nachspiel dieses Abends.

In Dresden war die Nachricht vom Kriegsschauplatz eingetroffen: die Nachricht von Wörth über die vollständige Niederlage Mac Mahons durch die Armee des preußischen Kronprinzen. Dresdener Bürger waren mit dem Telegramm hinaus nach dem Waldschlößchen gejagt, um die große Versammlung damit zu überraschen. Vom Einen zum Anderen verbreitete sich die Nachricht: Glänzender Sieg — Mac Mahon geschlagen — nur so viel war's, was man erfuhr, so daß endlich aus dem brausenden Meer von Stimmen mein Name erscholl, weil man wollte, daß ich das Telegramm verlesen sollte. Ich konnte es selbst nicht erlangen, aber sobald ich die Tribüne bestieg, brauste mir das vieltausendstimmige Hurrah und Hoch entgegen, so daß ich nicht mehr zum Worte gelangen konnte.

In der ganzen Zeit des Krieges war ja die Nachricht von Wörth diejenige, die den gewaltigsten Eindruck gemacht hat, denn damit war die Ueberlegenheit der deutschen Waffen und der preußischen Kriegsführung entschieden. Es lag ein hinreißender Zauber in dieser Nachricht: Mac Mahons, des berühmtesten der französischen Generale, Armee vollständig geschlagen, vom Kronprinzen verfolgt! — das war ein Eindruck, wie er nie wieder erreicht wurde, selbst nicht durch den Abschluß des gewaltigen Ringens bei Sedan. Und daß es mir beschieden war, das Ereigniß in solcher Weise zu feiern, wie es an jenem Tage auf dem Dresdener Waldschlößchen geschah, das ist mir die theuerste Erinnerung aus der ganzen großen Zeit geblieben. Und auch zwischen mir und der Dresdener Bevölkerung war seit jenem Tage ein festes Band geknüpft worden,

eine innerliche Verbindung, die auch bis heute noch sich erhalten hat. Ich habe dies nicht nur bei meinen späteren und wiederholten Besuchen in Dresden erfahren, sondern ich konnte es ganz besonders bei der fünfundzwanzigjährigen Gedenkfeier des Sedantages in Dresden aufs erfreulichste bestätigt finden.*) Wenn ich von der Dresdener Bevölkerung rede, so verstehe ich darunter immer den Kern derselben, den mittleren gebildeten Bürgerstand, der während meiner Dresdener Zeit auch in den städtischen Körperschaften vertreten war. In der langen Reihe von Jahren, die ich noch nach 1870 in Dresden verlebte, habe ich in diesem Kerne der Bürgerschaft eine wahrhaft deutsche Gesinnung und eine reine, freudige Hingabe an die neuen Verhältnisse im Deutschen Reich gefunden. Diese Ueberzeugung ist mir auch in jener späteren Zeit geworden, da an Stelle der Begeisterung die ruhige Erwägung und politische Einsicht getreten war. Schon seit 1866 hatte sich in der Stimmung gegen Preußen Manches geändert, wenn auch die gewonnene Erkenntniß, daß nur ein auch militärisch starker Staat die Führung in Deutschland zum allgemeinen Besten übernehmen könne, noch mit dem begreiflichen bitteren Gefühl gegen den Mächtigeren und den Sieger zu kämpfen hatte. Diese Trübung der gewonnenen politischen Einsicht war geschwunden, seitdem die Sonne des Sieges auf die gemeinsamen Kämpfer schien, die gegen den gemeinsamen Feind standen. Daß der Sachse, der einem so alten Volksstamm angehört, dabei seine Liebe und Anhänglich-

---

*) Bei der großen Gedenkfeier 1895 war von dem Vorstande des vereinigten Sängerbundes an mich nach Berlin die freundliche Einladung ergangen, in Erinnerung an die herrlichen Tage der großen Zeit mich an der Feier zu betheiligen und bei der Veranstaltung im Großen Garten am 2. September den Festvortrag zu übernehmen. Ich war der mich erfreuenden Einladung gern nachgekommen, und mußte diesmal vor einer Menge von etwa 6000 Personen sprechen. Aber die patriotische Begeisterung dieser Massen stand wirklich nicht viel hinter der von 1870 zurück.

keit dem engeren Vaterlande bewahrt, ist so selbstverständlich, daß dies Gefühl einer Rechtfertigung nicht bedarf.

Es war eine Fügung des Zufalls, daß ich gerade während der beiden entscheidendsten Kämpfe für unsere nationale Entwickelung und Läuterung meinen Wohnsitz in Dresden hatte. Der Abstand von sechsundsechzig zu siebzig war hier in dem Gesammtausdruck der Stimmung ein so gewaltiger, als ob es sich um zwei weit auseinander liegende Zeitepochen handelte — und doch lagen nur vier Jahre dazwischen.

Mit der Dresdener Bevölkerung blieb ich auch im weiteren Verlauf des großen Sommers in freudiger Gemeinsamkeit, und auch meine geharnischte Muse stand mir treu zur Seite, wenn es galt, die großen und unvergänglichen Thaten unseres Heeres zu besingen. So hatte ich auch, noch ehe unsere Armeen sich in der Richtung nach Paris bewegten, ein kleines Gedicht gemacht, das ich bei einer gelegentlichen Vereinigung patriotischer Männer aus dem Stegreif vortrug. Es lautete:

### Wind und Sturm.

Was weht von Westen her für ein Wind?
Gar schaurig rauscht's durch die Blätter.
Das sind die Franzosen, mein liebes Kind,
Die bringen uns schlechtes Wetter.
Sie kommen bei Nacht, wie der Wolf, zum Raub,
Sie machen viel Wind und machen viel Staub,
Sie heulen nach Blut und nach Beute,
Gar schlimme, raubgierige Leute.

Was braust für ein Sturm durch Deutschlands Gau'n,
Daß die alten Eichen erkrachen?
Das ist nicht Furcht, und das ist nicht Grau'n:
Das ist nur Deutschlands Erwachen!
Juchhei! nun mit Sturm auf die Windmacher los!
Du kanntest die Deutschen gar schlecht, Franzos,
Sie jagen dich heim ohne Beute,
Bis Paris bekommt Ihr 's Geleite!

—— ——

Noch sehr viele Gedichte hatte ich während der fortschreitenden Ereignisse geschrieben, so viele, daß nur ein Theil davon auch im Druck erschienen ist.*)

Auch bei den von den Dresdenern unternommenen Veranstaltungen des Wohlthuns war ich thätig geblieben. Was ich leisten konnte, war ja doch verschwindend wenig im Vergleich zu dem, was die von der Heimath so weit entfernten Braven fürs Vaterland thaten!

Bald nach dem Tage von Sedan war ich nach Berlin gefahren und erbot mich, bei den Veranstaltungen zum Besten des „König Wilhelm-Vereins“ in dem Konzertsaal des Königlichen Schauspielhauses die „Herrmannsschlacht“ von Kleist vorzutragen. Wie früher schon in München, so war auch hier der Besuch ein sehr schwacher; aber ich ließ mich nicht abschrecken von immer wieder neuen Versuchen, die gewaltige Dichtung in weiteren Kreisen zur Anerkennung zu bringen.

---

## 25. Wiener Herbsttage und „Die Herrmannsschlacht“.

Da mancher meiner gütigen Leser bei dem vorigen Kapitel dieses Buches vielleicht zu der Ansicht gekommen ist, daß ich von meiner eigenen Betheiligung an der Kriegspoesie des großen Jahres zu viel erzählt habe, so möchte ich hier noch einige Worte darüber folgen lassen, um einer Mißdeutung zu begegnen. Zunächst gebe ich die feste Versicherung, daß ich meine patriotische Lyrik mir weder als besonderes Verdienst anrechne, noch daß ich glaube, auf die Entschlüsse Moltkes damit einen Einfluß ausgeübt zu haben. Ich bin überzeugt, daß unsere Heere auch ohne meine Aufforderung nach Paris gekommen sein

*) Das obige kleine Gedicht „Wind und Sturm“ wurde nicht nur in der Lipperheideschen Sammlung abgedruckt, sondern ist auch vortrefflich von E. A. Veit komponirt worden.

würden, und daß auch ohne meine so frühe Verkündigung das neue Deutsche Kaiserreich erstanden wäre.

Wenn aber ein ganzes Volk für eine so große und allgemeine Sache sich einmüthig erhebt, so ist es ganz naturgemäß, daß bei Allen, die des dichterischen Wortes mehr oder minder mächtig sind, auch das Bedürfniß entsteht, der allgemeinen Stimmung Ausdruck zu geben. Die Dichtung selbst konnte hier nur der Widerhall sein von der allgemeinen Begeisterung. Es war der Genius des endlich bei allen Deutschen erwachten Nationalgefühls, der wie ein brausender Sturm auch die Harfen der alten Barden berührte, so daß sie ertönten, noch ehe das Schwert aus der Scheide flog. Es ist wohl auch nicht ganz werthlos, daß durch die Tausende von Gedichten jenes Jahres noch in späteren Zeiten Zeugniß gegeben werden kann von der Stimmung, die das ganze deutsche Volk ergriffen hatte. Kaum ein hervorragender oder auch nur bekannter Dichtername fehlte dabei, und selbst die älteren Dichter, die aus einer ganz anderen Epoche hervorgegangen waren, wie Freiligrath, Hoffmann, der greise Holtei und selbst der revolutionäre Herwegh, erschienen wie verjüngt auf dem Platze.

Wenn ich aus der großen Menge der Kriegsgedichte nur von mir selbst ein paar Proben mitgetheilt habe, so wird dies der autobiographische Zweck meines Buches genügend rechtfertigen. Da die Schilderungen jener Tage — in München und in Dresden — zur Vollständigkeit meiner eigenen Erlebnisse gehören, so konnte ich auch meine persönliche Thätigkeit dabei nicht verschweigen, um so weniger, als es hierbei ja noch auf einen anderen Umstand ankam als auf den fraglichen Werth der Gedichte selbst: daß ich die aus meinem eigenen tiefsten Empfinden entsprungenen Gedichte auch selber sprach, daß ich sie vor einer mehr als tausendköpfigen Menge durch das lebendige Wort auch zur unmittelbaren Wirkung bringen konnte. „Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, stille für sich lesen

ein trauriges Surrogat der Rede.“ Von der Richtigkeit dieses Goetheschen Wortes mußte ich in jenen Tagen ganz besonders überzeugt sein, da der Eindruck des lebendigen Wortes durch die gleichzeitige Mitwirkung derer, an die es gerichtet war, getragen und verstärkt wurde. Ich konnte es nach solchen Eindrücken auch mit besonders freudiger Genugthuung empfinden, daß eine Schulung der uns für die lebendige Sprache verliehenen Mittel — der Sprachorgane und der Vortragskunst — sich auch noch anderen als rein künstlerischen Zwecken dienstbar machen kann. Auch ganz abgesehen von solchen besonderen Fällen wird bei uns im Allgemeinen darauf gewiß zu wenig Werth gelegt, die Mittel der Sprache durch Schulung und künstlerische Ausbildung in ihrem Vermögen zu steigern. So wie dem uns von der Natur verliehenen Verstand die methodische Schulung des Denkvermögens zu Theil wird, so sollte man eine gleiche Aufmerksamkeit auch der lebendigen Sprache, als dem Ausdrucksmittel für Gedanken und Empfindungen, zukommen lassen, anstatt sie einzig als Nothbehelf, als Verständigungsmittel zu betrachten.

Daß meine eigene Schulung des Vortrags durch die Bewunderung für denjenigen Dichter veranlaßt wurde, bei dem die künstlerische Gestaltungskraft mit der höchsten Wahrheit der Natur verbunden ist, mußte mir sehr förderlich sein, weil bei keinem Dichter wie bei Shakespeare das Wort erst durch die lebendige Sprache zum plastischen Ausdruck kommt. Wenn übrigens der Krieg die Gedanken und Herzen Aller so ganz erfüllte, daß keinerlei andere Bestrebungen daneben Raum hatten, so war mir doch auch während des Krieges der erstaunliche Tiefblick Shakespeares durch die Erinnerung an eines seiner am wenigsten populären Dramen — an seinen König Heinrich V. — wieder recht überzeugend vor die Seele getreten. Der nationale Gegensatz der ernst und entschlossen in den Kampf gehenden Engländer zu der lächerlichen Prahlerei und Siegesgewißheit

der flunkernden Franzosen hat in dieser Shakespeareschen Historie bereits eine so köstliche und in allen Punkten so zutreffende Charakteristik gefunden, als ob dies englisch patriotische Stück erst jetzt und für unseren großen Krieg geschrieben gewesen wäre. Freilich war es bei uns nicht mit einem Sedan abgethan, wie dort mit einem Azincourt, denn Gambetta konnte leider „Armeen aus der Erde stampfen“.

Daß mit der langen Fortdauer des Krieges, der immer neue Opfer forderte, bei uns die anfängliche Begeisterung nicht auf der Höhe bleiben konnte, war natürlich, weil eben die Ausdauer nicht im Wesen der Begeisterung liegt.

Unter solchen Umständen konnte ich auch einmal über des Deutschen Reiches Grenzen hinaus mich nach einer anderen Stadt begeben, wo ich weder Begeisterung erwartete, noch zu wünschen brauchte. Im Herbste, während der schweren Kämpfe um Paris und um Orléans &c., war ich in Wien. Dort war seit ein paar Jahren mein Bruder Richard als Kapellmeister am Theater an der Wien angestellt, um bald danach die treibende Kraft für die durch Offenbachs Erfolge hervorgerufene Wiener Operette zu werden. Außer meinem Bruder fand ich aber dort auch meinen Dresdener Freund Max v. Weber, über dessen glühende Begeisterung für diesen Krieg ich schon früher berichtet habe, sowie auch über seine liebevolle Sorge um den in der sächsischen Armee gegen Frankreich kämpfenden Sohn. Durch diese Umstände war ihm der Besuch eines der intimsten Freunde seines früheren Dresdener Hauses um so willkommener geworden. Zugleich war er auch erfreut über meine Absicht, in Wien einige Shakespeare-Vorträge zu halten.

Aus einigen gelegentlichen Aeußerungen Webers über seine amtliche Stellung im Wiener Ministerium konnte ich, da er in allen Dingen sehr offenherzig war, bald entnehmen, daß er durch seine leidenschaftliche Natur sich auch hier schon mancherlei

Verdrießlichkeiten zugezogen hatte. Als ich ihn einmal in seiner Abtheilung des Ministeriums zu einer bestimmten Stunde abzuholen hatte, war es wieder sehr humoristisch, wie laut, ja mit welcher freudigen Rücksichtslosigkeit er auch hier über die „Wirthschaft“ (er gebrauchte meist sehr starke Ausdrücke) sich äußerte. Wie in seinem ganzen Wesen immer die extremsten Empfindungen zum Ausdruck kamen — in begeisterter Zustimmung oder schärfster Verurtheilung, in Liebe oder in Haß —, so kam er auch durch gewisse Meinungsverschiedenheiten oder Hemmnisse in seiner amtlichen Thätigkeit sogleich zu einer entschiedenen Verwerfung der ganzen Wirthschaft.*)

Was nun meine Shakespeare-Vorträge in Wien betrifft — die ersten, die ich außerhalb des Reiches hielt —, so konnte ich mir ja nicht verhehlen, daß auch dort die auf den Fortgang des deutsch-französischen Krieges gerichtete Spannung mir nicht sehr günstig sein werde. Dennoch war anfänglich die Bethei-

*) In späteren Jahren hatte er mir einmal eingehend darüber geschrieben, indem er den Wunsch hegte, die Mißstände in den österreichischen Regierungskreisen in einer besonderen Schrift aufzudecken; doch wollte er dies — solange er überhaupt noch in der amtlichen Stellung war — nicht unter seinem Namen. Bald danach hatte ihm der vielbesprochene Ofenheimsche Prozeß große Unannehmlichkeiten bereitet. Denn während Ofenheim die öffentliche Meinung durchaus gegen sich hatte, fühlte sich Weber durch seine Lust an der Opposition um so mehr dazu bestimmt, in seinen Aussagen als Sachverständiger die Verhältnisse so zu beleuchten, daß seine Gutachten dem Angeklagten in wichtigen Punkten günstig waren. Aber damit hatte er die Gegner in den Regierungskreisen in so übles Licht gestellt, daß er schon damals überzeugt sein mußte, in seiner Wiener Stellung nicht lange mehr bleiben zu können. — Noch 1877 hatte ich ihn in Wien abgeholt, um bei meiner ersten italienischen Reise mit ihm über Triest bis Venedig zu fahren. Kurz danach war er nach Berlin gekommen, womit ihm ein lange gehegter sehnlicher Wunsch in Erfüllung ging. Leider begann schon damals ein Herzleiden bei ihm sich fühlbar zu machen, dem er im April 1881 ganz plötzlich erlag. Ein Jahr vorher, im Mai 1880, hatte er im Auftrage der preußischen Regierung eine Reise nach Amerika angetreten und war hierbei mit mir zusammen nach London gereist, wo ich einen Monat verblieb.

ligung des Publikums eine überraschend lebhafte, und die drei ersten Vorträge — „Julius Cäsar", „Macbeth" und „Sommernachtstraum" — hatten den Saal des Akademischen Gymnasiums am Kolowrat-Ring ganz ansehnlich gefüllt, so daß ich ermuthigt wurde, einen zweiten Cyklus von drei Abenden anzukündigen. Dazwischen aber lag eine für mich sehr verdrießliche Begebenheit. Der Eindruck, den ich mit dem Vortrag des „Sommernachtstraum", insbesondere mit den Handwerkerscenen, gemacht hatte, regte die Veranstalter der Straußschen sogenannten Promenadenkonzerte dazu an, für den nächsten dieser Konzertabende mich um meine Mitwirkung zu ersuchen, indem ich zwischen den einzelnen Stücken von Mendelssohns Sommernachtstraum-Musik die verschiedenen Handwerkerscenen zum Vortrag bringen sollte. Ich hatte zuerst gar keine Lust, die vom Ganzen abgesonderten Scenen, bei denen ein großer Theil der Wirkung doch in dem starken Gegensatz zu der luftig-zarten Elfenpoesie liegt, in ein so gemischtes Programm einfügen zu lassen. Aber nachdem ich es schon bestimmt abgeschlagen hatte, wurde ich von den Herren, ganz besonders von Herrn Mosenthal, so dringend und ausdauernd darum ersucht, daß ich endlich, um der Verhandlung ein Ende zu machen, zusagte. Aber diese Nachgiebigkeit wurde mir übel gelohnt. Während der Hauptsaal von einem aufmerksamen Publikum dicht besetzt war, verursachte in den Vor- und Nebenräumen das unaufhörlich hin- und herwandelnde Publikum ein solches Geräusch, daß es mir zuletzt unmöglich wurde, mich verständlich zu machen, so daß ich nach mehrmaligem Innehalten im Vortrag denselben zuletzt mit Achselzucken abbrach und mich entfernte. Mit dieser unangenehmen Erfahrung hatte ich aber doch einen Begriff davon erhalten, was ein „Promenadenkonzert" ist. Die Herren Mosenthal ꝛc. hatten es ja schon gewußt und konnten sich also wohl sagen, daß in einer solchen Wiener Gesellschaft, die von dem Genius des Walzerkönigs beseelt war, weder Shakespeare

noch Felix Mendelssohn am Platze sein konnten. Nachdem sich dies herausgestellt hatte, hielt es Niemand für nöthig, wegen des verfehlten Arrangements sich mit einem Worte der Entschuldigung darüber zu äußern. Nur der Intendant Dingelstedt, der unmittelbar vor mir gesessen hatte, fühlte die Verpflichtung, zu mir sein Bedauern deshalb auszusprechen.

Ein anderer Zwischenfall wurde mir durch die fortschreitenden Kriegsereignisse bereitet. Die Stimmung der Wiener war, den Erfolgen der preußischen und deutschen Waffen gegenüber, eine getheilte geblieben. Dies konnte ich auch in den Redaktionen der großen Zeitungen, namentlich der „Neuen Freien Presse“, wahrnehmen. So hatte es während der schweren Kämpfe um Orléans bei Einzelnen Freude erregt, als die Nachricht kam, daß die Bayern genöthigt wurden, Orléans wieder aufzugeben. Da wurde von Einem dem Anderen zugerufen: „Schon gehört? Die Preußen haben Schläge 'kriegt!“ Daß es nun aber die Bayern waren, die sich zurückziehen mußten, veranlaßte einzelne ganz besonders erleuchtete Politiker, der preußenfeindlichen Stimmung noch stärkeren Ausdruck zu geben. An dem Tage, da ich abends „Coriolan“ zu lesen hatte, war ich mittags in einem großen Restaurant. Da war einer der Gäste hereingekommen, um an dem mir benachbarten Tische den Leuten mit leidenschaftlicher Heftigkeit auseinanderzusetzen: die Bayern seien nur ein Opfer der preußischen Niederträchtigkeit geworden, und er bekräftigte dies mit der schönen Phrase: „Es giebt keine Infamie, deren die Preußen nicht fähig wären!“ Also der preußische Generalstab hatte absichtlich eine Niederlage herbeigeführt, um seine Verbündeten zu schädigen! Der Herr fand diese ungeheure Dummheit so geistreich, daß er sie, von einem Tisch zum anderen gehend, wiederholt herauskrähte. Es war für mich nicht angenehm, dies ruhig mit anhören zu müssen; aber was wollte ich machen? Mit Narren und Fanatikern ist nicht zu streiten;

auch konnte ich wahrnehmen, daß der Herr für seine Auffassung der preußischen Strategie nicht viel Zustimmung fand, und er würde sie bei unseren heutigen Verbündeten wohl noch weniger finden.

Man wird aber aus diesen Mittheilungen wohl erkennen, daß ich für den letzten meiner Vorträge und das dafür gewählte deutsch-nationale Thema nicht mit Sicherheit auf ein begeistertes Publikum rechnen konnte. Es war nämlich wiederum das Kleistsche Drama „Die Herrmannsschlacht“, mit dem ich meine Vorträge abschließen wollte. Zum dritten Male hatte ich es damit versucht, aber auch diesmal war die Betheiligung des Publikums so äußerst gering, daß ich die Zuhörer hätte zählen können. Der Wiener Tagespresse kann ich nicht vorwerfen, daß sie mich dabei nicht unterstützt habe, denn sie suchte vorher die Bedeutung des Dramas den Lesern eindringlichst klar zu machen. Aber trotz des vergeblichen Bemühens hatte ich meinen Wagemuth wegen eines besonderen Umstandes nicht zu bereuen: mehr als die Hälfte meiner Zuhörer waren deutsche Studenten, die den Besuch dieses Vortrags als eine nationale Kundgebung betrachtet hatten. Und mit welcher Freudigkeit sie diese Gelegenheit ergriffen, das zeigte sich am Abend in der stürmisch begeisterten Aufnahme, die sie der großen Dichtung bereiteten. Ich hatte meine spätere Theaterbearbeitung schon damals in der Einrichtung des Vortrages skizzirt, und ich schloß ihn auch mit den von mir dem Text des Dichters hinzugefügten Worten des Herrmann:

> Wer aber wollt' es wagen, deutsches Land
> Aufs Neue beutegierig anzutasten,
> Wenn Alle wir fortan zusammenstehn,
> Die Hüter eines Hauses, eines Friedens.

Man hat in der Kritik späterhin mich wegen dieses eigenmächtigen Zusatzes scharf getadelt. Man wird aber aus obigen Mittheilungen erkennen, daß die Worte bei meinen Vorlesungen

zu dem agitatorischen Zweck derselben gehörten. Die Studenten verübten denn auch nach diesen meinen Schlußworten einen solchen donnernden und anhaltenden Beifallslärm, als wollten sie mich überhaupt nicht mehr aus dem Saale lassen, denn immer und immer wieder mußte ich vor dem Rednerpult erscheinen.

Ich konnte also in dieser Hinsicht auch mit dem Erfolg meiner letzten Vorlesung, trotz des so geringen Besuches, ganz zufrieden sein. Für das Drama selbst blieb mir freilich die Hauptsache noch zu wünschen übrig: dasselbe auch auf die Bühne zu bringen, nicht nur wegen seiner patriotisch-politischen Bedeutung, sondern auch um seines dichterischen Werthes willen. Gerade im lauten Sprechen der Kleistschen Dichtung empfindet man die dramatische Kraft, die diesem Dichter innewohnt, trotz der nicht in Abrede zu stellenden krankhaften und verletzenden Ausschweifungen. Selbst seine häufig sehr schwülstige Sprache, deren Periodenbau besonders in der „Herrmannsschlacht" manchmal wahrhaft ungeheuerlich ist, hat doch eine hervorragend plastische Ausdrucksfähigkeit.

---

Ich bin, wie ich hier gleich bemerken will, keineswegs der Erste gewesen, der es unternahm, die Herrmannsschlacht für die theatralische Aufführung einer Bearbeitung zu unterziehen. Schon zehn Jahre vorher hatte Feodor Wehl den Versuch damit gemacht, und ich habe am Neujahrstage 1861, als ich zufällig in Dresden zum Besuche war, der ersten Aufführung beigewohnt. Das Stück wirkte wohl ganz eigenartig, aber doch mehr befremdlich als packend, obwohl Dawison den Herrmann spielte und die Bayer-Bürck die Thusnelda. Der Hauptfehler in Wehls Bearbeitung lag darin, daß er einestheils zu wenig, anderentheils zu viel gethan hat. Während er manche der abstoßendsten Züge darin bestehen ließ, hatte er andererseits in die Sprache Manches eingefügt, das allzu deutliche Beziehungen

auf die Zeit und die Bestrebungen des Nationalvereins enthielt, so daß die großartige dichterische Tendenz einen Nebengeschmack bekam und dadurch eine Schwächung erlitt. Die Dresdener Aufführung konnte sonach nur die Bedeutung eines Experimentes haben, das ohne nachhaltige Folgen blieb. Zu den dafür schon angedeuteten Ursachen kam aber noch als eine sehr wesentliche: daß es eben eine andere Zeit war — und in dieser Beziehung bin ich freilich glücklicher gewesen.

Schon bevor ich in Wien ernstlich an die vollständige Theaterbearbeitung gegangen war, hatte ich an den Intendanten v. Perfall nach München geschrieben, indem ich — an eine von ihm schon früher zu mir gemachte Bemerkung erinnernd — ihn befragte, ob es noch sein Wunsch sei, die „Herrmannsschlacht“ in einer Bearbeitung von mir aufzuführen. Perfall antwortete mir umgehend (am 4. Oktober) aus München:

„Besten Dank für Ihr liebenswürdiges Anerbieten. Ob ich es acceptire!! Ich greife mit beiden Händen danach — schicken Sie mir es so bald als möglich, und Sie sollen ebenso rasch die Freude haben, daß ich dies herrliche Werk in Scene gehen lasse.....“

Nach der so schnellen und freudigen Entschließung dieses trefflichen Mannes konnte ich um so muthiger die Arbeit fortsetzen und das fertige Buch noch im Spätherbst nach München schicken. Perfall schrieb mir hoch befriedigt darüber und ging mit Feuereifer an die Einstudirung, so daß schon am 6. Januar 1871 in München die erste Aufführung stattfand und einen „vollkommen durchschlagenden Erfolg“ hatte, wie mir telegraphirt wurde, denn ich selbst konnte leider nicht dort sein. Der sehr begabte Rüthling spielte den Herrmann, Clara Ziegler die Thusnelda und Dahn (der Vater von Felix Dahn) den Marbod. Für den wuchtigen Bardenchor, mit dem ich in meiner veränderten Akttheilung (die bei Kleist in der That ganz unzweckmäßig ist) den vierten Akt am wirksamsten schloß, hatte Franz

Wüllner, damals Kapellmeister in München, eine Musik in erhabenem Stil geschrieben, die den großartig dramatischen Moment vielleicht etwas zu sehr ins Opernhafte geleitet haben mag, aber zweifellos sehr wirksam war. Von den kleineren zur Handlung nöthigen Musikstücken war besonders das Marschmotiv beim Einzug der Römer durch die Einfachheit sehr charakteristisch komponirt. Erst vier Jahre später, nachdem die Herrmannsschlacht durch die Berliner Aufführung allgemeine Verbreitung fand, hatte ich mir die Wüllnersche Musik kommen lassen; aber nur ein einziges von den vielen Theatern, wo das Drama jetzt Eingang fand, hatte die Musik zur Ausführung gebracht.

Indem ich hiermit schon auf die späteren Aufführungen hingewiesen habe, will ich auch darüber sogleich einiges Weitere berichten; denn wenn ich damit auch in der Zeit um mehrere Jahre vorgreife, so gehört es doch zur Vervollständigung des schon Mitgetheilten und ist außerdem bezeichnend für die theatralischen Verhältnisse.

Trotz des Münchener Erfolges hatte die Berliner Intendanz sich jahrelang nicht zur Annahme des Stückes entschließen können, weil sie nicht das geringste Vertrauen dazu hatte. Nach meinen wiederholten Anfragen in der Intendantur, so oft ich von Dresden nach Berlin gefahren war, sprach Herr v. Hülsen sich zu mir ganz unumwunden gegen das Drama aus, wenn er auch zugestand, daß ich vieles Verletzende darin gemildert und das Ganze sehr bühnengerecht gemacht habe. Aber ihm war die ganze Kleistsche Auffassung des Herrmann, als eines verschlagenen, hinterlistigen und dabei doch barbarischen Menschen, höchst antipathisch. Die selbständige dichterische Auffassung stand eben zu sehr im Widerspruche mit der in uns lebenden Vorstellung des biederen deutschen Recken. Aber auch mit der germanischen Kriegsführung, mit dem organisirten Volkskrieg, konnte sich Hülsen nicht befreunden, weil ihm die

Erinnerung an das von den Franzosen gegebene Beispiel der Franktireurs zu nahe lag und ihm bedenklich erschien. Dies ist nicht etwa eine bloße Annahme von mir, sondern er sprach dies Bedenken ganz offen zu mir aus. Aber nicht nur Herr v. Hülsen zeigte mir seine Abneigung gegen das Stück; auch sein dramaturgischer Berather, mein alter Freund Dr. Ullrich, konnte sich nicht dafür erwärmen, weil er einen wirklichen theatralischen Erfolg davon nicht erwartete. So blieb das Stück, das ich hatte drucken lassen, von Jahr zu Jahr liegen, und auch nicht eine einzige andere Bühne war dem so muthig vorangehenden Münchener Theater gefolgt.

Da wurde mir im Sommer 1874 von zwei Freunden, die zu dem Meininger Hofe in freundlichen Beziehungen standen — es waren Ernst Dohm und Karl Frenzel —, die Mittheilung gemacht, daß der Herzog von Meiningen meine Bearbeitung des Kleistschen Dramas zur Aufführung vorbereite. Es waren in Berlin bereits Felle für die Germanen eingekauft worden und natürlich waren auch verschiedene Werkstätten für Herstellung der „historisch getreuen“ Waffen thätig. Die Meininger wollten bei ihrem nächsten Gastspiel in Berlin, im Frühjahr 1875, mit dem Stücke erscheinen, und daß es sich um meine Bearbeitung dabei handelte, erfuhr ich auch daraus, daß die Meininger Intendanz von meiner im Buchhandel (bei Lipperheide) erschienenen Ausgabe des Buches sich eine große Anzahl von Exemplaren hatte kommen lassen.

Wenn mir nach meinem so langen vergeblichen Harren dies auch erfreulich sein mußte, so empfand ich darüber doch auch zugleich etwas Unmuth, erstens wegen meiner alten Anhänglichkeit für das Berliner Königliche Theater und zweitens auch deshalb, weil die Meininger die Aufführung vorbereiteten, ohne es für nöthig zu halten, mich davon in Kenntniß zu setzen.

Ich theilte deshalb das Meininger Vorhaben brieflich dem Direktor des Königlichen Schauspiels, Regisseur Hein, mit, und

zwar in der Hoffnung, daß das Berliner Königliche Theater bei einem solchen Werke des größten brandenburgisch-preußischen Dichters sich nicht durch ein auswärtiges Theater in Berlin den Vorrang würde streitig machen lassen.

In dieser meiner Erwartung hatte ich mich auch nicht getäuscht, denn schon sehr bald darauf erhielt ich die schriftliche Anzeige, daß die „Herrmannsschlacht“ zur Aufführung angenommen sei.

Zu diesem Entschluß war man also nach mehrjährigem Zögern nur bestimmt worden, um der drohenden Meininger Aufführung zuvorzukommen.

Im Januar 1875 erhielt ich in Dresden vom Regisseur Hein aus Berlin die Anzeige, auf welchen Tag die erste vollständige Theaterprobe angesetzt sei. Ich reiste deshalb nach Berlin und konnte sehr bald wahrnehmen, daß an einen wirklichen Erfolg des Stückes auch jetzt noch Niemand glaubte, weder in der Intendantur noch unter den Schauspielern. Bei den Letzteren herrschte der beim Theater verbreitete Glaube, daß Stücke in römischem Kostüm „nichts machen“. Selbst ein so gebildeter und tüchtiger Künstler wie Kahle, der den Varus zu spielen hatte, theilte diese Meinung. Ludwig und Berndal, Beide mir befreundet, waren für ihre Rollen, des Herrmann und des Marbod, zwar begeistert und setzten ihre ganze Kraft daran, aber an einen großen und nachhaltigen Erfolg konnten auch sie nicht glauben. Nach der ersten Theaterprobe, bei der noch Alles im Argen lag, sagte ich zu Hein, ich würde jetzt nach Dresden zurückfahren, um dann zur letzten Probe mich wieder einzufinden. Hein erwiderte darauf etwas verwundert: „Ja, mein Lieber, die Aufführung soll ja aber schon am Montag sein.“ Das war am dritten Tage nach der ersten Probe, und bei einem so sehr schwierigen Stück! Das schien mir nicht möglich. Aber Hein beschwichtigte mich mit der Versicherung, es würde Alles ganz gut gehen. So fand denn am Tage vor

der Aufführung die angebliche „Generalprobe“ statt, mit fortwährenden Unterbrechungen und nicht einmal in vollständigem Kostüm. In der Erinnerung daran muß ich hier doch anerkennen, daß es mit dem gegenwärtigen Theater, bezüglich der sorgfältiger gehaltenen Proben, um Vieles besser bestellt ist, als es damals war.

Herr v. Hülsen war ein liebenswürdiger Mann, arbeitsam, gewissenhaft und gerecht. Aber er war bereits seit vierundzwanzig Jahren Intendant, war bereits etwas müde und erkannte nicht mehr die Uebelstände, die ein solcher eingetretener Schlendrian mit sich zu bringen pflegt. Nun gar bei einem Stück wie dieses, zu dem er weder Liebe noch Vertrauen hatte. Als am Tage der ersten Aufführung — am 19. Januar — für einzelne Theile des Stückes noch eine „Scenenprobe“ gemacht werden mußte, ging ich vormittags nach der Intendantur, wo Ullrich verlegen zurückhaltend war, wie Jemand, dem es peinlich ist, über einen voraussichtlichen Mißerfolg zu sprechen. Als ich beim Hinausgehen Herrn v. Hülsen begegnete und ihm bemerkte, ich wolle noch einmal zur Scenenprobe ins Theater, erwiderte er mit einem Ton, als wolle er die Verantwortung von sich ablehnen: „Nun, was von unserer Seite geschehen konnte, ist geschehen.“ Das, was er höflich verschwieg, ergänzte ich mir: aber es ist eine völlig verlorene Sache.

Und nun kam der Abend. Obwohl die Vorstellung erst zwei Tage vorher angezeigt war, hatte sich doch ein zahlreiches Publikum eingefunden. Erst im zweiten Akte, bei der köstlichen Unterredung des Herrmann (Ludwig) mit Thusnelda (Fräulein Erhardt), fing das Publikum an, sich für die eigenartige Auffassung der Charaktere stärker zu erwärmen, und spendete am Schluß des Aktes Beifall. In der Zwischenpause bemerkte zu mir ein Freund: „Die Stimmung ist noch etwas kühl.“ Ich sagte: „Warte nur den nächsten Akt ab, das wird schon anders werden.“

Und es wurde anders. Die wundervolle Scene des Marbod mit den beiden Knaben — von Berndal ganz herrlich gespielt — machte einen Eindruck, daß im Publikum ein wahrer Sturm des Beifalls losbrach. Es war dies eine in die Tiefe des Gemüthes dringende Wirkung, wie sie nur ein wahrhafter Dichter erreichen kann. Die Begeisterung, die vom Augenblicke dieser Erkenntniß die gesammte Zuhörerschaft ergriffen hatte, erregte in mir sogar schon die Besorgniß, daß die Wirkung des ganzen dritten Aktes eine zu starke gewesen sei, weil ich den stärksten Eindruck für den vierten Akt, mit dem Aufbruch zur Schlacht, berechnet hatte. Der Bardenchor war von meinem alten Jugendfreunde dem Musiker L. Schlottmann ganz angemessen komponirt worden. Aber die Ausführung war schon auf den paar Proben eine so unter aller Würde schlechte, daß ich fürchtete, der Akt, und damit das ganze Stück, würde daran scheitern. Da kam mir noch auf der letzten Probe ein glücklicher Gedanke. Weil ich bemerkte, daß Ludwig als Herrmann Schwierigkeiten hatte, die nach der ersten Strophe des Gesanges ihn ergreifende innere Bewegung richtig zum Ausdruck zu bringen, wie es Kleist vorgeschrieben hatte, und da außerdem bei dem elenden Gesang von den herrlichen Worten nichts zu verstehen war, schlug ich Ludwig vor, die letzten vier Zeilen der Strophe vor sich hin mit gesteigerter Ergriffenheit zu wiederholen. Ludwig war entzückt davon, wir bestimmten den Regisseur, die Scene mit dieser Veränderung nochmals zu probiren, und so wurde sie gemacht. Diese Eigenmächtigkeit sicherte mir den ganzen Akt; denn Ludwig hatte die Worte kaum zu Ende sprechen können, als die Begeisterung des gesammten Publikums bereits in tosendem Beifall sich kund that. Und so blieb die erhobene Stimmung bis zum Schlusse des ganzen Dramas. Es war ein so vollständiger Erfolg, eine so gewaltige Wirkung, wie ich sie bis dahin im Schauspielhause kaum je erlebt hatte.

Als ich am anderen Vormittag in dem Intendanturbureau erschien, gratulirte mir Herr v. Hülsen und erklärte mir in seiner liebenswürdig freimüthigen Weise: „Ich gestehe Ihnen, daß ich mich über die Wirkung des Stückes vollständig getäuscht hatte.“

Das kann nun thatsächlich dem allererfahrensten Intendanten oder Regisseur begegnen. Aber mein alter Freund Ullrich blieb auch nach dem großen Erfolg noch der Meinung, derselbe könne kein nachhaltiger sein.

Auch darin hatte er sich entschieden geirrt, denn die so lange unbeachtet gebliebene Dichtung wurde ein „Kassenstück“ ersten Ranges; bis zum Beginn der Sommerferien wurde es in jeder Woche drei- oder viermal aufgeführt, und fast jedesmal war das Theater schon am Vormittag ausverkauft.

Hiermit war Kleists „Herrmannsschlacht“ für alle deutschen Bühnen gewonnen, und nicht nur in Deutschland, sondern auch außerhalb — in Riga und selbst in Amerika — wurde sie in meiner Bearbeitung gegeben. Die Leitung des Meininger Hoftheaters war nun aber in große Verlegenheit gekommen, denn da sie meine Bearbeitung als Grundlage genommen hatte, durfte sie das Stück in dieser Gestalt, für die das Hoftheater das ausschließliche Recht erworben hatte, in Berlin nicht aufführen. Die ihnen daraus erwachsende Verlegenheit war aber um so größer, als man an die Ausstattung schon bedeutende Kosten gewendet hatte und mit dem Stücke einen Haupttrumpf ausspielen wollte. Die Gattin des Herzogs, die zur Aufführung nach Berlin gekommen war, hatte mich deshalb durch Dohm um eine Unterredung nach der Vorstellung bitten lassen, um meine Meinung darüber zu vernehmen. Ich sagte meine Vermittelung bei Herrn v. Hülsen zu, und dieser hatte, auf meine ihm deshalb gemachte Vorstellung hin, mir ohne Zögern die schriftliche Erklärung der Generalintendanz gegeben, daß sie von dem der Königlichen Bühne zugesicherten „ausschließlichen Auf-

führungsrecht“ auf meinen Wunsch Abstand nehmen und gestatten wolle: „daß die Schauspieler des Meininger Hoftheaters bei ihrem hierorts beabsichtigten Gastspiel und bei etwaiger Aufführung der »Herrmannsschlacht« von Kleist sich Ihrer Bearbeitung bedienen.“

Da aber das Königliche Schauspiel den Meiningern zuvorgekommen war, so hatten diese um so mehr Grund, trotz der umfänglichen Benutzung meiner Bearbeitung, die sie auch stets auf dem Theaterzettel anerkannten, zwei jener grausamen Scenen, die für den patriotischen Haß des Dichters und für seine Zeit gewiß sehr bezeichnend sind, die ich aber im Interesse der Gesammtwirkung beseitigt hatte, wiederherzustellen. Mir war es zunächst nur darauf angekommen, das gewaltige Drama mit aller Vorsicht dem Theaterpublikum erst zugänglich zu machen. Ist dieser Zweck erst erreicht, so wird man dem Dichter allmählich auch Alles zurückgeben können, was ihm gehört. So ist es mit allen Dramen Shakespeares gewesen, und so ist es auch Kleist selber mit seinem „Käthchen von Heilbronn“ ergangen, das für die Bühne erst durch die allerdings sehr anfechtbare Bearbeitung von Holbein zu dauerndem Erfolg gebracht wurde. Nachdem für die „Herrmannsschlacht“ auch das Theaterpublikum vollständig gewonnen war, konnte es mir ganz recht sein, wenn die Meininger einzelne Scenen aus dem Urtext auch meiner Bearbeitung wieder einfügten. Ich will auch offen bekennen, daß ich für den Dichter zu ängstlich besorgt war, und daß ich heute einzelne meiner Veränderungen für unnütz und auch für tadelnswerth halte. Es war aber auch nur meine Liebe für das dichterische Werk, die mich zu einzelnen Fehlgriffen verleitete. Trotz dieses Zugeständnisses muß ich aber sagen, daß mir die abscheuliche Abschlachtung des Varus und der Auftritt mit Septimius auch heute noch als grausame Uebertreibungen, und zwar im echt Kleistschen Geiste, unangenehm geblieben sind. Selbst die erste Meininger Aufführung in Berlin gab mir

Recht darin, denn die Varus-Scene wurde vom Publikum entschieden abgelehnt.*)

Wenn ich in dem Vorstehenden auch einige Nebenumstände persönlicher Art berührt habe, so geschah es, weil sie für die Theatergeschichte überhaupt bezeichnend sind. Für mich blieb bei alledem die Hauptsache, daß die „Herrmannsschlacht“ auch für den Dichter gewonnen war. In meinen dahin gerichteten Bemühungen brauchte ich das Edelweiß des Erfolges nicht von steilen und gefährlichen Felsenhöhen herabzuholen — ich hatte nur, im festen Vertrauen auf das endliche Gelingen, einige Ausdauer gezeigt.

---

Indem ich nach dem Vorausgreifen um mehrere Jahre wieder auf das Jahr 1870 und damit zugleich nach Dresden zurückkehre, habe ich noch einer schönen Feier aus der Kriegszeit zu gedenken, für die ich wiederum von der Dresdener Liedertafel um meine Mitwirkung ersucht worden war. Die Feier, an einem der letzten Tage des Dezember, bestand in einer Weihnachtsbescheerung für die Kinder der braven Soldaten, die im Felde standen und also nicht wie sonst das schönste Familienfest den Ihrigen bereiten konnten. Der Gedanke war so schön, daß es mir wieder eine Herzenssache sein mußte, bei der Ausführung mitzuwirken.

In dem sehr großen Saale des Gewerbhauses waren um den in der Mitte stehenden, von Lichtern erglänzenden riesigen Christbaum acht lange Tafeln für 224 Kinder bestimmt, denen

*) Die Meininger Direktion ließ später die auf ihren Gastspielreisen aufgeführten Stücke so drucken, wie sie von ihr eingerichtet und gespielt waren. Bei der „Herrmannsschlacht“ hatte man versäumt, die Benutzung meiner Bearbeitung, die noch immer sehr erheblich war, auf dem Buchtitel anzuzeigen. Dies wäre mir ganz gleichgültig gewesen, wenn diese Unterlassung nicht auch das Berliner Königliche Schauspiel zu einem Verfahren verleitet hätte, gegen das ich entschiedenen Einspruch erheben mußte.

die Gaben, wie sie eben das Christfest bringt, bereit gelegt waren. Schon der Einzug der großen Schaar von Kindern machte einen rührenden, ja ergreifenden Eindruck. Nach den Gesängen hatte ich die Rednertribüne zu besteigen, um dem Sinn der Feier auch den ihr zukommenden poetischen Ausdruck zu geben. Für diesen besonderen Zweck hatte ich drei Gedichte: „Deutsche Weihnachten 1870" verfaßt. Es waren drei Bilder, von denen die beiden ersten das Weihnachtsfest in der Heimath schilderten, während ich in dem dritten und längsten eine Darstellung der „Weihnacht im Felde" gab, die mit den Versen schloß:

Und wer an seine Theuern denkt,
Die er daheim gelassen —
Er sei getrost, das Vaterland
Wird liebend sie umfassen;
Auf daß auch heut' dies hohe Fest
Den Zauber nicht verliere
Und in des Hasses blut'gem Kampf
Die Liebe triumphire!

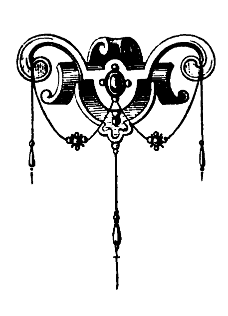
Es war ja nicht schwer, bei der herrschenden Stimmung in dieser Versammlung mit den Gedichten einen starken Eindruck zu machen. Für mich selbst aber war es ein wohlthuendes Gefühl, daß ich mit dieser Feier der allgemeinen Menschenliebe auch meine Feldzüge des großen Jahres beschließen konnte.

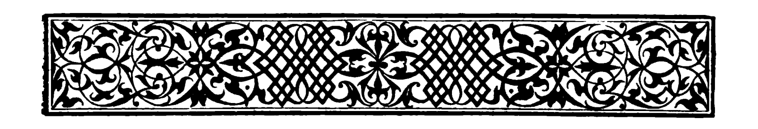
Erst im nächsten Sommer hatte ich mich wieder an dem festlichen Empfang der nach Dresden zurückkehrenden Truppen zu betheiligen, indem ich auf Ersuchen des Magistrats für die dazu auserlesenen Jungfrauen ein paar kurze poetische Ansprachen verfaßte.

Aber ob sächsisch, preußisch, bayerisch oder schwäbisch rc. — für die Huldigung des Einen, der als der Kaiser des neuen Deutschen Reiches zurückkehrte, gab es keinen Stammesunterschied mehr. Er mußte schwinden bei dem staunenden Aufblick zu

der reinen und erhabenen Größe dieses idealen Herrschers und königlichen Helden. Die ihm zugewendete Liebe und Verehrung galt nicht allein dem kraftvollen Schützer und Einiger des Vaterlandes — sie war in der Einmüthigkeit eines ganzen Volkes auch der Ausdruck und der Einigungspunkt seines sittlichen Empfindens.

Wer eine große Zeit wie diese erlebt hat, und wem ein solches Glück auf der Mittagshöhe seines Lebens zu Theil geworden ist, der kann dies als eine besondere Gunst des Schicksals hinnehmen. Denn in dem Rückblicke auf die miterlebten Zeiten so langen Sehnens und vergeblichen Ringens muß er den Werth der kostbaren Gabe um so höher zu schätzen wissen, und jene große Zeit hat über sein ganzes ferneres Dasein einen Glanz ergossen, der auch durch mancherlei bedrohliche Störungen und Irrungen der Folgezeit nicht geschwächt oder gar ausgelöscht werden kann. Noch hat „der Neid der Götter" uns nichts wirklich Böses angethan. Daß aber „des Lebens ungemischte Freude" keinem Irdischen zu Theil wird, bezeichnet sowohl den Inhalt wie auch die Bedingung des menschlichen Lebens.





# Schlußkapitel.

## Aus neuerer Zeit: Persönliches und Allgemeines.

Mit der in dem Jahre unserer nationalen Wiedergeburt erfolgten großartigen Umgestaltung der politischen Verhältnisse ist das vorliegende Buch, soweit es die Schilderung von „Zeiten und Menschen“ betrifft, als abgeschlossen zu betrachten. Der Inhalt meines eigenen Lebens war freilich damit keineswegs erschöpft; ja, ich kann sogar sagen, daß erst seit jenem Wendepunkte in unserem nationalen Dasein auch für mich die Zeit einer geordneteren und zielbewußteren Thätigkeit begann. Um aber die Ausdauer meiner Leser nicht auf eine gefährliche Probe zu stellen, will ich in diesem Schlußkapitel nur eine gedrängte Uebersicht meines ferneren Lebens und Schaffens geben. Trotz der mannigfaltigen Thätigkeit, die auch diese letzte Periode meines Lebens kennzeichnet, wird man dennoch aus der Summe meiner Bestrebungen das Bild eines ruhigeren und gleichmäßigeren Fortschritts erhalten.

Zunächst hatte ich noch für eine ganze Reihe von Jahren meinen Wohnsitz in Dresden behalten, im Zusammenleben mit meiner Mutter und jüngsten Schwester. Da ich auch in Dresden von Jahr zu Jahr meine öffentlichen Vorlesungen fortsetzte, so mußte ich daran denken, das Gebiet derselben durch Aufnahme anderer dichterischer Schöpfungen, neben Shakespeare und Goethe, zu erweitern. Es war dabei mein Bestreben, weniger bekannte Dichtungen zu wählen, um

solche dem Publikum näher zu bringen. Wegen ganz besonderer damit verknüpfter Umstände will ich nur eines solchen Versuches hier Erwähnung thun.

Ich hatte nämlich im Herbst 1873 den sehr kühnen Entschluß gefaßt, aus verschiedenen Gesängen von Dantes „Hölle“ durch schickliche Verbindung von ergänzenden und zugleich erläuternden Zwischentheilen einen Vortrag zu formen, der wenigstens von diesem ersten Theile der Dichtung annähernd einen Eindruck geben könne. Trotz der großen Schwierigkeiten dieses Unternehmens sagte ich mir, daß bei einer solchen Dichtung von Weltruf, die aber nicht nur gelesen, sondern auch studirt sein will, eine derartige Vermittelung sehr dankbare Aufnahme finden würde. Einen unmittelbaren Antrieb dazu erhielt ich von meinem alten Berliner Bekannten Wilhelm Krigar, der sich für einige Zeit in der Neustadt Dresden niedergelassen hatte und hier eifrig an seiner neuen Dante-Uebersetzung arbeitete. Er hatte es dabei unternommen, die „Göttliche Komödie“ getreu im Versmaße des Originals, das heißt durchgängig in den weiblichen Reimen der Terzinen, wiederzugeben, was für die deutsche Sprache nur sehr schwer durchführbar ist. Da er gern selbst einmal hören wollte, wie seine Verse klingen, bat er mich, ihm ein paar Gesänge daraus vorzulesen, und er war von dem Eindruck so befriedigt, daß er dadurch für die Fortsetzung seiner Arbeit neuen Muth gewann. Nachdem ich mit der Ausarbeitung meines Vortrages monatelang beschäftigt gewesen, zeigte ich denselben unter der Bezeichnung „Aus Dantes Hölle“ an. Für die einzuflechtenden Theile aus der Dichtung selbst hatte ich die vielen schon vorhandenen Uebersetzungen verglichen, um soweit als möglich die Treue des Urtextes mit der Klarheit und dem Wohlklang des Ausdrucks zu verbinden. Zu den namhaften Uebersetzern und Erklärern Dantes gehörte bekanntlich auch der gelehrte König Johann (unter dem Namen Philalethes), und eben in dieser

Zeit lag der König in Pillnitz hoffnungslos danieder, so daß — nachdem mein Vortrag bereits angezeigt war — sein Tod jede Stunde zu erwarten stand. Am 28. Oktober konnte ich im Hôtel de Saxe den Dante-Vortrag unter großem Andrang des Publikums, namentlich der höheren Gesellschaftskreise, noch halten, und am folgenden Tage war der König von Sachsen aus dem Leben geschieden.

Dem großen Interesse, das mein Versuch erregt hatte, entsprach aber die künstlerische Wirkung keineswegs. Abgesehen von der unserem ganzen Empfinden so fern liegenden Dichtung selbst, konnte ich in der Form des Ganzen den Stoff nicht bewältigen, weil ich, um die vorgetragenen Theile der Dichtung verständlich zu machen, dazwischen zu viel zu erzählen und zu erläutern hatte. Zwar mußte ich in Dresden, da am ersten Abend der Raum des Saales bei Weitem nicht ausreichte, den Vortrag noch einmal wiederholen, und hatte danach auch in Leipzig (im Saale des alten Gewandhauses) einen erneuten Versuch gemacht. Weil ich aber selbst das Unbefriedigende des Vortrags empfand, gab ich die weiteren Versuche damit auf.

Was den Fortgang meiner sonstigen Vorlesungen betraf, so lag es meiner wenig spekulativen Natur sehr fern, darauf hin nach der Landkarte zu reisen, um — nach dem nun zur Wahrheit gewordenen Arndtschen „Das ganze Deutschland soll es sein“ — die verschiedenen Gebiete abzugrasen. Ich richtete mich bei der Wahl der Städte nur nach den vorhandenen persönlichen Beziehungen oder nach mir gewordenen Einladungen, die mir namentlich von Vereinen immer zahlreicher zugingen.

Durch persönliche Beziehungen war ich auch schon Ende des Winters 1872 veranlaßt worden, einen großen und zugleich sehr erfolgreichen Ausflug ins Ausland zu machen, und zwar nach Rußland. Zunächst war es die livländische Hauptstadt Riga, wo ich eine so warme Aufnahme und eine so andauernde Theilnahme fand, daß ich volle sieben Wochen dort

in den angenehmsten Verhältnissen verweilen konnte. Noch zweimal war ich in den folgenden Jahren nach Rußland gereist, 1873 nach Petersburg und Reval, dann 1874 zum zweiten Male nach Riga, um von dort aus auch endlich meinen pflichtschuldigen Besuch der Universitätsstadt Dorpat zu machen. Ich sage „pflichtschuldig", denn jeder Deutsche in den russisch-baltischen Städten betrachtete eine solche, der damals noch „deutschen" Universität darzubringende Huldigung als selbstverständlich. Da für meine Fahrt nach Dorpat (Anfang März) nicht auf allen Wegstrecken Schneebahn war, mußte ich abwechselnd im Schlitten und in einem Marterkasten von Wagen fahren. Nachdem ich zunächst in Wenden infolge wiederholter Einladung einen Vortrag gehalten hatte, setzte ich früh morgens 4 Uhr meine Reise fort, um am Abend 9 Uhr in Dorpat einzutreffen, wo ich dann durch die sehr herzliche Aufnahme für die Beschwerlichkeiten der Fahrt reichlichst entschädigt wurde.

Abgesehen von den vielen angenehmen Eindrücken und gesammelten Lebenserfahrungen haben meine drei russischen Feldzüge noch etwas Anderes und Wichtiges zur Folge gehabt: daß die materiellen Erträgnisse mich in die glückliche Lage versetzten, auf dem heimathlichen Boden mich mit größerer Muße solchen litterarischen Arbeiten zu widmen, die eine mehrjährige Ausdauer erfordern, und bei denen deshalb das darauf verwendete Arbeitskapital erst eine späte Verzinsung erwarten läßt.

Von kleineren Arbeiten waren zunächst, außer einigen längeren Feuilletons für größere Zeitungen und Monatsschriften, ein paar dramaturgische Abhandlungen in der von Holtzendorff herausgegebenen Sammlung „gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" erschienen. Außerdem gab ich unter dem Titel „Poetische Abende" ein Buch heraus, in dem die vorzüglichsten lyrisch-epischen Dichtungen nach einem besonderen System zusammengestellt waren, zum Zwecke des mündlichen

Vortrags und eingeleitet durch eine Abhandlung über Sprache und Vortrag. Der umfangreiche Band war 1874 in dem alten Leipziger Verlag von Veit & Comp. erschienen, hatte leider das Schicksal, wegen Auflösung des Verlagsgeschäftes in andere Hände überzugehen, wonach mein Buch in den Antiquariatshandel gelangte und jetzt vergriffen ist. Vor dem Erscheinen meiner „Poetischen Abende" hatte ich jedoch die Abhandlung „Ueber Rhythmik der Sprache und Vortrag" als Inauguraldissertation der Universität Jena eingereicht und damit die Doktorwürde erlangt. Zu diesem Schritte hatte mich weder Eitelkeit noch Ehrgeiz veranlaßt, sondern ein ganz äußerlicher und scheinbar gleichgültiger Umstand. Wohin ich nämlich meiner Vorträge wegen kam, wurde ich stets „Herr Doktor" angeredet, zuweilen auch als Professor, noch ehe ich Beides war. Die erste Titulatur jedesmal ablehnen zu müssen, wurde mir lästig, sie aber stillschweigend als berechtigt anzunehmen, gestattete mir meine Wahrhaftigkeit nicht. Auch bei meinem erwähnten Aufenthalt in Riga, wo ich besonders freundschaftlich in der litterarischen Gesellschaft „Euphonie" verkehrte, mußte ich wiederholt den Doktortitel ablehnen. Es wurde mir deshalb bei meinem Abschiede ein witzig erfundenes und künstlerisch ausgeführtes Diplom verehrt, laut dessen ich zum „Doktor der Euphonie" ernannt wurde. Nachdem ich zwei Jahre später von Jena den wirklichen Titel erworben hatte (der Dekan der philosophischen Fakultät war Ernst Haeckel), konnte ich seit 1874 wenn auch nicht als „Magister", so doch als „Doktor gar" die Titulatur widerspruchslos über mich ergehen lassen.*)

Während ich für mein erst mehrere Jahre später vollendetes Werk über das deutsche Volksschauspiel der Reformations-

---

*) Das Prädikat „Professor" wurde mir im April 1895 in Berlin verliehen, ohne daß ich einen Schritt dazu gethan hatte. Es war dies eine Auszeichnung, mit der das preußische Kultusministerium mich überrascht und infolgedessen auch erfreut hat.

zeit die ersten Studien in der Dresdener Königlichen Bibliothek beginnen konnte, hatte ich mich auch mit Hans Sachs näher bekannt machen müssen. In der alten Nürnberger Gesammtausgabe des Dichters lernte ich unter den Fastnachtspielen auch das köstliche „Heiß Eisen" kennen und war so überrascht von der bei aller Knappheit so meisterhaften dramatischen Form, daß ich mir es ausschrieb und zugleich behufs leichterer Verständlichkeit sprachlich bearbeitete. Als in dieser Zeit Marie Seebach sich in Dresden ein schönes Heim eingerichtet hatte (leider auch wieder nicht für lange), hegte sie den Wunsch, in ihrer geräumigen Wohnung eine Gesellschaft zu geben und dafür mit mir zusammen etwas aufzuführen. Als ich ihr meine nur erst flüchtig ausgearbeitete Abschrift des Hans Sachsschen Spiels vorlas, war sie so entzückt davon, daß sie nicht ruhte, bis ich ihr das Stückchen mit den nothwendigen Säuberungen dramatisch zurecht gemacht hatte. Und so wurde es in ihrer Gesellschaft von ihr und mir (im Kostüm) zuerst gespielt. Die gute Seebach hatte bei der ganzen Sache von vornherein nur den Gedanken gehabt, für ihre fortgesetzten Gastspielreisen eine dankbare neue Rolle zu gewinnen. Und das ist ihr gelungen, denn überall, wohin sie überhaupt noch kam, hatte sie die „Frau" in „Heiß Eisen" gespielt. (Erst nach meinem Vorgang hat auch Laube das Stückchen — natürlich in seiner eigenen Einrichtung — auf die Bühne gebracht.)

Nachdem ich in Dresden noch einige Jahre in den angenehmsten gesellschaftlichen Verhältnissen gelebt hatte, wurde mir durch den Tod meiner Mutter, sowie bald darauf auch meiner jüngeren Schwester, meine Häuslichkeit zerstört. Ich faßte deshalb den Entschluß, meinen Wohnsitz in Dresden aufzugeben, um wieder nach Berlin, der Stadt meiner Wiege, zurückzukehren. Waren ja doch auch durch meine häufigen Besuche in Berlin die Beziehungen zu meiner Vaterstadt immer noch erhalten geblieben.

Noch bevor ich im Herbst 1879 nach zwölfjährigem Aufenthalte Dresden verlassen hatte, war ich von Miß Archer, der verdienstvollen Vorsteherin des Victoria-Lyceums in Berlin, freundlichst eingeladen worden, mich an den Vorlesungen im Lyceum zu betheiligen. Mehrere Jahre hindurch habe ich hier ausschließlich über Shakespeare gelesen. In dieser neuen Thätigkeit war ich jedoch von meiner früheren Methode insofern abgewichen, als ich die Rezitation und Erläuterung jedes einzelnen Dramas auf mehrere Vorlesungen zu vertheilen hatte. Als Miß Archer, eine in ihrer unermüdlichen und aufopfernden Thätigkeit ausgezeichnete Dame, verstorben war, setzte auch ich meine Vorlesungen im Lyceum nicht weiter fort.

Zu einer Reise nach England, im Mai 1880, war ich besonders durch den Wunsch angetrieben worden, das Heimathland Shakespeares kennen zu lernen. Denn ich mußte mir sagen, daß man aus der Kenntniß von Land und Leuten auch manche neue Aufschlüsse und Gesichtspunkte für die Beurtheilung eines solchen Dichters gewinnen werde. Mehr als in seiner Geburtsstadt Stratford ist mir diese Voraussicht natürlich in London, auf dem Boden seiner dichterischen Thätigkeit, erfüllt worden. Auch bezüglich dieser Reise muß ich mich hier auf die allgemeine und kurze Angabe beschränken und will darüber nur noch erwähnen, daß ich auf dem Wege nach Stratford auch einen Tag in Oxford, und zwar in dem gastlichen Hause Max Müllers, verweilte. Ich hatte außerdem das Glück, dem merkwürdigen Universitätsfeste der „Commemoration“ als höchlichst erstaunter Zuhörer beizuwohnen.

Meine schon in Dresden weit vorgeschrittene Arbeit über das Schauspiel im Zeitalter der Reformation setzte ich in Berlin mit Eifer fort. Abgesehen von allen anderen dafür gemachten Studien hatte ich mehrere Hunderte von Schauspielen aus dem 16. und 17. Jahrhundert in den alten Drucken gelesen, um aus dem Scenenbau, den Bühnen-

anweisungen, Vorreden und Anmerkungen ein Bild von dem scenischen Theater jener Zeit zu konstruiren. Denn es war bei dieser Arbeit nicht meine Absicht, eine Litteraturgeschichte des Dramas zu schreiben, sondern es kam mir einzig darauf an, von der Entwickelung des lebendigen Schauspiels, also in seiner theatralischen Erscheinung, eine anschauliche Darstellung zu geben. Nachdem ich etwa sechs Jahre auf die Arbeit verwendet hatte, erschien das Buch 1882 in dem „Verein für deutsche Litteratur“ unter dem Titel: „Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels, vom Beginn der Reformation bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts.“ Zwei große Reformatoren bildeten Anfang und Ende: Luther und Lessing.

Schon während dieser Arbeit war ich auch mit Hans Sachs, dem darin ein besonderes Kapitel gewidmet war, immer vertrauter geworden, und nach dem Erscheinen des vorgenannten Buches konnte ich das für ihn gesammelte Material zunächst aus den Schätzen der Berliner Königlichen Bibliothek erheblich vervollständigen. Bei einer Erscheinung wie Hans Sachs mußte, viel mehr als der Dichter, der Mensch mich anziehen, die urgesunde und sittlich reine Persönlichkeit, die mir durch die eingehendere Kenntniß seiner Dichtungen immer liebenswerther wurde. In gleicher Weise steigerte sich auch mein Interesse für seine in ihrer alterthümlichen Schönheit so herrliche Vaterstadt. Seit dem Jahre 1861 habe ich auf meinen Reisen nach München und dem bayerischen Hochland Nürnberg wohl ein Dutzend Mal besucht; seitdem ich aber zu der Ueberzeugung gekommen war, daß Hans Sachs in seiner Bedeutung und Eigenart nur im Zusammenhange mit der Geschichte seiner Zeit und auf dem heimathlichen Boden seiner Thätigkeit zum vollen Verständniß gebracht werden könne, habe ich Nürnberg nicht nur besucht, sondern auch studirt, in seiner reichen Geschichte wie in seiner örtlichen Beschaffenheit,

die — trotz den vielen von der Zeit geforderten Neuerungen — auch heute noch für mich von bestrickendem Reize ist.

Als ich im Jahre 1887 nach längerer Pause mich entschloß, wieder einige öffentliche Vorlesungen zu halten, wählte ich Hans Sachs als Thema. Aber sowohl die Vorlesungen wie die vielen über Hans Sachs und das alte Nürnberg in verschiedenen Zeitschriften von mir veröffentlichten Studien, wie endlich auch das Büchelchen, das ich 1887 unter dem Titel „Hans Sachs, Leben und ausgewählte Dichtungen" herausgab, waren Alles nur Vorläufer für mein Hauptwerk, für das ich zu meiner Freude in dem J. J. Weberschen Verlag in Leipzig ein so gesichertes Unterkommen fand, daß ich nunmehr mit um so größerem Eifer an seiner Vollendung arbeitete. Mit dem Erscheinen des Buches „Hans Sachs und seine Zeit" war ich im Herbst 1893 der großen Hans Sachs-Feier noch um ein ganzes Jahr vorausgekommen. Die Feier selbst aber, zu der ich für die Tage des 4. und 5. November 1894 nach Nürnberg gerufen wurde, hat in den Kranz meiner angenehmsten Lebenserinnerungen ein paar der kostbarsten Blätter eingeflochten.

Auch hier will ich nicht unerwähnt lassen, welche Förderung meiner Arbeit über den Nürnberger Volksdichter durch meine langjährigen freundlichen Beziehungen zu dem bewährten Hans Sachs-Gelehrten Professor Edmund Goetze in Dresden zu Theil geworden war, indem Goetze, der durch seine streng philologischen Arbeiten sich hervorragende Verdienste erworben hat, mir in manchen Fragen, die sowohl die Textkritik wie andere Dinge betrafen, bereitwilligst Auskunft gab. Da ich weder Philolog noch Forscher war, so mußten naturgemäß auch meine Bestrebungen ganz andere sein als die der Litteraturgelehrten, wenn auch in diesem Falle die zweierlei Wege denselben Ausgangspunkt in der Liebe zum Dichter haben mochten. So wenig aber ich selber die Bedeutung der wissenschaftlichen

Behandlung unterschätze — denn erst sie kann die sichere Grundlage für die ästhetische Würdigung und historische Darstellung geben —, so sollten auch die Fachgelehrten eine gleiche Duldsamkeit üben. Denn alle verdienstvollen Bemühungen unserer Litteraturgelehrten haben es mit der wissenschaftlichen Methode doch nicht vermocht, den liebenswerthen und dennoch dem deutschen Volke ganz fremdgewordenen Dichter über die Begrenzungen der Litteraturgeschichte hinaus ins Freie zu führen, damit er unter der Sonne des neuen Deutschen Reichs zu neuem Leben auferstehe.

---

Während der langen Reihe von Jahren, in denen ich mit meinem umfänglichsten Werke beschäftigt war, sind zu verschiedenen Zeiten auch noch andere Arbeiten entstanden, von denen hier nur ein paar erwähnt sein mögen. Im Jahre 1884 hatte ich einen einbändigen Roman „Marienburg“ herausgegeben, für den ich zum Theil ein schon früher verfaßtes Schauspiel verwerthete, das nirgends aufgeführt worden ist, weil das Berliner Königliche Schauspiel (noch unter der Intendanz v. Hülsen) verschiedene Bedenken dagegen hatte, worauf ich das Stück zurückzog. Ebenso verfuhr ich später mit einem Drama „Die Klausnerin“, nachdem die Aufführungen desselben in Dresden und in Weimar ungünstig ausgefallen waren. Dagegen mochte ich bei der anfänglichen Ablehnung des einaktigen dramatischen Gedichtes „Gastrecht“ mich nicht beruhigen, und das kleine Stück ist denn auch auf fast alle deutschen Bühnen gekommen und überall mit gleich starker Wirkung. Unmittelbar nach meinem Roman „Marienburg“, dessen patriotische Tendenz für die mangelhafte dichterische Gestaltung nicht entschädigen konnte, erschien mein Buch „Klassische Frauenbilder“ (1884), das nur eine Umgestaltung und Erweiterung einer früheren ähnlichen Studie war. Zwei Jahre später folgte eine theatergeschichtliche Jubiläumsschrift „Hundert Jahre

des Königlichen Schauspiels in Berlin", deren Erscheinen mit dem Tode des Intendanten v. Hülsen und mit dem Anfange der Intendanz des Grafen v. Hochberg zusammenfiel. Da mein Buch zu dem Jubiläumstage rechtzeitig erscheinen mußte, war ich genöthigt, von den fünfunddreißig Jahren der Hülsenschen Theaterleitung nur eine kurze und allgemeine Charakteristik, unterstützt durch statistische Tabellen, zu geben; für eine Vervollständigung der Geschichte hat mir leider bis jetzt die Zeit gefehlt.

Schon seit einigen Jahren hatte ich dem Lesekomitee zur Prüfung der dem Königlichen Hoftheater eingereichten Stücke angehört. Bis Ende der siebziger Jahre war außer Fr. Adami auch Kossak Mitglied dieses Prüfungskomitees gewesen, bis infolge seiner sehr lange währenden schweren Krankheit (er starb im Januar 1880) der als Schriftsteller begabte und beliebte Ad. v. Winterfeld für ihn eintrat. Ullrichs Amt, aus der großen Masse der eingesandten Stücke diejenigen auszuwählen, die überhaupt einer näheren Prüfung durch die Mitglieder des Komitees unterzogen werden konnten, wurde nach Ullrichs Pensionirung (1887) dem Professor Emil Taubert übertragen, der gleich seinem Vorgänger durch strengste Pflichttreue und Unbestechlichkeit des Urtheils sich auszeichnete, und dessen frühzeitiger Tod von Jedem, der den liebenswerthen Mann näher kannte, schmerzlich empfunden werden mußte. Nachdem ich noch unter Tauberts dramaturgischer Leitung ein paar Jahre hindurch Mitglied des Lesekomitees geblieben war, hörte diese so lange bestandene Einrichtung allmählich und stillschweigend auf, indem die Entscheidung über die Stücke allein dem Regisseur des Schauspiels zufiel.

Meine eigene dramatische Thätigkeit war schon seit Jahren eine sehr geringe geworden. Die Bühne hat nichts dabei verloren, denn wenn ich auch aus der langen Zeit meiner schriftstellerischen Wirksamkeit nicht weniger als sechsunddreißig wirklich aufgeführte dramatische Erzeugnisse (darunter acht

Bearbeitungen fremder Stoffe) zusammenzählen kann, und wenn auch einzelne davon mir geglückt waren, so lag doch bei mir der fortdauernde Antrieb zur dramatischen Dichtung viel weniger in einer entschiedenen Begabung dafür als vielmehr in meiner von Jugend auf mir zur Gewohnheit gewordenen Beschäftigung mit dem Theater. Und dem Reize, den das Bühnenwesen ausübt, ist der Dichter ebenso unterworfen wie der Schauspieler, auch wenn der gehoffte Erfolg ausbleibt.

Hingegen war mir auf dem Felde der dramaturgischen Thätigkeit dennoch in einer anderen Stadt eine Freude geworden durch eine Angelegenheit, die ich hier nicht stillschweigend übergehen kann. Es war die in München von dem Intendanten v. Perfall im Juni 1889 auf meine wiederholten Anregungen ins Leben gerufene neue Bühneneinrichtung, bei der es durch Vereinfachung des ganzen scenischen Apparates darauf abgesehen war, die Shakespeareschen Dramen in derjenigen Form zur Darstellung zu bringen, in der sie vom Dichter geschaffen sind. Es liegt auf der Hand, daß die scenischen Formen der Shakespeareschen Dramen abhängig waren von der Bühne seiner Zeit, was wir auch in der ganzen Struktur seiner Stücke erkennen. Wenn deshalb das Shakespearesche Drama in eine völlig veränderte Bühneneinrichtung, wie die des modernen Dekorationstheaters, hineingezwängt wird, so muß ein Mißverhältniß daraus entstehen. In längeren Abhandlungen, die sich auch gegen das unkünstlerische Natürlichkeitsprinzip richteten, habe ich diesen Gegenstand eingehend erörtert. Außerdem hatte ich auf eine bereits im Jahre 1817 von Schinkel geplante Veränderung des Theaters hingewiesen, die in der Vereinfachung des Bühnenraums den künstlerischen Anschauungen des großen Meisters entsprach und in den Grundzügen dem alten englischen Theater nahe kam. Durch diese meine Veröffentlichungen war Herr v. Perfall — wie er selbst stets freudig anerkannte — zu dem

Unternehmen seiner neuen Bühneneinrichtung gelangt, die in München am 1. Juni 1889 mit einer Aufführung von „König Lear“ erprobt wurde. Trotz des mächtigen Eindruckes, den die Vorstellung machte, ist doch der innerste künstlerische Gedanke dieser neuen Einrichtung nur von Wenigen ganz erkannt und gewürdigt worden. Daß diese Reform nicht auch von anderen Bühnen aufgenommen wurde, liegt hauptsächlich daran, daß unsere Bühnenleiter und Regisseure sich eine Regiekunst nicht denken können ohne die umfassendste Mitwirkung der Dekorations- und Maschinenkünste und ohne den ganzen Aufwand des üblich gewordenen Bühnenausputzes, der mit der wirklichen dramatischen „Kunst“ nichts mehr zu schaffen hat. Nach meiner innersten Ueberzeugung hat Perfall mit der muthigen Ausführung eines Gedankens, auf dessen Verwirklichung ich kaum jemals hoffen konnte, einen Schritt gethan, der ihm zu dauerndem Ruhme gereichen wird. Daß auch unter seinem jetzigen Nachfolger in München die Shakespeare-Bühne noch festen Bestand hat, wird vielleicht endlich doch auch Andere veranlassen, auf die Sache einzugehen. „Antiquarisches Experiment — Phantasterei — unpraktischer Idealismus!“ das pflegen die bequemen Einwände gegen derartige muthige Unternehmungen zu sein, die der Fortdauer einer unkünstlerischen Richtung in den Weg treten. Der unberechtigtste von allen dagegen gemachten Einwänden ist der eines „Zurückschraubens“ auf eine Zeit der Unvollkommenheit des Theaters. Denn eine auf Vernunftgründen fußende gesunde Reaktion ist ein Fortschritt.

Als ich im Jahre 1891 im April auf Einladung des Vorstandes der „Shakespeare-Gesellschaft“ in Weimar den Vortrag in der Jahresversammlung übernommen hatte, lag es mir nahe, das Thema zu wählen, das mich in der letzten Zeit ganz besonders beschäftigt hatte. Indem ich über die „scenischen Formen Shakespeares in ihrem Verhältniß zur Bühne seiner Zeit“ sprach, hatte ich natürlich — wenn auch nur kurz —

das Perfall'sche Unternehmen in seiner künstlerischen und praktischen Bedeutung beleuchtet. Am Schlusse meines Vortrages hatte vor allen Anderen der Großherzog selbst mit großer Wärme mir seine Befriedigung über meine Auseinandersetzungen ausgesprochen, und er versicherte dabei, diese von mir geschilderte Shakespeare-Bühne würde er jedenfalls in Weimar einführen. Es geschah dies aber nicht, weil der Intendant Herr v. Bronsart mit aller Heftigkeit sich dagegen sträubte. Und doch hätte man gerade von Weimar, als dem Mittelpunkte für die Bestrebungen der Shakespeare-Gesellschaft, die fördernde Theilnahme für eine künstlerische That erwarten sollen, die mehr als alle ästhetischen Untersuchungen geeignet war, den großen Dramatiker in seinem ursprünglichen und wahren Wesen zu zeigen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, scheint mir jene Münchener Bühnenreform gerade ihre sehr praktische Bedeutung zu haben. Wenn mir mit Bezug auf meine dazu gegebenen Anregungen von mancher Seite — „halb mit Erbarmen“ — das „idealistische“ Streben vorgehalten wurde, so brauche ich eine solche eingeschränkte Anerkennung nicht abzulehnen. Meine Grundsätze, sowohl in künstlerischen Fragen wie auch im Leben, sind keine willkürlich angenommenen, sondern sie entspringen aus meinem innersten Empfinden, und deshalb ist nichts daran zu ändern. Uebrigens hat man Beispiele, daß Bestrebungen, die anfänglich als „idealistische“ belächelt wurden, späterhin zu sehr praktischer Bedeutung gekommen sind.

Vielleicht wird dies auch bei der „Mozart-Gemeinde“ sich zeigen, die ich Ende 1894 in Berlin ins Leben gerufen habe. Ein praktischer Zweck derselben lag zunächst nur in der Unterstützung des Salzburger Centralvorstandes, dessen dringenden Wünschen ich mit der Bildung der Berliner Gemeinde nachgekommen war. Der ideale Zweck war aber eine Vereinigung Gleichgesinnter unter dem Zeichen des Meisters, in

dem ich nicht nur den wunderbarsten Musikgenius verehre, sondern der mir in seiner Tonsprache und seinem künstlerischen Formgefühl überhaupt als die Offenbarung aller Kunstgesetze gilt. Meine wiederholten Versuche, das mit vielen Mühen verbundene Amt der Verwaltung in andere Hände zu legen, sind bisher leider vergeblich gewesen. Wenn ich daher, mit Rücksicht auf das schnelle Gedeihen und stets fortschreitende Wachsthum der Berliner Mozart-Gemeinde, die Last der Arbeiten vorläufig weiter zu tragen habe, so wird endlich doch ein Anderer sich dafür finden müssen. Das so erfreuliche Gedeihen einer Vereinigung, die dem Kultus der reinen Schönheit zum Sammelpunkte dient, ist in unserer Zeit, in der auf allen Gebieten der schönen Künste die Elemente der Geschmacksverwirrung und der Zerstörung thätig sind, gewiß nicht werthlos. Man sage nicht, daß es sich bei diesen feindseligen Bestrebungen um Fortschritte handelt, um Erweitung der Grenzen der Kunst. Wirkliche Fortschritte werden nicht durch Verleugnung der Grundbedingungen aller Kunst bewirkt, nicht durch Mißachtung solcher Grundgesetze, die aus dem innersten Wesen der Kunst entsprungen sind, und die deshalb bestehen, solange überhaupt von Kunst geredet werden kann. Heilsame Neuerungen und Fortschritte bleiben stets im Zusammenhang mit dem Vorhandenen, denn sie werden sich aus diesem entwickeln, ohne daß deshalb die Verbindungsfäden durchschnitten zu werden brauchen. Das Bekenntniß der Macbeth-Hexen: „Schön ist häßlich, häßlich schön“ möge in dem Nebeldunste, der den Hexen wohlgefällig ist, verbleiben, für die Kunst hat es keine Geltung. Wenn wir in der anmaßenden modernen Richtung der Malerei auf die Verhäßlichungen der Natur und auf die kindischen Stümpereien blicken, mit denen die „Modernen“ sich stolz zur neuen „Schule“ bekennen, so ersehen wir, daß — wie in der sozialpolitischen Bewegung unserer Zeit — auch in der Kunst gewisse Naturrechte beansprucht

werden. Ganz folgerichtig werden diese Rechte am entschiedensten von Solchen gefordert, die nichts können, und denen deshalb Begriffe wie Formvollendung, Farbenharmonie und künstlerische Komposition als veraltete Theorien gelten. Es ist sonach das „Recht des Nichtkönnens“, das von diesen neuen Kunstpropheten beansprucht wird.

Die sozialpolitische Bewegung, die unsere Zeit beunruhigt, ist gewiß in ihrem Ursprung verständlicher und deshalb in gewissem Sinne berechtigter, als es die sinnwidrigen, nach der Herrschaft begehrenden Grundsätze der antikünstlerischen „Modernen“ sind. Das Gemeinsame liegt nicht in den Beweggründen, sondern nur im Thun, im Angriff gegen die hergebrachte und bestehende Ordnung der Dinge, nach dem Worte des Mephistopheles: „Was besteht, ist werth, daß es zu Grunde geht.“ Wir können getrost zugeben, daß die bitteren Klagen in dem berühmten Monolog des Hamlet — „des Rechtes Aufschub, der Uebermuth der Aemter und die Erniedrigung, die Unwerth schweigendem Verdienst erweist“ — daß Alles dies auch heute, nach dreihundert Jahren, noch zutreffend ist. Das aber hat einfach seinen Grund darin, daß in dieser unvollkommenen Welt die Natur des Menschen stets dieselbe geblieben ist und bleiben wird.

Aber nicht allein an Hamlets Klagen werde ich hier erinnert, sondern noch an eine andere dichterische Gestalt, die für mich zum Höchsten und Schönsten in der Weltpoesie gehört: an des großen Cervantes herrlichen „Don Quixote“. Man wird über die Zusammenstellung dieser beiden Gestalten sich wundern. Aber auch Hamlet ist von dem Wahn beherrscht, daß er zur Welt gekommen sei, die „aus den Fugen“ gerathene sittliche Ordnung darin wieder herzustellen. Es ist sonderbar, daß bei den zahllosen und meist überflüssigen Untersuchungen des Hamlet-Charakters, dessen Grundzug doch der sittliche Rigorismus ist, noch Niemand eine Verwandtschaft zwischen

ihm und dem Ritter von La Mancha gefunden hat. Trotz der bestehenden großen Unterschiede zwischen der tragischen und der tragikomischen Gestalt liegt doch das Gemeinsame nicht allein in dem sie durchdringenden sittlichen und Rechtsgefühl, sondern auch in der Verkehrtheit ihres Handelns. Donquixotisch sind bei Hamlet doch wirklich mehrere seiner Handlungen; sie sind es in der zwecklosen Tödtung des Polonius wie auch der beiden Höflinge, denn diese sind in Anbetracht seiner eigentlichen Aufgabe doch nur Windmühlenflügel und keine Riesen. Wir lieben darum freilich doch Hamlet, und wir lieben noch viel mehr die rührend humoristische Gestalt des Don Quixote. Mir wenigstens steht dieser meinem Herzen noch um Vieles näher, und ich stimme dem Geistesverwandten des Cervantes, dem englischen Humoristen Lawrence Sterne, vollkommen bei, wenn er im „Tristram Shandy“ sagt, daß er den Don Quixote „mit allen seinen Narrheiten lieber habe als die großen Helden des Alterthums“. Daß der ebenso Gute wie Tapfere in seinem rücksichtslosen Draufgehen gegen alles wirkliche oder vermeintliche Unrecht stets so übel wegkommt, macht uns diese in ihrer Art einzige Schöpfung des tiefsinnigen Humors selbst in ihrer Komik ebenso rührend wie sympathisch.

Da nun Sympathie nicht zu denken ist ohne eine bestehende Uebereinstimmung der Empfindungen, so wird man aus meiner wahrhaften Liebe für den närrischen Ritter de la Mancha schließen müssen, daß auch in mir selbst etwas ihm Verwandtes stecken müsse. Ich bin nun wohl nicht ganz so thöricht und auch nicht ganz so gut wie er. Aber in diesen meinen schließlichen Bekenntnissen darf ich es sagen: Ich habe in meinem Leben es niemals unterlassen können, einem wirklichen Unrecht, gleichviel ob es mir selbst oder Anderen widerfuhr, entgegenzutreten, und habe mich dabei auch niemals durch Rücksichten auf etwaige mir selbst daraus erwachsende Nachtheile davon abhalten lassen. Ich räume auch ein, daß ich mir dabei schon

manches Mal den Kopf gestoßen habe, und ich werde dies wohl auch noch ferner thun, solange dies Leben währt. Ist freilich die moralische Verderbniß und das Unrecht geschützt durch Verhältnisse, die jeden Widerspruch wirkungslos machen, so bleibt nichts übrig, als solchem Treiben den Rücken zu kehren und jegliche Berührung damit zu vermeiden. Vereinsamt wird man dadurch nicht werden, denn es giebt auch noch viel des Guten und Erfreulichen in diesem Leben.

Wenn ich noch in allerneuester Zeit mich veranlaßt sah, für das Recht eines großen Todten — William Shakespeares — gegen die von unklaren Köpfen und dreisten Spekulanten ausgehenden Verunglimpfungen seiner Person einzutreten, so handelte es sich hierbei gar nicht um eine litterarische „Frage" — denn eine solche besteht nicht —, sondern um eine moralische Verirrung. Nach meinen seit 1882 veröffentlichten wiederholten Zurückweisungen des wahrhaft ungeheuerlichen Unsinns dieser Bacon-Shakespeare-Theorie griff ich endlich zu dem Mittel, die Erfinder und Verfechter derselben durch eine Parodirung ihrer Methode in ihrem Wesen zu enthüllen. So viel Befriedigung mir auch die Wirkung meiner unter dem Pseudonym P. P. Hamlet erschienenen Schrift „Das Goethe-Geheimniß" (1897) gewähren konnte, so schmeichele ich mir darum doch nicht mit der Hoffnung, den Unsinn damit für alle Zeit beseitigt zu haben. Da aber die geschäftigen Verbreiter der albernen Fabel durch ihre Dreistigkeit bei Manchem wirklich Zweifel zu erregen vermochten, so war es nicht überflüssig, das Publikum gegen solche argen Täuschungen zu schützen. Donquixotisch ist dies insofern nicht, als ich weder die Windmühlen noch die Windmacher für Riesen halte, ebenso wenig wie ich von den „Modernen" in der Kunst mich jemals überreden lassen werde, in dem schmutzigen Abbild eines widrig häßlichen Bauernweibes eine Dulcinea zu sehen.

---

In dem langen und inhaltreichen Leben, auf das ich zurückblicken kann, ist das Erfreuliche so überwiegend, daß ich keinen Grund habe, zu klagen. Von den älteren Freunden, über die ich in den bis zum Ende des Jahres 1870 reichenden drei Hauptabschnitten dieses Buches Manches berichtet habe, sind nur noch sehr wenige am Leben. Aber es hat auch in der nachfolgenden Zeit bis gegenwärtig sich immer noch Ersatz gefunden, den ich sehr zu schätzen weiß. Beim Ablauf meines siebzigsten Lebensjahres waren mir von diesen neueren Freunden, bei einer hinter meinem Rücken vorbereitet gewesenen Feier, die Beweise der Sympathie in überreichem Maße entgegengebracht worden. Es ist freilich ein alter Brauch, daß Geburtstagskinder und Todte von übler Nachrede möglichst verschont werden, und bei einem Siebziger fallen beide Vorbedingungen schon ziemlich zusammen. Dennoch hatten jene mich überraschenden Zeichen liebevoller Theilnahme und die ehrende Würdigung meines Strebens mich so tief berührt, daß ich damals schon mich mit dem Vorhaben beschäftigte, meine Lebenserinnerungen niederzuschreiben. Sollten die nunmehr hier dargebotenen Mittheilungen und Bekenntnisse für Manchen zu wenig, für Andere vielleicht zu viel sein, so möge man ihren Werth dadurch zu erhöhen suchen, daß sie auf Wahrheit in jeglichem Sinne beruhen, denn in meinem ganzen Leben habe ich die Wahrhaftigkeit als die höchste Pflicht des Menschen betrachtet, und ich darf es mit voller Bestimmtheit von mir sagen, daß ich danach gelebt habe.

Obwohl meine Bekenntnisse nur einen Auszug dessen geben, was ich aus meinem Leben hätte berichten können, so wird dennoch der Leser in der Summe meiner Thätigkeit einen Umstand wahrgenommen haben, der meine Bestrebungen in gewissem Sinne nachtheilig beeinflußt hat; es ist der Fehler einer zu großen Vielseitigkeit. Abgesehen von den verschiedenen litterarischen Gebieten, auf denen ich thätig war, hat auch

meine Neigung zu den schönen Künsten, zur Musik und zum Zeichnen mich fortdauernd beschäftigt. Meine landschaftlichen Skizzen, die ich von meinen alljährlichen Sommerreisen mitbrachte, füllen allein über zwanzig Bücher. Dennoch bereue ich diese Zersplitterung nicht, denn die schönen Künste sind die farbigen Blumengewinde, die sich durchs ernste Leben ziehen. Und wenn ich mit meiner Vielseitigkeit auch keine Reichthümer erworben habe, so kann ich doch einen Schatz mein eigen nennen, der für mich höheren Werth hat — das ist die Zufriedenheit des Gemüthes.





# Namenregister.

(In diesem Verzeichniß sind nur die Namen derjenigen angegeben, zu denen der Autor des Buches in persönlichen Beziehungen stand. Die Namen Anderer sind zum Theil vorn in dem Inhaltsverzeichniß der einzelnen Kapitel enthalten.)

---

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW., Kochstraße 68—71.

Printed in Germany



